

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Gerd Kaul: Schweigen über Vietnam

Yusuf Idris: Der Stuhlträger

Heiner Dorroch: Achmet Re und die Neandertaler

A. Troppmann, G. Wolter, U. Timm, B. Rauen, G. Mateen,

Th. Weißenborn, O. Andrae, P. Schütt: Gedichte

Manfred Bosch: Altersheim-Report

Mischa Gallé: Mamatschi —

FUTUROLOGIE — WER PLANT FÜR WEN?

Gespräch mit Robert Jungk

Miclos Toth: Klage eines Geisteswissenschaftlers

Oskar Neumann: Antwort eines Ingenieurs

Conrad Schuhler: Perry Rhodan

Wilfried von Bredow: Arno Schmidt

Uwe Timm: Peter Handke

Horst Holzer: Massenmedien oder Monopolmedien?

Dieter Lattmann, H.D. Müller, Literaturproduzenten:

Organisationsmodelle für Autoren — Zwischenbilanzen

Hermann Korte: Was ist Humanität?

B. Schilling/K. Unger: Guinea-Bissau

Lehrlingsausbildung bei Siemens

Über Verträge zwischen Imperialismus und Sozialismus

16.3820

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzler, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

LITERATUR

<i>Gerd Kaul: Schweigen über Vietnam</i>	523
<i>Yusuf Idris: Der Stuhlträger</i>	537
<i>Heiner Dorroch: Achmet-Re und die Neandertaler</i>	541
<i>Artur Troppmann, Gerd Wolter, Uwe Timm, Birgid Rauen, Gabbo Mateen, Theodor Weißenborn, Oswald Andrae, Peter Schütt: Gedichte</i>	543
<i>Manfred Bosch: Altersheim-Report</i>	550
<i>Mischa Gallé: Mamatschi schenk mir ein Pferdchen</i>	556

KRITIK UND KLASSENKAMPF

<i>Gespräch mit Robert Jungk</i>	565
<i>Miclos Toth: Klage eines Geisteswissenschaftlers</i>	569
<i>Oskar Neumann: Antwort eines Ingenieurs</i>	575
<i>Conrad Schuhler: Perry Rhodan — Auf Raketen zurück in die Zukunft</i>	588
<i>Wilfried von Bredow: Der militante Eremit</i>	598
<i>Uwe Timm: Peter Handke oder sicher in die 70er Jahre</i>	611
<i>Horst Holzer: Massenmedien oder Monopolmedien?</i>	622
<i>Organisationsmodelle für Autoren — Zwischenbilanzen</i>	
<i>Dieter Lattmann: Schriftsteller in der Arbeitswelt</i>	638
<i>Hans-Dieter Müller: Autoren-Büro</i>	642
<i>Literaturproduzenten: Statut und Programm</i>	644
<i>Hermann Korte: Was ist Humanität?</i>	647
<i>Barbara Schilling / Karl Unger: Guinea-Bissau — Kolonialismus, Imperialismus und nationaler Befreiungskampf</i>	648

DOKUMENTATION

<i>Lehrlingsausbildung bei Siemens</i>	661
<i>Über Verträge zwischen Imperialismus und Sozialismus</i>	671

Anmerkungen

*die grenze der bürgerlichen welt**zum beispiel die geschichte*

- eines kleinen kontoristen,
 - eines jungen anglo-spaniers,
- eines südamerikanischen bettlers,
 - eines begabten politikers,
- eines russisch-jüdischen waisenjungen,
 - eines jungen einwanderers,

mit anderen worten: die geschichte

- eines kleinen kontoristen
(den
eine erbschaft
zum schloßbesitzer macht,)
- eines südamerikanischen bettlers,
(der
eines tages
das große los gewinnt,)
- eines russisch-jüdischen waisenjungen,
(der
im new york der jahrhundertwende
zum millionär aufsteigt,)

das heißt: die geschichte

- eines jungen anglo-spaniers,
(der
nach seiner rückkehr aus dem koreakrieg
in die fänge einer verbrecherbande gerät,)
- eines begabten politikers,
(der
im räderwerk einer parlamentarischen demokratie
scheitert,)
- eines jungen einwanderers,
(der
im amerikanischen mittelwesten
sein glück sucht und in den skrupellosen machtkampf
der automatengangster hineingezogen wird,)

mit anderen worten: die geschichte

- ☐ einer
charmanten, kleinen
französin,
 - ☐ eines segelschiffskapitäns und seiner
tüchtigen
frau,
- ☐ eines blinden,
der trotz seinem leiden ein
ausgezeichneter
schiläufer und bergsteiger wird,
 - ☐ einer
einfachen, lebensstarken
kranzflechterin,
die in zürich arbeitet und
das leben realistisch und ohne illusionen nimmt,
- ☐ einer
resoluten
londoner reinemachefrau,
die einem waisenkind in new york zu
liebevollen
adoptiveltern verhilft,
 - ☐ einer hausgemeinschaft von
schrulligen, liebenswerten
emigranten in moskau,
deren ganze zuneigung einem
klavierspielenden
wunderkind gehört,

nämlich die geschichte

- ☐ einer
fluchbeladenen
schiffbauer- und reederfamilie,
 - ☐ eines
häßlichen
zwerges,
der mit seiner gitarre vergebens die anerkennung
seiner mitmenschen an der spanischen küste
zu erringen sucht,
- ☐ eines intellektuellen,
der sich mehr und mehr in ein
absolutes

hörigkeitsverhältnis zu seiner
herrschtüchtigen
mutter verstrickt,

- ☐ eines
aus amerika
zurückkehrenden kleinbauern,
der sich in einer ihm
fremd
gewordenen welt nicht mehr zurechtfinden kann,
- ☐ eines
schwerkranken, alten
chefarztes,
dessen letzter lebensstag
im gewohnten krankenhausmilieu
äußerlich in der alten routine abläuft,
 - ☐ eines mannes,
der unter allen politischen systemen
von der zeit wilhelms II.
bis zum wirtschaftswunder unserer tage
d e r s e l b e
arme
teufel bleibt,

wie gesagt: geschichten ...

auf

der fifth avenue
in new york
steht ein mann im strömenden regen,
naß bis auf die haut;
er versucht
verzweifelt
zu begreifen,
was er dort treibt,
woher
er kommt ...
wer
er
ist ...

also geschichten über menschen ...

- in
 - ☐ sternstunden,
 - ☐ weltkriegen,

☐ flitterwochen,
☐ wirtschaftskrisen,
 das heißt:
 nach
☐ wendepunkten,
 nach
☐ ereignissen,
 die
 baron frankenstein
 so beeinflußt haben,
 daß
 aus dem,
 der er einst war,
 jener wurde,
 der er nun ist ...
 — der bankangestellte,
 der eines morgens
 als gelähmter
 erwacht,
 (... plötzlich —
 in diesem augenblick —
 niemand hatte es erwartet ...
 ... als akif eines abends nach hause
 zurückkehrte ...)
 — das adoptierte kind,
 das plötzlich erfährt,
 wer es
 wirklich
 ist,
 (... als der mond von einer
 dichten wolke verdeckt wurde ...
 ... — es war 2.17 uhr — ...)
 — der englische verteidiger,
 der sein gedächtnis
 verloren hat,
 (... da passierte es ...
 ... da verließ ein junger mann
 seine dachkammer ...
 ... näherte sich ein zug der petersburg-
 warschauer bahn dem bahnhof von petersburg ...)
 — der priester,
 der plötzlich kein priester

und
 — der soldat,
 der plötzlich
 kein mann mehr ist ...

geschichten also

die fragen beantworten ...

- warum wird
ein mann
zum morphinisten?
— infolge einer schweren kriegsverletzung ...
- was läßt
einen mann
zum mörder werden?
— schicksalsschläge, die seine familie treffen ...
- wodurch bringt
eine junge frau
ihre ehe in gefahr?
— durch ihr exzentrisches wesen ...
- und was erfährt
ein angesehener amerikanischer verlagsdirektor,
der seine stellung verliert?
— daß man als endvierziger zum alten eisen gehört ...
- und was tut
ein deutscher jude
nach dem zweiten weltkrieg?
— er sucht seine eltern ...

das heißt: geschichten

für leute

die

keine

geschichte haben ...

der bankangestellte liest

die *geschichte*

— eines korrekten

brasilianischen finanzbeamten und

ehemannes,

der

sein letztes lebensjahrzehnt

als zerlumpfter vagabund

in freiheit verlebt,

ein junge, der durch eine narbe entstellt ist,

erlebt im kino die *geschichte*
— eines jungen mannes,
der einen
zirkuselefanten erbt,
ein mann, der die welt nicht mehr versteht,
liest die *geschichte*
— eines mannes,
der kinder in
elektronengehirne verwandelt,
und ein mann, dessen traum es ist,
mit einem boot das offene meer zu befahren,
erlebt im fernsehen die *geschichte*
— eines mannes,
dessen traum es ist,
einen trödelhandel zu besitzen,
und ein armer spanischer arzt
liest die *geschichte*
— eines armen spanischen arztes,
der
in seinen träumen
ein großartiges,
heroisches
leben führt,
und ein fabrikarbeiter,
der keine *geschichte* hat,
wird zum verbrecher,
— um
seinem trostlosen alltag
zu entgehen ...
wie gesagt:
auf der eccles street in dublin
steht ein mann
im strömenden regen:
jung,
verliebt,
betrunken.
(doch:
er wird sterben.
um mitternacht.
der mörder ist schon unterwegs.
in einem grünen wagen.
sein radio spielt tanzmusik.

sein auto wird die waffe sein.)
warum?

geschichten also wie die

- eines deutschen soldaten im zweiten weltkrieg,
der zehn russische dorfbewohner
vor der exekution
bewahrt,

ähnlich wie die geschichte

- eines arztes,
der
inmitten der grausamkeiten des algerienkrieges,
(vom politischen geschehen unbeeinflusst,)
nur
der *menschlichkeit*
dient,

ähnlich wie die geschichte

- eines englischen verteidigers,
der
(vor einem militärgericht in ostasien)
eine unabhängige,
vorurteilslose *rechtsprechung*
vertritt,

vor allem die geschichte

- eines
in das kz buchenwald eingeschmuggelten kindes,
das den gaskammern von auschwitz
entronnen ist
und für die
insassen des lagers
zum symbol der
widerstandskraft und
opferbereitschaft wird,

also die geschichte

- eines
sizilianischen jungen,
der
(trotz bitterster erfahrungen in
französischen und deutschen internierungslagern
und spanischen erziehungsanstalten)
den *glauben* an

das leben und
die menschen
nicht
verliert,

das heißt: die geschichte

- drei junger orientalischer revolutionäre,
die mit *humor*
gegen die eitelkeit und gefährlichkeit eines *gouverneurs*
kämpfen,
- eines kleinen ostjüdischen flickschneiders,
der gegen die mächtigen dieser welt
nichts einzusetzen hat als die schärfe seines
verstandes,
- eines sympathischen drückebergers,
der am ende des krieges in sein heimatliches dorf
zurückkehrte und dort mit
list und *bauernschläue*
den sozialismus zu verwirklichen sucht,

nämlich die geschichte

- einer jungen frau, die
(am ende eines gefährlichen spiels)
in ihre *ehe*,
- eines leidenschaftlichen finnischen bauern, der
(nach mancherlei irrungen)
zu seiner *jugendliebe*,
- eines mannes, der
(erst durch die begegnung mit einer resoluten frau)
in das *alltägliche leben*
zu rü c k f i n d e t ,

wie gesagt: die geschichte

- eines
von den faschisten verfolgten,
alternden richters,
der sich zu einer
verzeihenden,
demütigen
haltung
dem
unrecht
gegenüber
durchringt,

- eines
ehemaligen widerstandskämpfers,
der
(nach vielen jahren
einem franco-spitzel und verräter seiner gruppe
begegnet,
(nach schweren inneren kämpfen)
zu einer
gerechten
haltung
dem gehaßten gegenüber
gelangt und)
sich
der
bürgerlichen welt
a n p a ß t . . .

das heißt: lebensgeschichten

- i m s c h a t t e n
der politischen ereignisse des
vergangenen krieges,
- v o r d e m h i n t e r g r u n d
der sich auflösenden monarchie,
- i n m i t t e n
der wirren der französischen revolution . . .

also das schicksal

von menschen
in
der gesellschaft
und in
der zeit
in der sie leben . . .
— das einsame leben
und der tod
e i n e s m a n n e s . . .

also:

eines
amerikanischen fliegers . . .

also:

i m
koreakrieg . . .
— aufstieg

und verfall
einer familie ...
nämlich:
einer
lübecker patrizierfamilie ...
nämlich:
im
ausgehenden 19. jahrhundert ...
— die begegnung eines jungen,
eines oberprimaners,
und
eines mädchens ...

das heißt:
eines jüdischen mädchens ...

das heißt:
in prag ...

das heißt:
im
prag des jahres 1942 ...

also:
die tragische begegnung ...

mit anderen worten: die geschichte
■ von palästina nach 1938,
■ der stadt augsburg zur zeit kaiser rudolfs II.,
■ der revolutionen von 1648 und 1789 ...

also die geschichte
der
europäischen gesellschaft
nach
dem sieg des
bürgertums ...

denn:
der sieg der *bourgeoisie* war damals
der sieg einer neuen gesellschaftsordnung,
der sieg
○ des *bürgerlichen eigentums* über
das feudale,
○ der *nationalität* über
den provinzialismus,
○ der *konkurrenz* über
die zunft, ...

○ der *aufklärung* über
den aberglauben,
○ der *familie* über
den familiennamen,
○ der *industrie* über
die heroische faulheit,
○ des *bürgerlichen rechts* über
die mittelalterlichen privilegien ...
(marx 1848)

aber

inzwischen
hat die *geschichte*
den
begriff
der *wahrheit*
ausgehöhlt,

und

○ *recht*
nennen wir
ordnungsrecht,
○ *freiheit*
wird
schmerzfreiheit,
○ *bruderschaft*
wird
waffenbruderschaft,
○ *bildung*
wird
kapitalbildung,
○ *probleme*
werden
schuppenprobleme,
○ *kultur*
wird
bakterienkultur,
○ *familie*
wird
fernsehfamilie,
○ *vater*
wird
doktorvater,

und

das bürgerliche *subjekt*
ist nicht mehr
das subjekt der weltgeschichte,
dafür ist es ...
zu alt geworden.

und

das selbstverständnis des
unbestrittenen exponenten der
bürgerlichen welt,
das der usa nämlich,
ist in konfrontation mit einem
neuen
welthistorischen
prinzip
in
vietnam
endgültig erschüttert ...
(willms 1969)

aber

immer noch
lesen
und hören
und sehen wir
geschichten:

die *geschichte*

— von robert t. ironside soll uns zeigen,
daß der vater
(trotz seiner lähmung)
immer noch der
vater
ist ...

und die *geschichte*

— der familie barkley soll uns zeigen,
daß eine familie ohne vater
immer noch eine
familie
ist ...

und die *geschichte*

— von joe mannix soll uns zeigen,
daß auch ein detektiv einen
chef
hat

und
daß auch das starke,
echte
menschenschicksal
noch möglich ...
ist ...
(horkheimer, adorno 1947)

und

immer noch
lesen
und
sehen
und
hören
wir
geschichten,
die nicht
unsre
sind:

wie gesagt: die geschichte

○ eines gutbürgerlichen bankiers,
der
(nach enttäuschenden erlebnissen)
unerwartet
glück und *geborgenheit*
hinter gefängnismauern
findet,

wie gesagt: die geschichte

○ eines indischen bauernhepaares,
das
(trotz not und armut)
in seiner *liebe*
den schlüssel zum
wahren *glück*
besitzt,

wie gesagt: die geschichte

○ eines pariser buchbinders,
der
(unter der maske eines biedereren kleinbürgers)

einer der größten *verbrecher*
seiner zeit ist,

wie gesagt: die geschichte

- ☐ zweier liebenswerter *trinker* in einer französischen küstenstadt,

wie gesagt: die geschichte

- ☐ einer nicht alltäglichen *ehe*,

wie gesagt: die geschichte

- ☐ eines schüchternen *millionärs*,

wie gesagt: die geschichte

- ☐ „einer“ „einfachen“, „lebensstar . . .“

wie gesagt:

- ☐

Yusuf Idris
Der Stuhlträger

Ihr mögt mir glauben oder nicht, aber eure Meinung, verzeiht, geht mich nichts an, es genügt, daß ich ihn gesehen und mit ihm gesprochen, daß ich ihn getroffen und den Stuhl gesehen habe. Ich habe, so meine ich, ein Wunder erlebt; aber ein noch größeres Wunder oder eine Katastrophe ist es, daß weder der Mann noch der Stuhl, noch die ganze Geschichte irgendeinen der Passanten auf dem Opernplatz, in der Straße der Republik oder sonstwo in Kairo, oder vielleicht auf der ganzen Welt in jenem Augenblick aufhielt. Ein riesiger Stuhl — du siehst ihn und denkst, er komme aus einer anderen Welt oder er sei zu einer Festveranstaltung aufgestellt, gewaltig wie ein Gebäudekomplex, den breiten Sitz mit einem samtenen Tigerfell bezogen, die Lehnen mit Seide bespannt. Und dein sehnlicher Wunsch, wenn du ihn siehst, ist, darauf zu sitzen, und sei es auch nur einmal oder für einen kurzen Augenblick. Ein Stuhl, der sich bewegt, er schreitet bedächtig voran, als handle es sich um die Prozession des Al-Machmel, des Zugs der prachtvoll geschmückten Sänften nach Mekka, und du glaubst, er gehe aus eigener Kraft. Vor Schrecken oder Staunen gerätst du fast in Versuchung, vor ihm niederzuknien, ihn anzubeten und ihm Opfer darzubringen. Doch im letzten Augenblick sah ich zwischen den vier kräftigen Stuhlbeinen, die in furchtbar scharfen Tatzen endeten, ein fünftes Bein, ausgemergelt und völlig abstechend von jener Pracht und Mächtigkeit. Aber nein, es war gar kein Bein, es war ein hagerer Mann, dessen Adern sichtbar hervortraten, und auf dessen Leib der Schweiß in Rinnen und Gräben herunterfloß und Haare, Wälder und Wildnisse wachsen ließ. Glaubt mir, denn, bei allen Heiligen, ich lüge und übertreibe nicht, sondern ich gebe nur, so gut es geht, wieder, was ich gesehen habe. Wie konnte ein magerer, gebrechlicher Mann wie jener einen solchen Stuhl tragen, der mindestens eine oder vielleicht mehrere Tonnen wog? Das ist es, was einen um den Verstand bringt, als wäre es das Werk eines Zauberkünstlers. Aber du betrachtetest das ganze aufmerksam, und du prüfst es noch einmal genau und findest, es gebe da keine Täuschung: der Mann trägt tatsächlich den Stuhl ganz allein und bewegt sich mit ihm fort.

Das Sonderbare, das Befremdliche, das Schreckenerregende aber ist, daß keiner, weder auf dem Opernplatz, noch in der Straße der Republik, noch vielleicht in ganz Kairo darüber staunt oder sich wundert oder darin etwas Besonderes sieht, als handle es sich bloß um einen Leihstuhl, den ein Laufbursche irgendwohin trägt. Ich schaue die Leute, den Stuhl und den Mann an, in der Hoffnung das Hochziehen einer Augenbraue, das Geräusch einer Lippe oder einen Ausruf des Staunens wahrzunehmen, aber nichts dergleichen geschieht.

Allmählich hatte ich das Gefühl, daß die ganze Geschichte etwas sei, worüber weiter nachzudenken unheimlich wäre. In diesem Augenblick war der Mann mit seiner Last nur noch einen Schritt von mir entfernt, ich erkannte nun sein gut-

mütiges Gesicht, trotz der vielen Furchen. Dennoch war sein Alter nicht zu schätzen. Ich sah noch mehr. Er war nackt, nur ein Gürtel schlang sich fest um seine Hüften, von dem vorn und hinten ein Latz aus einem Stoff wie Segeltuch herabfiel. Aber du mußt innehalten und fühlst, daß es in deinem Kopf wie in einem leeren Raume widerhallt. In seinem Aufzug erscheint er nicht nur in der Stadt fremd, sondern auch in diesem ganzen Zeitalter. Es fällt dir ein, daß du eine ähnliche Gestalt schon in den Geschichtsbüchern oder bei den Ausgrabungen gesehen hast. Plötzlich wurde ich von einem demütig fragenden Lächeln überrascht, von einer Stimme und von Worten.

„Gott erbarme sich deiner Eltern, mein Sohn . . . Hast du nicht deinen Vater Ptah Ra gesehen?“

Ist das Hieroglyphisch auf Arabisch gesprochen oder Arabisch auf Hieroglyphisch? Könnte der Mann einer von den alten Ägyptern sein?

Ich stürzte auf ihn los:

„Treib es nicht zu weit und behaupte, du seist einer von den alten Ägyptern!“

„Es gibt weder alte noch moderne, ich bin ein Ägypter, das ist alles.“

„Was ist das für ein Stuhl?“

„Meine Last . . . warum suche ich denn sonst deinen Vater Ptah Ra?“

„Warum?“

„Damit er, so wie er mir befahl, den Stuhl zu tragen, mir auch befiehlt, ihn wieder abzusetzen, meine Kräfte sind am Ende.“

„Trägst du ihn schon lange?“

„Sehr lange, denk nicht darüber nach!“

„Seit einem Jahr?“

„Was sagst du, ein Jahr, mein Sohn! Sag, seit etwa einem Jahr und einigen Tausenden.“

„Tausend, was?“

„Jahre . . .“

„Seit den Tagen der Pyramiden etwa?“

„Noch davor, seit den Tagen des Nils.“

„Nil, was?“

„Seit sie den Nil Nil nennen und die Hauptstadt vom Berg ins Tal verlegten. Damals kam dein Vater Ptah Ra zu mir und sagte: ‚Lastenträger, trag!‘ Ich trug und ich suchte ihn an allen Ecken und Enden, damit er mir sage: ‚Setz ab‘. Von jenem Tag an bis heute habe ich ihn nicht getroffen.“

Jede Fähigkeit und jedes Verlangen, mich zu wundern, war damit gänzlich verschwunden. Denn wer einen so schweren, mächtigen Stuhl auch nur einen Augenblick lang tragen kann, kann ihn auch tausend Jahre schleppen: kein Staunen und kein Einwand.

Nur eine Frage drängte sich mir noch auf:

„Angenommen, du findest unseren Vater Ptah Ra nicht, wirst du dann den Stuhl immer weiter tragen?“

„Was soll ich tun, ich bin ein Lastenträger, und das ist ein mir anvertrautes Gut. Ich bekam den Befehl, ihn zu tragen, wie könnte ich ihn ohne Befehl absetzen?“ Es war vielleicht die Wut, die mich dazu trieb:

„Du setzt ihn einfach aus Überdruß ab, Bruder, aus Müdigkeit; wirf ihn weg, zertrümmere, verbrenne ihn! Die Stühle sind dazu gemacht, daß sie die Leute tragen, nicht daß die Leute die Stühle tragen.“

„Das kann ich nicht . . . Ich trage ihn nicht zu meinem Vergnügen, ich trage ihn, weil es mein Broterwerb ist.“

„Na und . . . Wenn er deine Kräfte verschleißt und dein Kreuz zerbricht, dann zum Teufel damit.“

„Du kannst das sagen, es kümmert dich nicht, weil du ihn nicht trägst. Ich aber trage ihn, und er ist mir anvertraut, und wer Anvertrautes trägt, trägt auch die Verantwortung dafür.“

„Aber wie lange denn, in Gottes Namen.“

„Bis der Befehl von Ptah Ra kommt.“

„Er ist tot, seit Ewigkeit tot.“

„Wer ist sein Nachfolger, sein Vertreter, welche Enkel sind ihm geboren, wer hat ein Erkennungszeichen von ihm?“

„Gut, ich befehle dir, ihn niederzusetzen.“

„Ich gehorche dem Befehl, und ich danke dir . . . nur, bist du mit ihm verwandt?“

„Nein, leider nicht.“

„Hast du ein Erkennungszeichen von ihm?“

„Nein, ich habe keins.“

„Dann, mit Verlaub.“

Als er sich aber anschickte weiterzugehen, schrie ich, um ihn anzuhalten, denn ich bemerkte etwas wie eine Reklameschrift oder ein Schild an der vorderen Seite des Stuhls. Genauer besehen war es ein Stück Rehlleder mit einer so alten Inschrift, als handelte es sich um das erste Manuskript der heiligen Bücher.

Mit Mühe las ich:

„Stuhlträger . . .

Du hast genug getragen,

Es ist nun Zeit, daß ein Stuhl Dich trägt,

Dieser majestätische Stuhl,

Desgleichen nicht gemacht wurde,

Er ist für Dich allein bestimmt.

Trage ihn,

Nimm ihn heim,

Stelle ihn in die Mitte Deines Hauses.

Laß Dich darauf nieder für Dein ganzes Leben.

Und wenn Du stirbst,

So sollen ihn Deine Söhne erben.“

Da ist der Befehl Ptah Ras, Herr Stuhlträger, ein klarer Befehl, im gleichen Augenblick erlassen, in dem er dir den Stuhl zu tragen befahl, er ist mit „Kartusche“ unterzeichnet und gesiegelt.

All dies sagte ich ihm mit großer Freude, mit übersprudelnder Freude, als wäre ich nahe daran gewesen zu ersticken; denn seitdem ich den Stuhl gesehen und die Geschichte erfahren hatte, hatte ich das Gefühl, als hätte ich ihn selbst getragen, als hätte ich ihn seit Tausenden von Jahren getragen, als wäre ich selbst derjenige, dessen Kreuz gebrochen worden war, und als wäre die Freude, die mich überkam, die Freude über meine endliche Erlösung.

Mit gesenktem Kopf hörte der Mann zu ohne jede Regung, nur abwartend, unterwürfig abwartend, daß ich zu Ende käme. Kaum hatte ich geendet, hob er den Kopf. Ich erwartete eine ähnlich große Freude, zumindest eine Erleichterung, aber ich bemerkte nichts dergleichen.

„Möchtest du noch mehr als das, genügt es dir nicht, Tausende von Jahren herumgeirrt zu sein auf der Suche nach dem Befehl, und den Befehl über deinem Kopf gehabt zu haben.“

„Ich kann aber doch nicht lesen.“

„Ich habe es dir doch vorgelesen.“

„Viele andere haben es mir vor dir vorgelesen.“

„Das bedeutet, daß es richtig und wahr ist.“

„Ich bin dessen nicht sicher, keiner von ihnen kam von Vater Ptah.“

„Du solltest mir glauben.“

„Ich kann nur dem Zeichen Glauben schenken . . . Hast du ein Zeichen?“

Als ich nicht antwortete, knurrte er unwirsch und drehte sich weg:

„Von euresgleichen werde ich nur aufgehalten . . . ihr Leute . . . die Last ist schwer. Und ein jeder Tag reicht knapp für eine Runde. Und die Last ist schwer, und mein Kreuz ist gebrochen.“

Ich stand da und beobachtete ihn. Der Stuhl begann sich zu bewegen, in seinem bedächtigen, Ehrfurcht gebietenden Gang, als bewege er sich, wie man glauben konnte, aus eigener Kraft. Der Mann wurde nun wieder das magere fünfte Bein, das allein den Stuhl zu bewegen vermochte.

Ich stand da und beobachtete ihn, während er sich entfernte, keuchend, stöhnend und schweißtriefend.

Ich stand verwirrt da und fragte mich, ob ich ihn nicht einholen und ihn töten sollte, um meine Wut loszuwerden?

Soll ich losstürmen, den Stuhl mit Gewalt von seinen Schultern zu Boden reißen, um ihn gegen seinen Willen zu erlösen. Oder soll ich mich mit meinem wilden Groll begnügen.

Oder soll ich mich beruhigen und ihn bemitleiden?

Oder soll ich mir selbst Vorwürfe machen, weil ich das Zeichen nicht kenne?

Kennt es denn jemand?

Bei Gott, kennt es denn jemand?

Heiner Dorroch
Achmet-Re und die Neandertaler

Vor Beginn der historischen Entwicklung lebte der Urmensch Hunderttausende von Jahren in einer archaisch-anarchistischen Gesellschaft. Es gab noch keine Uhren, und niemand besaß hier Vorrechte. Wenn ein Verband von 100 Neandertalern auf die Jagd ging, so schloß sich keiner aus, denn das angeborene Gewissen, dem Kameraden im Kampf um die Nahrung beizustehen, galt als höchste Moral. Ohne diese Moral wäre der Aufstieg der Menschheit undenkbar gewesen.

Als der erwachende Homo sapiens aber künstliche Mittel entdeckte, sein Leben und die Umwelt radikal zu verändern, gelangte er, anfangs wegen den begrenzten Möglichkeiten bedingt, in die Knechtschaft der Sachen. An diesem Punkt begann die Unterdrückung der Massen durch eine Gruppe von Ausbeutern, hingegen wurde das Gewissen des einzelnen umgewandelt in spezielle kontrollierte Arbeit. Schon die alten Pharaonen waren darin geniale Meister:

Da lebte einmal ein siebzehnjähriger Junge, einer von Millionen, vielleicht hieß er Achmet-Re. Er hatte dunkle Augen und schulterlanges Haar umwallte seinen Kopf. Seit seiner Kindheit lebte er nun schon im Tal der Könige, hier leistete er für den Pharao harte Fronarbeit an einer großen Pyramide. Jeden Tag, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, quälte er sich als Basaltfliesenleger für ein paar Hände voll Weizen. An einem Morgen aber hatte Achmet-Re sich einmal verschlafen, darum zog er sich nun hastig an, um doch noch rechtzeitig an seiner Baustelle zu erscheinen. Als er jedoch an der Sonnenuhr vorbeikam, klopfte sein Herz vor Erregung: der Schattenriß im Sand zeigte bereits eine Stunde nach Sonnenaufgang. Neben der Uhr stand auch, hämisch grinsend, der Aufseher Sotoris, ein brutaler Gesell.

„Komm her, du faules Krokodil!“ brüllte Sotoris und schwang schon die Peitsche. Darauf trat der Junge ahnungsschwer vor seinen Peiniger. Stumm stand er nun da, fast schicksalsergeben, doch in seinen Augen flackerte etwas wie Rebellion.

„Kannst du dich nicht wenigstens bei mir entschuldigen, du elender Bastard!“ schrie der Wächter. Dann ließ er die Peitsche auf den nackten Oberkörper seines Opfers niedersausen.

Achmet-Re zuckte kaum zusammen; aber sein Gesicht verzerrt sich in Schmerz und Haß. Mit zornglühenden Augen sah er seinen Peiniger an. „Weshalb soll ich mich entschuldigen? Für diese verlorene Tagesstunde bekomme ich sowieso keinen Weizen“, entgegnete er mutig.

Ein derart freches, aufrührerisches Gebaren war dem Sotoris noch nie begegnet, schon überzog eine unheilvolle Düsternis sein strenges Gesicht. „Das wagst du

deinem Vorgesetzten zu sagen!“ kreischte er wütend. Ein zweiter Hieb klatschte auf den Widerspenstigen nieder. „Du hast den göttlichen Pharaos um eine Stunde betrogen ...!“ Sotoris tobte, unter Verwünschungen und Flüchen schlug er jetzt erbarmungslos auf den sich vor Schmerzen krümmenden Jüngling ein. Als dann winkte er einige Unteraufseher herbei. „Diese Schlange hat den König betrogen! Dafür erhält er 1000 Stockhiebe!“

Achmet-Re kreperte später in den Steinbrüchen.

Dreitausendfünfhundert Jahre weiter in der Zukunft lebt im Ruhrtal ein siebzehnjähriger Junge, einer von Millionen, er heißt Albert. Er hat dunkle Augen und schulterlanges Haar. Bei Meier & Co, eine elektrotechnische Fabrik, ist er als Elektromechaniker in der Lehre. Alltäglich arbeitet er von 6.00 bis 14.30 Uhr für einen Zeitlohn, von dem er allein nicht menschenwürdig leben könnte. An einem Morgen hatte er sich verschlafen, und als er jetzt zur Stempeluhr ging, stand dort, boshaft grinsend, Meister Franke. Albert störte sich nicht daran, vielmehr zog er wie gewohnt seine Karte und stempelte. Als er aber an seinen Arbeitsplatz gehen wollte, hielt Franke ihn am Ärmel fest.

„He, kannst du dich nicht bei mir entschuldigen!“ brüllte Franke.

Alberts Gesicht erstarrte in Haß. Dann fixierte er seinen Peiniger mit zornigen Augen. „Warum soll ich mich entschuldigen, wenn ich einmal unbeabsichtigt zu spät komme? Außerdem wird mir meine Prämie für heute sowieso entzogen“, gab er aggressiv zurück.

Solch eine Frechheit war dem Werkmeister schon seit langem nicht mehr widerfahren, schon verfinsterte sich sein Gesicht. „Was, das wagst du mir zu sagen!“ schrie er von oben herab. „Hast du überhaupt keinen Anstand mehr! Ich bin immer noch dein Vorgesetzter, verstandäään!“ Franke geriet außer sich vor Wut und schüttelte Albert an der Schulter kräftig durcheinander. „Damit du es weißt: Wir haben hier wichtige Arbeiten. Jede Stunde fällt dabei ins Gewicht! So Bürschen, jetzt melde ich dich beim Chef!“

Albert ist vielleicht wirklich eine unentbehrliche Kraft, denn mindestens 5 Stunden in der Schicht säubert er Maschinen von den Spänen. Wenn er freilich weiterhin jeden Tag diese wichtige Arbeit verrichten muß, wird er seine Gesellenprüfung nicht bestehen.

Man kann es sich nicht vorstellen: vermutlich lebt auch noch in 200 Jahren, in einer Kuppelstadt auf dem Mars, ein moderner Achmet-Re. Nein, zum Neandertaler führt sicherlich kein Weg zurück, aber eins ist sicher: es gibt eine umkehrbare Moral.

Artur Troppmann
Besenfreund

Straßenkehrer
Besenfreund
leih mir
deinen buschigen Düsenjäger —
dann flieg ich
in die Schlafstuben
kehre Sand
aus Soldaten-Augen
und stell
den Wecker
auf Bruderzeit

Gerd Wolter
An die Generation des Wolfgang Borchert

Da
hast du nun
sehr kurz zwar
aber
treffend
Menschen beschrieben
die dich
auch heute noch nicht
begreifen können
Da
hast du nun
zu einer
Jugend gesprochen
die dich
nicht hört

Da
 werden nun
 deine Geschichten
 bei Herrenabenden
 herumgereicht
 und die Augen der
 erfolgreichen Manager
 mit Bauch und Familie
 werden feucht
 Da
 sagen sie
 „Das war unsere Generation“
 Warte
 bis die Beschreibung
 der Menschen
 nicht mehr von Computern
 abhängig ist
 Warte
 bis ihr Begreifen
 deinen
 Geist erfaßt
 Warte
 auf die
 nächste
 Generation

Schön ist es
 am Abend an einem See der holsteinischen Schweiz
 — vielleicht unter herbstfarbenen Buchen —
 den Sonnenuntergang zu genießen
 wissend
 daß der Milchpfennig auch nach der Bundestagswahl gezahlt wird
 während auf den Feldern die Knechte
 die Ernte einfahren

schöner
 am Morgen auf der Terrasse einer Villa
 — zum Beispiel auf dem Falkensteiner Ufer —
 in aller Ruhe die Vier Jahreszeiten von Vivaldi
 mit einem Bourbon-Whisky hinunterzuspülen
 wissend
 daß die Tariflöhne nicht gekündigt werden
 während in den Maschinenhallen die Arbeiter
 mit geübten gleichmäßigen Griffen die Gewinde fräsen

schöner noch
 an einem Novembernachmittag vor der Küste Teneriffas
 beim Surfen den Blick auf die schneebedeckte Kuppe
 des Pico de Teide zu richten
 wissend
 daß die Aktien steigen
 während die Kumpel vor Ort mit kraftvollen Stößen
 den Kohlenhobel an das Flöz schieben

am schönsten
 in der Nacht auf einer Safari in Südafrika
 das gleichmäßige Äsen
 eines weißen Nashorns zu beobachten
 wissend
 daß der Boy den afrikanischen Hummer im Wasser siedet
 während die südafrikanischen Streitkräfte mit dem CIA
 für Ruhe und Ordnung im Lande sorgen

Beunruhigend aber der Gedanke
 daß es Leute gibt
 die keinen Sinn für Schönheit haben

Birgid Rauen
Annäherungsweise

sind es die größten
Nickelminen der Erde, die sich im Norden ...
könnten wir sagen und dann den Namen
gleiten lassen bedeutsam
durch gerundeten Mund
(Sudbury) und hätten
nicht mehr gewonnen als eine Reihe
sinnloser Silben.
Nickel, würden wir also hinzufügen,
ist ein chemisches Element aus der Gruppe
der Eisenmetalle, das schwer oxydiert,
und spüren das Ungenügen auch in den Zahlen
seines Atomgewichts; obwohl es die Ursache war
von allem: 58 und 69.
Darin ist noch nichts gesagt von dem Schatten,
der von den Schlackenbergen herabkriecht; nichts
von den Kuppen, in denen die Erde erstarrt und wie
das Vergilben des Abends erklären
hinter düsterem Rauch und wie
das Kahle des Steins?
Genügt es, den Fluß zu umschreiben mit Worten
wie: er ist stehengeblieben
in einer langgezogenen Schleife auf
schwärzlichem Grund oder sollen wir ihn
durch ein Gleichnis zu unserem Verbündeten machen
und sagen: der Sudbury River
verfiel in Agonie?
Und doch wären noch immer die Häuser zu nennen
und ihr sich an den Abhang drücken zu deuten
als ängstliches Ducken gegen eine
überall unsichtbar keimende Verschwörung.
Und müßten dann wieder die Schlackenberge beschreiben
in neuen Bildern, zum Beispiel,
mit Namen von Tieren und daß sie
auf der Lauer liegen mit
feindlichen Leibern.

Gedichte

Und noch im Suchen nach immer mehr und immer
lebendigeren Vergleichen
fühlen wir,
wie wir mutlos werden langsam, denn alles fällt
auseinander in einzelne leblose Teile
und die Verbindung zerreißt, wo ein Wort
sich ans andere reiht.
Obwohl noch vieles
ungesagt blieb: so die Schlote,
die wir schon lange vorher, vom Osten kommend,
und als wir noch ahnungslos waren,
wie mahnende Finger erhoben sahen
in einen fahler und fahler werdenden Himmel.
Sollen wir sagen, daß sie uns da schon
erschieden wie Male
einer hinter den Hügeln beginnenden
unerbittlichen Welt?
In der ihr rötlicher Rauch, der die Luft
verdüstert, den Rhythmus des Tages bestimmt
und das Brüllen der nie verlöschenden
Hochöfen
den Rhythmus der Nacht?
Und es kommt uns hier in den Sinn, daß der
Schmelzpunkt des Nickels bei
1455 Grad Celsius liegt und daß hier
75 Prozent der Welterzeugung verhüttet werden;
doch wissen wir immer noch nicht, wo
den Satz einfügen, den einer
eifrig und liebevoll sprach: „Aber sehen Sie nur
den Streifen dort drüben: es wächst hier auch
Gras.“
Vielleicht werden hier
den Kindern andere Märchen erzählt:
wie es war, als man damals
den letzten Baum begrub und wie,
als das glühende Erz
die halbe Fabrik verschlang; so denken wir uns und
verwerfen es wieder, denn es fehlt uns das Wort,
das Lauern, Erstarren und Rauch, der am
Morgen nach Westen steht, und Dunst
in der Farbe des Kupfers und wie man
Nickel gewinnt,

in eins bedeutet; und die besondere
Art des Sprechens und wie die
Stimme beim Formen der Laute schwingt und wie man
nachts aus den Fenstern den rötlichen
Streifen sieht, in den sich der Himmel verfärbt,
wo die Hochöfen stehen und wann,
annäherungsweise,
die Nachtschicht beginnt.

Canada 1970

Gabbo Mateen
papst

in einer zeit
in der sich
ein milliardär

geringster diener
der diener gottes
nennt

kann das paradies
nicht mehr
weit sein

Theodor Weißenborn
Stadtplanung

Als der Papst nach Bogotá kam,
ließen die Stadtväter
zu Ehren des hohen Gastes
die Elendsviertel
mittels Planierdraht einfach
beseitigen.
„Der Papst ist unser bester Stadtplaner“,
erklärten die Polizisten
den Obdachlosen.

Oswald Andrea
Neue Schleusen

Zum Einsturz
bereitet,
mit Sakramenten
versehen
und mit Sprengkammern
für den Tag X.
„Morgen
wollen wir fluten.“
Sie sei eine
der größten,
der fortschrittlichsten
Schleusen
dieser Küste,
sagte stolz
der Ingenieur.

Peter Schütt
Notizen von einer Reise in die DDR

In Halle-Neustadt
schreibt die Klasse 7 b
einen Aufsatz: „Wie stelle ich mir
die Welt von morgen vor?“
Ein Junge schreibt: „Im Kulturviertel
unserer Chemiearbeiterstadt
werden internationale Ensembles
aus der Japanischen Sozialistischen Republik
und aus Alaska gastieren.“
Ein Mädchen: „Der kleine Panzerkreuzer
Aurora wird in den Hafen von Hamburg
einlaufen und auch dort die Ausbeuter
davonjagen.“ „Die Ausbeuter müssen gehen,
auch wenn er nicht kommt“, schreibt
Clara, Arbeitertochter
aus Halle-Neustadt.

Manfred Bosch Altersheim-Report

1 Einberufungsbescheid

IV 4 ZE 25 221 / ZO 286 b

Sehr geehrter Herr Bosch!

Nach dem vollziehbaren Musterungsbescheid stehen Sie für den vollen Grundersatzdienst zur Verfügung. Sie werden hiermit gemäß § 19 des Gesetzes über den zivilen Ersatzdienst zur Ableistung des Grundersatzdienstes vom 1. Oktober 1968 bis zum 31. März 1970 einberufen. Sie werden gebeten, sich am 1. 10. 1968 bis 15.00 Uhr bei dem Altenheim St. Martin in München 90, Severinstraße 2, zum Dienstantritt zu melden. Mit Betreten des Unterkunfts Bereichs der Dienststelle, spätestens aber mit dem genannten Zeitpunkt beginnt gemäß § 25 des Gesetzes Ihr Ersatzdienstverhältnis. Wenn Sie diesem Einberufungsbescheid schuldhaft nicht Folge leisten, können Sie disziplinar, unter Umständen auch wegen eigenmächtiger Abwesenheit oder Dienstflucht bestraft werden. Außerdem müssen Sie damit rechnen, der oben bezeichneten Dienststelle polizeilich zugeführt zu werden, wenn Sie diesem Einberufungsbescheid unentschuldig nicht Folge leisten.

2
Am 1. 10. 1968 betrete ich meine Ersatzdienststelle, ein mächtiges, aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammendes Gebäude, in dem, wie ich später erfahre, über 600 Menschen untergebracht sind. An der Pforte vorbei, an der ich ein Schild „Betteln und Hausieren verboten“ bemerke, gelange ich in einen langen Gang, von wo aus — laut Tafel — der Aufstieg über die Treppen der Allgemeinheit nicht gestattet ist. Im Geschäftszimmer treffe ich auf die überfreundliche Oberin, die mich sofort als „Wehrmachtshelfer“ apostrophiert.

3
Auf der Krankenstation, der ich zugeteilt bin, liegen ca. 50 Männer zwischen 50 (!) und fast 100 Jahren. Etwa die Hälfte ganz oder teilweise bettlägerig oder immer auf, sind sie auf 12 Zimmer verteilt, entweder auf fünf Viermann-Zimmer, ein Zweimann-Zimmer, vier Dreimann-Zimmer oder auf zwei Säle zu je sieben Mann. Für die 50 Männer stehen auf der Station ein Bad mit zwei Bädewannen, drei Aborte und ein Raucherzimmer zur Verfügung, außerdem ein außerhalb der Station liegender Speiseraum, der auch als Aufenthalts- und Fernsehraum dient. Von den meisten kann dieser Raum jedoch nicht erreicht werden,

Manfred Bosch: Altersheim-Report

so daß allein das Raucherzimmer bleibt — wer Rauch nicht ertragen kann oder nicht will, muß auf seinem Zimmer bleiben.

Auf der Station liegt ferner das Sprech- und Behandlungszimmer des Anstaltsarztes, er visitiert einmal wöchentlich und hält täglich etwa drei Stunden Konsultation, das Wochenende ausgenommen.

4
Meine Aufgabe sei mit Ausnahme einiger medizinischer Verrichtungen — wie kathetrisieren — die jedes Pflegers, weicht mich der zuständige Oberpfleger ein. Mit diesem und zwei anderen Pflegern (einer der beiden ist Hilfspfleger) zusammen hätte ich die anfallende Stationsarbeit zu verrichten: Schwerkranke und Bettlägerige morgens aus den Betten heben, notfalls säubern, verbinden, die Leute baden, Anus säubern, Klistiere geben, dann auch Essen austragen und Besorgungen machen. So nach und nach wird mir am lebenden Objekt beigebracht, was ich für meine Arbeit wissen muß.

Auf dem Sozialreferat, Abteilung Altersheime, sitzen meine unmittelbaren Vorgesetzten, die mich auf ihre Art einführen: Es wird nicht immer leicht sein, aber geschadethabees noch keinem, ich hätte sicherlich auch ein wenig davon, einen inneren, ganz bestimmt.

Auf dem Heimweg dachte ich mir: wäre ich bei der Bundeswehr, ich bekäme sicher zuerst ellenlange Vorträge über Waffensysteme, bevor ich an die wertvollen Waffen herangelassen würde. Aber ich hatte es ja mit Menschenmaterial zu tun, das als soziale Last, nicht als Aufgabe angesehen wird. Wozu große Anstrengungen, wenn die in ein paar Jahren doch sterben werden!

5
In den Zimmern gibt es keine Intimität, erst recht nicht in den Sälen. Pfleger, Schwestern und Stationsmädchen dürfen ohne anzuklopfen in jedes Zimmer hineinplatzen. Schränke, die aus Raumnot meist nicht in den Zimmern selbst untergebracht sind, sondern vor diesen auf dem Gang, gehören genauso zum allgemeinen Zugangsbereich von Schwestern und Pflegern wie Nachtkästchen oder sonstiges Eigentum.

Einen eigenen Bezirk, wo Insassen sich ungestört aufhalten können und auch einmal allein sein können, gibt es so gut wie nicht. Das liegt noch nicht einmal am baulichen Ungenügen allein, sondern an rational nicht erklärbaren „Hausordnungen“, die mögliche Freiheitsräume versperren, manchmal um der besseren Überschaubarkeit willen, die jedoch nur begrenzt gegeben sein müßte und nur für einige Leute zutreffen dürfte. Alles Geschehen hat nach einem starren Plan abzufließen, der eine fast unmenschliche Mechanik zeitigt; unmenschlich in dem Sinne, daß sich allenfalls körperliche, niemals aber geistige Bedürfnisse in ein Schema pressen lassen.

Morgens um 6.00 Uhr werden die Kranken herausgesetzt aus ihren Betten, durch

oft jahrelanges Liegen sind sie offen und müssen behandelt werden. Um 7.30 Uhr gibt es „Kaffee“: trockenes Brot und eine Malzbrühe, währenddessen müssen sich die Insassen die katholische Messe anhören, die über Lautsprecher in die Zimmer übertragen wird. Ich habe nie erlebt, daß eine Schwester gefragt hätte, ob die Kranken dies überhaupt wünschen. Mittagessen gibt es um 10.45 Uhr, danach werden verschiedene Arbeiten erledigt wie Verbinden, später Baden etc. Nach dem Abendessen um 16.30 Uhr werden die Kranken aufgebettet, um 18.30 Uhr ist bereits Dienstende. Ab 21.00 Uhr erscheint die Nachtschwester, die für das ganze Heim zuständig ist.

6

Der herrschende Pflegemangel betrifft vor allem solche Heime und Häuser, die nicht zeitlich eng begrenzte Aufenthalte für ihre Gäste erfordern, also Altersheime, Nervenheilanstalten usw. Gerade im städtischen Bereich sind oft viel zu wenig Pflegerstellen eingeplant, von ihrer Besetzung ganz zu schweigen. Oft genug hatte ich mit meinen Arbeitskollegen alle Hände voll zu tun, um auch nur die körperlichen Bedürfnisse der Patienten zu befriedigen. Oft genug befanden sich nur zwei Pfleger im Dienst, davon hatte einer ganztags Dienst, der andere halbtags, so daß also nachmittags nur ein Pfleger für die ganze Station zur Verfügung stand — für 50 Insassen! Für Gespräche mit den Alten hat man in solchen Fällen überhaupt keine Zeit, ganz zu schweigen vom Umherführen Gehbehinderter, vom Leute-ins-Raucherzimmer-Fahren usw.

Ganz abgesehen davon ist es von der Seite der Stationsleitung auch gar nicht für nötig befunden worden, sich solchermaßen um die Kranken zu kümmern. Nicht, daß man Pfleger davon abgehalten hätte, mit den Leuten zu sprechen, aber dies sollte eigentlich nur während der eigentlichen Beschäftigung mit diesen geschehen. So saß ich einmal am Bettrand eines Kranken, um mit diesem zu plaudern, als eine Schwester hereinkam und mich fragte: „Und sonst haben Sie nichts zu tun?“

7

Die Personalpolitik der Stadt ist nicht nur in diesem Punkt fragwürdig; ich habe nie ganz begriffen, nach welchen Gesichtspunkten Pfleger eigentlich eingestellt werden. So konnte man sich offenbar nicht entschließen, auf einen Pfleger zu verzichten, der dafür bekannt war, daß er Insassen den Arm herumdrehte, sie beim Baden untertauchte oder ihnen sonstwie zusetzte. Hingegen bot man einem jungen Pfleger, der seinen Dienst gewissenhaft und sachkundig versah, die Versetzung an, weil er den Mut besessen hatte, auf einen anläßlich der Bundestagswahl 1969 von seiten einer Schwester begangenen Wahlbetrug öffentlich hinzuweisen. Hier wird deutlich, worum es der Heimleitung und der Stadt geht: Nicht um kritische, auf die Entwicklung von Verbesserungen bedachte Pfleger, sondern um bloße Vollzugsgehilfen eigener Schlamperei und Bequemlichkeit. Auf einer Veranstaltung des DGB/ÖTV, die im Hause für die Angestellten statt-

fand, äußerte der oben genannte Pfleger ebenfalls Kritik, worauf er prompt von sämtlichen Schwestern gemieden wurde. Zu mir sagte im Nachhinein eine Schwester: „Schamma dad i mi, gegn d'Schwestern redn!“

8

Einen Patienten, von dem ich wußte, daß er alles andere als religiös eingestellt war, fragte ich, warum er kommuniziert habe. Er sagte mir darauf sinngemäß: „Ich wollte eigentlich auch gar nicht. Aber ich tat es doch, damit ich endlich meine Ruhe hatte. Er hat so lange gedrängelt, bis ich ja sagte.“

Solche Vorkommnisse sind keineswegs vereinzelt. Religiöse Intoleranz — mehr noch — Erpressung in religiöser Hinsicht waren eigentlich das Grundprinzip, nach dem verfahren wurde, wenn auch nicht immer so offen und eindeutig wie in diesem Fall.

So habe ich es selbst oft genug erlebt, daß die schon erwähnten Lautsprecher auch abends ihren ideologischen Dienst versehen; da müssen sich die Alten dann über eine halbe Stunde lang das monotone Gemurmel des Rosenkranzes anhören. Ich habe vielen Alten geraten, sie sollten das Gerät doch ausschalten. Einer warnte: „Um Himmels willen, was meinen Sie, was ich da zu hören bekomme!“ Dieser Alte nahm es also lieber auf sich, alles über sich ergehen zu lassen, als persönliche Nachteile davonzutragen. Was dahinter steht, ist die pure Angst. Die vorhandenen Annehmlichkeiten sind ja so dünn und zerbrechlich, daß die Leute es sich nicht erlauben können, sie aufs Spiel zu setzen, denn: wer ein angenehmer Insasse ist (und das sind die Ruhigen, die nichts wollen oder nicht viel und die nicht viel Arbeit machen!), darf auf freundlichen Umgang rechnen. Selbst den Arzt habe ich einmal in einem Zimmer fragen hören: „Seid ihr auch brav?“ Welche Dienstauffassung jemand haben muß, der mündige Menschen in diese Kategorie einreihen möchte, bedarf keiner Erörterung. Deutlicher spricht das ein Kommuniongebet aus, das ich eine Schwester den Kranken vorsprechen hörte: „Herr, ich schenke Dir meinen Leib und meine Seele, meinen Willen und meinen Verstand.“ Und wie sehr die Schwestern auf den „Leib“ zu verzichten vermögen, jedenfalls was andere betrifft, zeigt das Beispiel einer Schwester, die von den Illustrierten die Deckblätter herunterriß, weil ihr die Mädchen zu freizügig dargestellt waren. „Soli Deo Gloria“. So steht es auch über der Orgel in der Altersheimkapelle.

9

Daß neben solcher Mentalität irgendwelche Gedanken demokratischer Art bestehen könnten, ist ausgeschlossen. Ich habe im ganzen Haus nie irgendwo so etwas wie einen Meckerkasten gesehen, nirgendwo gab es die Möglichkeit, Kritik zu üben. Einmal brachte ich den Protest eines Insassen vor, er betraf das Essen. „Der hat auch immer etwas“, hieß es kurzerhand. „Denen kann man auch gar nichts recht machen.“ Und gegenüber den Pflegern gab dieselbe Schwester die Devise aus: „Daß mir ja keiner dem Doktor widerspricht!“ Überhaupt schien

alles mehr auf den Arzt als auf das Wohl der Patienten abgestimmt zu sein; so wurden im allgemeinen die Hemden der zu Visitierenden schnell dann gewechselt, wenn der Arzt kommen sollte.

10

An Abwechslung wird nicht viel geboten: pro Vierteljahr vielleicht eine Theateraufführung oder ein Zauberer-Gastspiel, dazu 14tägig von der Stadt organisierte Filmvorführungen. Was da gespielt wird, braucht nicht lange ausgeführt zu werden, ein paar Titel genügen: „Die linke Hand Gottes“, „Das Schweigen im Walde“, „Der Haflinger-Sepp“, „Sissi, Jahre einer Kaiserin“, „Der Herrgott-schnitzer von Ammergau“.

Eine Bibliothek im eigentlichen Sinne gibt es nicht, es sei denn, man faßte den Begriff etwas weiter und verstünde darunter auch einen Pfarrer, der, ein paar Bücher unterm Arm haltend, von Zimmer zu Zimmer geht. Diese „holde Abseitigkeiten“ und Idyllen thematisierende Bibliothek ist genaues Korrelat für eine Welt, von der man weiß, daß sie gerade so nicht ist, wie sie in den Büchern geschildert wird; man muß die komplexe Welt schon kaschieren zugunsten einer Scheinwelt, in der alles noch in Ordnung ist und die schon von daher von Gott bestimmt zu sein scheint und die also Gedanken an Auflehnung oder Protest erst gar nicht aufkommen läßt: „Der Herr wirds schon zum Guten lenken und wenn ich leiden muß, wirds wohl sein Gutes haben“. Weniger analytisch hört sich das dann seitens des Pfarrers so an: „Die Leute wollen in dem Alter was Leichtes, was Einfaches. Die wollen Bauerngeschichten oder Bergromane.“

11

Während einer vierwöchigen Aushilfezeit im ebenfalls städtischen Altersheim Am Gasteig konnte ich meine Eindrücke relativieren, d. h. verbessern, was das Klima der dortigen Umstände anging. Sowohl Schwestern als auch Personal waren freundlicher, die Menschen dort waren freier. Was jedoch die Zimmer und Säle anging, so hatte ich beim ersten Betreten die Assoziation eines dunklen Loches mit unfreundlichen Wänden, wie ich es einmal in einem Dickens-Buch als Illustration sah. Die Betten waren uralte, statt eines Galgens mit Haltegriff hatten sie riesige Gestellüberbauten, die dem ganzen Bett einen käfigartigen Eindruck mitgaben. In dem Zimmer lebten elf Mann ständig miteinander, darunter zur Hälfte Leute, die Urin und Kot nicht halten konnten und ständig — ob aufgestanden oder im Bett — unter sich ließen. Die Hilfsmittel, die mir zur Verfügung standen, waren weniger als primitiv: Meine erste Handlung war, Gummihandschuhe zu besorgen. Zellstoff, der unentbehrlich war, mußte ebenfalls erst beschafft werden, der zuständige Organisator sagte, daraufhin angesprochen: „Ich wußte gar nicht, daß ihr keinen Zellstoff habt.“

Und den Arzt, der zuständig war, habe ich in der ganzen Zeit einmal gesehen;

er kam zur Tür herein, fragte, ob jemandem etwas fehle, und bevor jemand etwas antworten konnte, war er zur anderen Tür wieder hinaus.

12

Allgemein scheint man bei den Patienten und Insassen eher von Pflichten als von Rechten auszugehen. So habe ich zum Beispiel erlebt, daß Post einfach tagelang in der Stationsküche liegenblieb, ohne daß jemand sie ausgetragen hätte. Ebenso ist es mit den beiden vorhandenen Fernsehgeräten: Wann sie ausgeschaltet werden, ist den Launen der dafür zuständigen Schwestern überlassen.

Wichtig ist das alles ohnehin nicht, meinen die Schwestern, es geht ihnen ja nur darum, diese mickrige Erde schnell zu „absolvieren“: So bemerkte eine Schwester zum SPD-Wahlsieg bei den Bundestagswahlen, als ich sie in eine Diskussion verwickeln wollte: „Mei, die werden uns ja auch nicht gleich umbringen“ und: „Ja, freilich, aber im Himmel, was kommt da?“

Mischa Gallé

Mamatschi schenk mir ein Pferdchen

Ihre Lieder kennen jung und alt. Aber einsam und verlassen starb sie jetzt in einem Kölner Krankenhaus. Mimi Thoma (59), der Schlagerstar der dreißiger Jahre. Ihre Lieder „Peterle“ und „Mamatschi, schenk mir ein Pferdchen“, summt noch heute fast jede Mutter ihren Kindern vor ...

1936 feierte sie in der Berliner „Scala“ und im „Wintergarten“ ihre ersten Erfolge. Gastspiele an allen großen Bühnen in Deutschland und dem europäischen Ausland folgten. Mehr als 500 Platten wurden von ihr besungen. Diese Zahl haben nicht einmal die „Beatles“ erreicht ...

Aber so glanzvoll wie Mimi Thoma auf dem Höhepunkt ihrer Karriere gelebt hat, so soll sie auch zu Grabe getragen werden.

„Bild am Sonntag“, den 19. Mai 1968

Wunschkonzert. Radio. Sonntags. Fünfzehn Uhr. Dann Platte gekauft. Dritte Schublade von oben rechts. Verkratzt verdolgt Marmeladefleck. Darunter: Heiratspapiere. Geburtsurkunde. Scheidungspapiere. Heiratspapiere. Alles ordentlich. Wie's war. Der Reihe nach.

Neunzehnhundertsechunddreißig.

Er: der elfte von vierzehn. Bauernsohn. Ehrgeiz Arbeit Ehrgeiz. Schlagende Verbindung. Der einzig Bürgerliche unter Adel. Und endlich schwere Säbel. Blaß blauäugig und Schramme in der Fresse. Salz drauf und Pfeffer. Summa cum laude. Geschafft. Jurist.

: mein Vater.

Sie: die erste von vieren. Vater Elektriker. Muffige Bude. Kartoffelgemüse. Ein Jude vor achtzig Jahren versaut den Stammbaum. Dem Führer winken. O hätt ich blonde Haare. Tupfer. Pinzette. Ab sechs Uhr ich weiß was ich will: Mann. Haus. Abendkleid. Aus Samt. Blau. Nein grün. Kind? Kind! zum Tee bei. Köchin Kindermädchen Gärtner. Meißner Porzellan. Servieren Sie im Gelben Salon. Gnädige Frau. Handkuß. Gattin. Führen sie die Hunde spazieren. Dagegen Ersatz vom Gesparten: montags Ausdruckstanz. Liszt. Chopin. Tüll am

Mischa Gallé: Mamatschi schenk mir ein Pferdchen

Knie. Sonntags Ruderclub. Eins zwei. Eins zwei. Braun am Arm die Bluse weiß das Becken breit Brustgröße fünf Spitzen nach oben drei Hände voll. Kernig. Gesund. Voll Disziplin.

Herrgott was für ein Mädel!

: meine Mutter.

Mamatschi schenk mir ein Pferdchen.

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Ein Jud versaut noch keinen Stamm-
baum. Wer Jude ist bestimme ich. Geschafft: Hymen Schleier Pastor. Das Halle-
luja von. Die Liebe zu Wagner kommt später. Ringaustausch. Die Nase rinnt
versaut die weiße Seide und in der Nacht Geschlechtsverkehr. Sie hat Angst. Er
keine Ahnung. Licht aus. Beine auf. Der heiligste Augenblick im Leben einer
Frau ist da. Sie mit Bindings Keuschheitslegende unter dem Kissen. Er mit Van
de Velde im Kopf. Sie bangt um ihre Jungfernhaut. Er sucht nach der bestimm-
ten Seite. Es nützt nichts. Aber es klappt. Er schwitzt. Sie flennt. Vor Glück.

Backnang. Fünf-Zimmer-Wohnung. Er bei Gericht. Als Richter. Was sonst.
*Langsam legt sich die Furcht vor der marxistischen Waffe des Judentums wie ein
Alpdruck auf Hirn und Seele der anständigen Menschen.* Im Namen des Volkes.
Einem Kommunisten gezeigt was Recht ist. Wo rechts ist. Heuberg. Soll er kre-
pieren. Schwein asoziales. Element subversives. Kommunisten sind keine Men-
schen. Kommunisten sind. Vergleich bleibt aus. Die deutsche Sprache reicht nicht
aus. Für so ein Wort. Im Namen des Volkes. Bei einem bleibt nicht. Einhundert-
dreiundzwanzigmal: Kielkopf. Leserlich gradlinig ordentlich ohne Schnörkel.
Ein Buchstabe wie der andere: Kielkopf. Einer schafft es. Von einhundertdrei-
undzwanzig. Umsonst: ein Ei gequetscht der Schwanz nicht zu gebrauchen die
Visage Frankenstein.

Mamatschi schenk mir ein Pferdchen.

Zuhause das Gewollte und drüber. Dürers ‚Hände‘ in Messing. Die ‚Inconnue
de la Seine‘ im weißen Marmor Carraras. Auf Platte der Faust. Gründgens
ist schwul aber Kunst. Die deutschen Dichter in deutschem Leder. Muschler Bin-
ding Goethe Binding Felix Dahn. ‚Mein Kampf‘ der Einband feinstes Kalb
ungelesen. Rosenberg ‚Mythos‘ angefangen nicht kapiert dafür Gedichte von
Rilke. Und sonntags Tee mit Beethoven. Gevögelt wird zweimal die Woche.
Nach dem Essen sollst du rauchen oder deine Frau gebrauchen. Eins zwei. Eins
zwei. Pflicht ist des Bürgers erste Pflicht. Geschlechtsverkehr findet statt. Mit
halber Lust und ohne Kunst (Orgasmus? Was ist das?) Der Bauch wird dick.
Verhunzt die Figur. Herr Kielkopf geht ins Puff. Von hinten liegt ihm nicht.

An einem Sonntag um halb neun. Badewanne. Eiweiß Honig im Gesicht. Dahns
‚Kampf um Rom‘ lavendeleingeseift: *Und wer von uns sich wollte weigern, den*

Eid zu ehren mit allen Opfern, des roten Bluts soll rinnen ungerächt! Kämpfen wollen wir, daß man es nie vergessen soll in allen Tagen: kämpfen mit höchstem Ruhm, aber ohne Sieg. Vorwärts, Wallada! Ich wußte es, mein Reich, das Werk meines ruhmvollen, mühevollen Lebens kann fallen, leicht fallen. Sei es darum. Kein Menschenbau ist ewig. Erst diese Barbaren zertreten: Rom. Dann den Norden wieder unterwerfen: Paris. Dann zum alten Gehorsam unter die alte Cäsarenstadt das abtrünnige Österreich zurückheischen. Und weiter. Immer weiter. Mein Volk ist mir das Höchste, und alles, alles andere dagegen nichts, ihm will ich opfern. Wir vertrauen im Schauer der Nacht auf die Hilfe dessen, der sein Volk durch die Wüste geführt hat, bei Tag in der Rauchwolke, bei Nacht in der Feuerwolke. Und die Tage der Ketzer sind gezählt in diesem Lande. Heil dir, Theoderich, Theodermes Sohn, du wirst sterben wie ein Heldenkönig Rauthgundis! Mein Weib! Du bist getreu, ich hab dich wieder. Mit dir hatte ich alles verloren, Leben und Lebensmut, aber nun will ichs noch einmal wagen um das Reich. Jetzt hinein in den Strom auf Leben und Sterben. Aber leise! Umschlungen verschwanden sie im Fluß. Ehrerbietig senken sie die Fahnen. Auf! Freias kluger Vogel! Flieg mein Falke! Weise den Weg nach Norden! gen Thuleland. Heim bringen wir die letzten Goten. Der Boiler platzt. Die Wanne färbt sich rot. Frühgeburt.

Eiserner Grundsatz. Ehrgeiz Arbeit Ehrgeiz. Kein halber Pazifist, Demokrat oder sonst was, sondern ein ganzer Deutscher. Körperertüchtigung. Feld der Ehre. Was der Himmel auch mit uns vorhaben mag, schon am Visier soll man uns erkennen. Arisch. Heroisch. Säule des unerschütterlichen Nationalgefühles. Ein Bollwerk gegen den Osten. Telegramm. Schwarze Schleife im Knopfloch: der Sohn gefallen. Opfer. GröÙe. Kostbarstes Gut des Volkes. Alles Essig: eine Tochter.

Rauthgundis.

Noch ist Polen nicht verloren. Das Ziel der weiblichen Erziehung hat unverrückbar die kommende Mutter zu sein. Hilfe!

Alle Wege führen nach. Mitnichten. Nur einer. Und der sieht so aus: Rauthgundis. Krankenschwester + Lazarett + hoher Offizier = Mann. Haus. Dienstpersonal. Kind. Dinner bei. Kind. Darf ich vorstellen Herr Generalmajor von. Kind. Aus Prag die Schuhe. Aus Warschau das Hemd. Aus Oslo der Pelz. Aus Holland der Hut. Aus Brüssel die Spitzen. Aus Paris das seidene Kleid. Und aus Rußland? Nur Mut. Reiten. Tennis. Ruderclub. Eins zwei. Eins zwei. Braun der Arm die Bluse auch das Becken breit Brustgröße sechs Spitzen nach oben vier Hände voll. Kernig. Gesund. Voll Disziplin. Herrgott was für ein Mädell!

Rauthgundis.

- R: Reichskulturkammer Rassenschänder Restghetto Ruhmesblatt Rampe Ravensbrück Reich mir zum Abschied die Hände.
A: Apellplatz Ausschaltung Aussiedlung Abschub Abtransportoffizier Aktenvermerk Abgangsbahnhof Ausmusterung Ausrottungserleichterung Auschwitz Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein.
U: Ustascha Umschlagplatz Umsiedlung Untermensch Unter einem Regenschirm am Abend.
T: Transportplan Totenstand Tageskapazität Treblinka Theresienstadt Trink trink Brüderlein trink lasse die Sorgen zuhaus.
H: Heydrich Heuaktion Herrenrasse Häftling Hakenkreuz Heimat deine Sterne.
G: Großaktion Geheimhaltung Gaskammer Genickschußanlage Guten Abend gute Nacht.
U: Unterwasserversuche Urbarmachung Ultimatum Über allen Gipfeln ist Ruh!
N: Nebenlager Nachselektionen Nacht- und Nebel-Erlaß Nachts ging das Telefon ich wußte gleich das kannst nur du sein.
D: Durchkämmung Desinfektionsanstalt Deportation Dieselauspuffgase Dachau Duschanlage Der Wind hat mir ein Lied erzählt.
I: Impfstoffkiste IG-Farben Inhalierräume In der Nacht ist der Mensch nicht gern alleine.
S: Sammelplatz Sonderbefehl Sondergenehmigung Sonderbehandlung Sonderkommando Spinnstoffhandlung Stroop Stacheldrahtbereich Sterilisation Schlafe mein Prinzchen schlaf ein.

Gesetz über die Änderung von Familiennamen und Vornamen (vom 5. Januar 1938):

§ 3, I Ein Familienname darf nur geändert werden, wenn ein wichtiger Grund die Änderung rechtfertigt.

Über § 11 findet § 3, I auch auf die Änderung von Vornamen Anwendung.

Mamatschi schenk mir ein Pferdchen.

Neunzehnhunderteinundvierzig.

Bei jeder Entscheidung, die Euch obliegt, fragt Euch: ist diese Entscheidung mit dem nationalsozialistischen Gewissen des deutschen Volkes zu vereinen. Sie ist.

Tatbestand:

Am 29. Dezember 1941 bietet der jüdische Kunsthändler Wewerka aus Prag, 63 Jahre alt, Herrn Kielkopf einen Botticelli an. Die zu erbringende Gegenleistung soll in der Bewahrung vor der Deportation, bzw. in der Beschaffung eines Visums nach Finnland für W. und dessen Familie bestehen.

Beschluß:

Der Bottocelli soll hängen. W. auch.

Rechtslage:

Nach der herrschenden Meinung gilt, wer mit Juden handelt, allgemein als unehrenhaft. Ehrgeiz. Arbeit. Ehrgeiz. Siehe § 959: „Eine bewegliche Sache wird herrenlos, wenn der Eigentümer in der Absicht, auf das Eigentum zu verzichten, den Besitz der Sache aufgibt.“ Aufgibt. Außer Zweifel, daß W. seinen Aufgabewillen gezeigt hat. Denn: was soll der Jud mit einem Botticelli auf der Flucht respective in Theresienstadt. Ergo Aneignung. Aneignung kein Rechtsgeschäft sondern eine Handlung siehe Analogie zum Reichsjagdgesetz vom 3. 7. 1934. Da soll es einer wagen, mir an den Karren. § 958, II: „Das Eigentum wird nicht erworben, wenn die Aneignung gesetzlich verboten ist, oder wenn durch die Besitzergreifung das Aneignungsrecht eines anderen verletzt wird.“ Eines anderen verletzt wird. Das Reich. Unangenehm. Sehr unan. Nägelkauen. Summa cum laude. Wäre ja gelacht wenn. Daumennagel blutet. Einen Augenblick bitte. Richtig: Konfiszierung erfolgt in Form von Beschlagnahme. Beschlagnahme setzt Eigentum voraus. Da aber Eigentum aufgegeben, herrenlose Sache. Kann Beschlagnahme nicht mehr erfolgen. Da soll mir einer an den Karren. Das Visum. Wie kann ein deutscher Richter? Aber Kollege, ich bitte Sie. § 118 Mangelnde Ernstlichkeit. „Eine nicht ernst gemeinte Willenserklärung, die in der Erwartung abgegeben wird, der Mangel der Ernstlichkeit werde nicht verkannt werden, ist nichtig.“ Sogenannte Erklärung zum Scherz, da erwartet, daß Gegner Scherz erkennt: Geschäft zu Lehrzwecken! Sogenanntes mißlungenes Scheingeschäft! Da soll mir einer an den Karren.

Gründe:

Dank der langjährigen umfassenden Aufklärung in der Judenfrage durch die NSDAP meidet heute jeder anständige Volksgenosse den Verkehr mit Juden. Er weiß, daß ein solcher Verkehr den Interessen der Volksgemeinschaft zuwiderläuft und daß er sich durch den Abschluß von Geschäften mit Juden außerhalb dieser Gemeinschaft stellt. Wer mit Juden handelt, gilt daher allgemein als unehrenhaft.

Im Namen des deutschen Volkes!

Das Urteil ist vollstreckbar. Einem Juden gezeigt, was Recht ist. Wo rechts ist. Theresienstadt. Auschwitz. *Arbeit macht frei*. Von Wewerkas Frau bleibt übrig ein Goldzahn. Von seiner Tochter nichts.

Im Speisezimmer aus rotem Chintz ein Botticelli hängt
: eine Huldigung des deutschen Geistes an den Geist von Rom.

Neunzehnhundertzweiundvierzig.

Iglau. Deutsche Sprachinsel. Kein Zweifel. Man: spricht deutsch denkt deutsch kocht deutsch furzt deutsch singt deutsch weint deutsch stirbt deutsch. Frau Pavlic sagt: Bitte. Heil Hitler. Gnädiger Herr. Gnädige Frau. Gnädiges Fräulein.

lein. Gnädiger Hund. Sie beugt das Knie es knackst denn es ist siebzig Jahre alt. Drei Lenz später. *Komm lieber Mai und mache die Bäume wiehider grün*. An einem hängt Frau Pavlic dran und schaut so seltsam aus. Sie tut etwas was man nicht tut sie streckt die Zunge raus. Und *Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte*. Im Wind Frau Pavlic pendelt sacht. An einer Hand Kartoffelteig. Die Hose vollgemacht. Sie hat kollaboriert. Und drunten blühen wieder die Veilchen.

Da behaupte noch einer die Deutschen seien grausam. Die Tschechen. Die Polen. Die Russen. Sie alle haben ja auch.

Neunzehnhundertvierundvierzig.

Polen. Hinterm Park der Graben mit Löschkalk. Beim Ritt auf dem selbst-dressierten Braunen die Frage: Könnte man die nicht wenigstens begraben? *Bei den Juden nicht viel Federlesens. Eine Freude, endlich einmal die jüdische Rasse körperlich angehen zu können. Je mehr sterben, um so besser. Die Juden sollen spüren, daß wir gekommen sind.* Sollte ein deutscher Richter. Umfassende Aufklärung in der Judenfrage. Bei der eigenen Frau verabsäumt? Am Graben die Gegenfrage von Frank: Warum. Braun am Arm die Zähne weiß wie Schnee die Schenkel fest am Pferdebauch lacht ihn Frau Kielkopf an: Es stinkt! Und sprengt davon. Herr Frank ihr nach. Herrgott was für ein Mädel!

Und mittags wieder Wunschkonzert und Mimi Thoma weint ins Mikrofon.

Mamatschi schenk mir ein Pferdchen.

Und leidet tief am Schluß *Mamatschi, solche Pferde wollt' ich nicht*. Frau Kielkopf leidet mit. Und immer an derselben Stelle geflennt.

Neunzehnhundertfünfundvierzig.

Nazischwein! Tritt in den Arsch. Frau Kielkopf kriegt Prügel. *Betrifft: Schußwaffengebrauch. Am 1. Dezember 1941 in der Zeit von 14 bis 16 Uhr befand ich mich auf Posten 4 in der Holsteinstraße. Um 15 Uhr sah ich, wie eine Jüdin auf den Zaun des Ghettos kletterte, den Kopf durch den Ghettozaun steckte und den Versuch machte, von einem vorüberfahrenden Wagen Rüben zu stehlen. Ich machte von meiner Schußwaffe Gebrauch. Die Jüdin wurde durch zwei Schüsse tödlich getroffen. Art der Schußwaffe: Karabiner 98. Verschossene Munition: zwei Patronen. Wenns gut geht einen rein. Geflenne. Der mit hellstem Wissen verkörperte Glaube, daß das nordische Blut jenes Mysteriums. Was solls. Die deutschen Schwänze sind auch nicht besser als die russischen, tschechischen. Eins zwei. Eins zwei. Blaß am Arm die Bluse hin Brustgröße drei Spitzen nach unten: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? (100 Mann 40 Minuten) ... Anfangs waren meine Soldaten nicht beeindruckt.*

Am zweiten Tag jedoch machte sich schon bemerkbar, daß der eine oder andere nicht die Nerven besitzt, auf längere Zeit eine Erschießung durchzuführen. Mein persönlicher Eindruck ist, daß man während der Erschießung keine seelischen Hemmungen bekommt. Diese stellen sich jedoch ein, wenn man nach Tagen abends in Ruhe darüber nachdenkt. Der teure Hund von russischen Panzern überrollt (diese Schweine). Der Botticelli vergraben (den finden die nie). Die Pelze eingemottet im Schrank (ich komme bald wieder). Den Judenräten ist anzudrohen, daß sowohl sie als auch die Juden, die nach Ablauf einer zu setzenden Frist noch im Besitze eines Pelzes oder Felles angetroffen werden, erschossen werden. Der Befehlshaber der Ordnungspolizei ist verständigt. Eins zwei. Eins zwei. Immer nur lächeln und immer vergnügt. Der Schmuck aus den Schulterpolstern geschnitten. Die dänische Butter beschlagnahmt. Kein Obst fürs Kind. Kein Wiener Schnitzel. Salzburger Nockerln, Salzburger Nockerln ... Ich fordere erneut die der Aussiedlung unterliegende Bevölkerung auf, sich freiwillig auf dem Umschlagplatz zu melden und verlängere auf weitere 3 Tage, d. h. den 2., 3. und 4. August 1942 die Ausgabe von 3 kg Brot und 1 kg Marmelade an jede sich freiwillig meldende Person. Freiwillig zur Abreise erscheinende Familien werden nicht getrennt. Eins zwei. Eins zwei. Kein Wunschkonzert. Kein Mamatschi. Nur ein besoffener Russe der singt Kornblumen blau. Meine Herren, ich muß Sie bitten, sich gegen alle Mitleidserwägungen zu wappnen.

Neunzehnhundertsechszundvierzig.

Hoppe, hoppe, Reiter, wenn er fällt, dann schreit er Herr Kielkopf wird gesucht. Pennt unter Lihinden wo sie fihinden nach einem halben Jahr. Amerikanisches Militärgericht. Gerade unser deutsches Volk, das heute zusammengebrochen, den Fußstritten der anderen Welt preisgegeben daliegt. Jene suggestive Kraft, die im Selbstvertrauen liegt. Den Glauben an die Unbesiegbarkeit seines ganzen Volkstums wiedergewinnen. Ungeheuerlich war der Zusammenbruch unseres Volkes. Was das deutsche Volk wieder emporrichten wird. Treue, Opferwilligkeit, Verschwiegenheit. Frau Kielkopf schweigt und ich schwöre, daß ich die reine Wahrheit gesagt habe und nichts hinzugefügt oder unterlassen habe, so wahr mir Gott helfe. Nach ihr die Polin, das jüdische Sauluder: Herr Kielkopf war nicht in russischer Gefangenschaft und schon gar nicht im Krieg. Kein eiserner Grundsatz. Nix Feld der Ehre. Kein Bollwerk gegen den Osten. Die Sünde wider Blut und Rasse: ein Balg, ein Sohn mit diesem Mensch! Geflenne. I hab des doch alles bloß gsagt weil des hab ich doch alles net gwußt. Umsonst: Kein Todesurteil. Bloß fünf Jahre Knast in Ludwigsburg. Dort bei Kuchen und Speck: Rauthelein, glaubst du etwa auch, daß wir grausamer waren, als die im Mittelalter?

Neuzehnhundertachtundvierzig.

Stuttgart. Zwei bombengeschädigte Urtanten mit Dachschaten. Flöhe. Wanzen.

Schon wieder Rüben Gemüse. Tupfer. Pinzette. Exitus auf Zimmer 8. Scheißstöpfle. Ab 11 Uhr ich weiß was ich will: Zigarette. Care-Paket. Seidene Strümpfe. Kleid ändern Kammerjäger bestellen es so gut haben wie die Amiflittchen aber man ist ja anständig. Zigarette. Bohnenkaffee. Scheißkrieg. Scheißkerl. Scheißkind. Scheidung. Immer schon gewußt. Du hast. Nein du hast. Dein Kind. Nein dein Kind. Kindergeld. Und sonntags Leberwurst und Malzkaffee und Rübenzucker und was ich alles durchgemacht habe. Aber dem Frank hab ichs zeigt da hab i kei Angscht net ghabt Herr Frank hab i gsagt eigentlich gheret die Jude scho begrabe ond wie er fragt hat wieso da hab i glatt gsagt weils schtinkt ond da hat er glacht onser Schwäble hat er gsagt ond was für ein Mädle.

Neunzehnhundertfünfzig.

Schreibmaschinen — Stenokurs. Nierenschaden. Wassersucht. Aber Disziplin. Sekretärin. Holzberufsgenossenschaft. Ab 5 Uhr ich weiß was ich will: ihn, den Chef. Dein ist mein ganzes Herz, wo du nicht bist, kann ich nicht sein. Handwerkerssohn. Der einzige. Ehrgeiz. Arbeit. Ehrgeiz. Fett. Knopfügig und keine Schramme in der Fresse. Kein summa cum laude. Kein Jurist. Nur einfacher Amtmann. Dafür Stalingradkämpfer. Schütze Arsch. Von nichts gewußt. Rübe hingehalten. Ekaeins. Viel durchgemacht. Kein Honiglecken nach unten treten und nach oben buckeln. In vier Jahren Oberamtmann. Aber verheiratet. Der heimliche Kuß im Treppenhaus die Kakerlake am Absatz die Liebe die Liebe ist eine Himmelsmacht. Gemeinsames Kinoerlebnis: 'Befreite Hände' mit Carl Raddatz und Brigitte Horney. Geflenne. Gemeinsames Betterlebnis: Geflenne. Stalingrad! Nicht vergessen!!! Gemeinsames Fotoerlebnis: ond das bin i ond das ischt in Iglau ond das ischt mei Reitpferd ond das ischt mit Neuraths ond dort die Pavlic die hat mi schon sehr gern mega ond das ... Geflenne.

Kleine tapfere Frau!

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer wer Nazi war bestimme ich und eigentlich ist sie ja Jüdin. Geschafft: Wer uns getraut. Ringaustausch. Die Nase rotzt versaut das kleine Schwarze. Und in der Nacht Geschlechtsverkehr. Sie mit Bindings 'Opfergang' unter dem Kissen. Er mit Hodenschuß und schlechtem Gewissen. Aber es klappt. Er schwitzt. Und flennt. Vor Glück.

Neunzehnhundertzweiundfünfzigfünfundfünfzigachtundfünfzigeinundsechzigsechszundsechzigachtundneunundundundund.

Zuhaus das Gewollte und drüber und drunter: ein Häuschen am Stadtrand. Tomaten im Garten. Elf Sofakissen aus Samt. Dürers 'Hände' in Messing. Die 'Inconnue de la Seine' an der Wand. Biedermeier (des war eine gemüthliche Zeit). Die deutschen Dichter in: deutscher Pappe, deutschem Leinen, deutschem Leder: Muschler, Binding, Goethe, Binding, Felix Dahn. Hitler? Also was i über den glacht hab des kann i gar niemand erzähle. Und samstags um drei beinah

wie früher: Exerzierplatz. Gummistiefel. Hundeleine. Hasso sitzt! Hasso Platz! Hasso sucht! Hasso bringt! Braaav! Bonbon. Noch'n Bonbon. Darmverschlingung. Aus. Das Grab im Garten. Verlust: 6 Tomatenstücke aber wer die Tierle net mag der hat auch kei Herz. Der Nächste, bitte. Kurz vor dem Ersten das übliche ich die Frau eines Richters o wäre ich doch nur und dir werd ichs zeigen alte Naziziege.

Heile, heile, Kätzchen, s'Kätzchen hat vier Tätzchen und auch einen langen Schwanz, morgen ist alles wieder ganz ond das ischt der Kielkopf ond das bin i ond die da hat immer Knoblauch gesse also die hat gschtunke wie a Hand voll Jude ond des ischt des Gut in Pole ond des onsera Reitpferd ond. Trostpreis. Musikschrank aus Buche. Dann Platte gekauft. Dritte Schublade von oben rechts.

Vor einer Prunkkalesche stehen
vier Pferde reich geschmückt und schön,
die holten ihm sein Mütterlein
da fiel ihm seine Jugend ein.

Mamatschi, schenk mir ein Pferdchen.
ein Pferdchen für mein Paradies.

Mamatschi, solche Pferde wollt' ich nicht und immer an derselben Stelle geflennt.

Aber so glanzvoll wie Mimi Thoma auf dem Höhepunkt ihrer Karriere gelebt hat, so soll sie auch zu Grabe getragen werden.

Quellenverzeichnis

- Seite 557: Hitler, A., Mein Kampf, Zentralverlag der NSDAP, München 1934, S. 356.
Seite 557-8: Dahn, F., Ein Kampf um Rom, Bln.
Hitler, A., Mein Kampf.
Seite 558: Hitler, A., Mein Kampf, S. 460.
Seite 559: Staff, I., Hrsg., Justiz im Dritten Reich, Fischer 1964, S. 178, 179.
Dante, A., Göttliche Komödie, Bln. 1938, Vorwort von Potthoff, S. 30.
Seite 560: Faschismus-Ghetto-Massenmord, Bln. 1960, S. 46: Auszug aus der Rede des Generalgouverneurs H. Frank am 25. Nov. 1939, die er auf einer Besprechung der Kreishauptleute und Stadtkommissare des Distrikts Radom hielt und die den Konzentrationsplan für die polnische und jüdische Bevölkerung im Generalgouvernement betraf.
Seite 560: Der gelbe Stern, Hmbg. 1961, S. 59: Bericht des Wachtmeister Naumann, Litzmannstadt 1941.
S. 87: Bericht von Oberleutnant Walther über eine Erschießung bei Belgrad am 1. November 1941.
Seite 561: Der gelbe Stern, S. 53: Der Befehlshaber der SIPO und des SD, Schoengarth, an die Befehlshaber der SS und Polizei der Distrikte am 24. Dezember 1941.
S. 75: Aufruf der Leitung des jüdischen Ordnungsdienstes im Warschauer Ghetto vom 1. August 1942.
S. 73: H. Frank am 9. 9. 1941 in bezug auf die Judenvernichtung.
Seite 561-62: Hitler, A., Mein Kampf, S. 456, 457.

Als wir vor einem Jahr auf der Frankfurter Buchmesse mit Ihnen, Herr Jungk, über die damals bevorstehenden „Systems 69“ in München und über die kommende Entwicklung in der „Gesellschaft für Zukunftsfragen“ sprechen konnten, waren Ihre Prognosen recht düster. Sie sind inzwischen durch die Ereignisse bestätigt, wenn nicht sogar im Negativen noch übertroffen worden. Sie selbst haben unmittelbar vor Antritt Ihrer jüngsten Weltreise daraus die Konsequenz gezogen und sind unter Protest gegen die fortschreitende Besetzung der Futurologie durch die Industrie aus der „Gesellschaft für Zukunftsfragen“ ausgetreten. Könnten Sie uns aus Ihrer persönlichen Erfahrung weitere Einzelheiten über Machart und Ziel dieses Okkupationsprozesses mitteilen?

Es wird nun immer deutlicher, daß Herr Direktor Holste (früher Demag, zur Zeit Volkswagenwerk) sich an der Gründung der Gesellschaft für Zukunftsfragen nur beteiligte, um dadurch eine pluralistische Plattform und Tarnung für den Start des bereits vorher von ihm öffentlich angekündigten Industrie-Zukunftsforschungsinstitutes zu schaffen. Nun hat er das geschafft und bringt den Zynismus auf, den von ihm als Vorsitzenden eingebrachten Haushaltsplan der GfZ durch Nichteinhaltung der von ihm zuvor gemachten Spendenzusage zu torpedieren. Holste leugnet, daß er eine feste Zusage für eine Spende von 25 000 DM gemacht habe und mußte sich von seinem Nachfolger (dem liberaler eingestellten Dr. Repenning — BP Petrol —) in einem Telefongespräch am 25. 5. 1970 (laut Aktennotiz) sagen lassen „daß er (Repenning) nach Durchsicht des Protokolls der Mitgliederversammlung zu der Überzeugung gelangt sei, daß doch eine feste Zusage für die Spende in der Höhe von 25 000 DM vorliege. Unter diesen Umständen und angesichts der geringen finanziellen Reserven der Gesellschaft müsse er als Vorsitzender der GfZ seine Vorstandskollegen auf der am 8. Juni in Frankfurt stattfindenden Sitzung unbedingt von der Sachlage unterrichten, da im Falle der Nichtzahlung der Spende die Auflösung der Gesellschaft zur Debatte stehe“.

Ich nehme an, daß dieser Rückzieher Holstes erfolgt ist, weil in der GfZ immerhin mit Friedrichs, Flechtheim und Krauch doch noch einige fortschrittlichere Geister mitarbeiten.

Ähnlich hat ja die chemische Industrie gehandelt, als sie die großen Pläne Prof. von Weizsäckers erheblich beschnitt, weil sie befürchten mußte, daß eine wissenschaftliche Forschung über die Lebensbedingungen im industriellen Zeitalter kritische Analysen über die bisherigen Entwicklungen veröffentlichen würde.

Wenn man weiß, was beim ITE in Hannover gespielt wird, wenn man sich die Rolle des unmittelbar danach installierten Präsidialarbeitskreises für Forschungspolitik beim BDI vor Augen führt, wenn man sieht, wie das Weizsäcker-Institut entgegen allen Dementis am Ende doch genau um die aktuellen Themen kastriert wurde, die dem groß- und rüstungsindustriellen Interesse nicht ins Konzept paßten, dann erscheint die Aufregung geradezu paradox, mit der der „Unternehmerbrief des Deutschen Industrieinstituts“ 2/70 gegen „die Futurologie im Dienste einer linken Zukunft“ vom Leder zieht. Die Leute dort müssen eine schreckliche Angst davor haben, einige Wissenschaftler könnten sich irgendwie doch der goldenen Kette entledigen und so „böse“ Fragen stellen, wie Sie, Herr Jungk, das in München noch am ersten Abend der Systems-Woche getan haben: „Welche gesellschaftlichen Verhältnisse sind schuld daran, daß soviel daneben geht, daß soviel nicht geschafft wird?“ Einige Kollegen finden das „unwissenschaftlich“. Aber Sie, Herr Jungk, haben schon im Ergebnis Ihrer Arbeit an dem Buch „Heller als tausend Sonnen“ sehr klar gezeigt, daß es unwissenschaftlich und in der Konsequenz unmenschlich ist, wenn sich ein Forscher als bloßes „Werkzeug der Erkenntnis“ ohne Verantwortung für die Folgen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit versteht. Das neue Bewußtsein vom Zusammenfallen wissenschaftlicher und menschlich-gesellschaftlicher Verantwortung — dürfen wir das als den Schlüssel zum Verständnis Ihrer heutigen Position in den Auseinandersetzungen um die Orientierung, um Problemstellungen und Wertmaßstäbe der Futurologie hier und im internationalen Maßstab verstehen?

Gewiß, ich gehöre zu denen, die im Laufe der letzten Jahre immer deutlicher einsehen mußten, daß es keine wertfreie und objektive Forschung gibt. Diese Erkenntnis in die Zusammenhänge von Machtinteressen und wissenschaftlicher Arbeit hat bei vielen zu dämmern begonnen, die meinten, die Universität und das Laboratorium seien Refugien, in denen man sich um die große gesellschaftliche Auseinandersetzung dieser Zeit drücken könnte, weil es ja „Wichtigeres“ gäbe. Vermutlich ist die Arbeit des Forschers in der Wertskala der menschlichen Tätigkeiten höher einzuschätzen als die des Politikers. Aber sie ist von ihr so abhängig wie das Funktionieren des Gehirns vom Kreislauf. Nur in einer gerechten Gesellschaft wird die Forschung ihre humanen Aufgaben erfüllen können. Die jüngste internationale Tagung junger Akademiker („Lasitoc“) in London (es nahmen daran Vertreter von zahlreichen Nationen teil), der ich mich verbunden fühle, weist in diese Richtung. Ich hoffe, daß weniger und weniger Forscher sich den Machtinteressen einer Industrie oder Bürokratie einer Einheitspartei blind fügen werden. Das kritische Potential des Forschers wird nur dann wirksam, wenn es im Namen der Zukurzgekommenen und Unterdrückten die Machtstrukturen jeder Gesellschaftsordnung durchleuchten darf. Ich sehe die Zukunftsforschung als permanente Herausforderung im Namen des Kommenden an die jeweils Etablierten. Wären sie klug genug, sich der gesellschaftlichen Dynamik

zu fügen, statt sich an „Posten“ zu klammern und gegen die Geschichte regieren zu wollen, dann würden sie die zukunftsorientierte Kritik akzeptieren im Dienste des gesellschaftlichen Fortschritts. Aber die bisherige Erfahrung beweist das Gegenteil.

Um noch einmal auf frühere Gespräche mit Ihnen zurückzukommen, Herr Jungk: So pessimistisch Sie hinsichtlich der offiziellen Institutionen in der Bundesrepublik waren, so optimistisch äußerten Sie sich über die Ansätze, die Sie anderwärts fanden. Sie stellten dabei unter Studenten und Assistenten, bei Volkshochschulkursen, in Vorträgen vor Arbeitern und Betriebsintelligenz wachsendes Interesse nicht nur an der Problematik, sondern auch für eigene Mitarbeit an Fragestellungen und Lösungen der Zukunftsforschung und -planung fest. Wir können das aus unseren eigenen Erfahrungen bestätigen und stoßen dabei immer wieder auf das Verlangen nach mehr Kommunikation. Ohne Zweifel könnte die vielfältige örtliche oder regionale Aktivität, ohne etwas von ihrer Initiative und Spezifik aufzugeben, durch gegenseitiges Kennenlernen, durch Arbeitstagungen und Streitgespräche, durch Informations- und Publikationsaustausch effektiver werden. Welche Möglichkeiten — auch der publizistischen Unterstützung — sehen Sie, um dabei zu helfen?

Ich halte es für wichtig, wenn überall dort, wo sich Menschen finden, die eine andere Welt herbeisehnen, „Zukunfts-Werkstätten“ entstünden, in denen über das Wünschenswerte und längst schon Notwendige diskutiert würde. Man sollte meiner Ansicht nach die gewiß notwendige laufende kritische Analyse gegenwärtiger Verhältnisse ergänzen durch vielfältige Entwürfe besserer kommender Zustände. Die Hindernisse, die sich einer gerechteren und humaneren Welt entgegenstellen, sind leichter zu überwinden, wenn man sie von zwei Seiten aus angreift: von vorne durch Kritik am Bestehenden und von „hinten“, das heißt von Vorstellungen und Modellen her. Dies könnte vor allem in der beruflichen Sphäre wirksam werden. Fast jeder von uns hat Vorstellungen davon, wie es in seiner Arbeitswelt sein sollte. Die Zusammenarbeit der Berufsgruppen, die Veröffentlichungen von „Wunschheften“, die eine Wirkung haben könnten wie die „Beschwerdehefte“, welche die Französische Revolution stimulierten, könnten ein Potential an Neuerungskwillen erschließen, das heute in Resignation oder Richtungskämpfen verkümmert. Ich möchte auf diese Weise besonders diejenigen zur publizistischen Äußerung anregen, die nicht Berufspublizisten sind, aber viel zu sagen hätten, wenn sie nur wüßten, daß man ihre Begehren diskutieren würde.

Unsere letzte Frage, Herr Jungk. Wie sehr wir in der positiven Bewertung studentischer und anderer Initiativen gegen Kriegsforschung und profitorientierte Futurologie, für eine menschliche Zukunftsgestaltung übereinstimmen, so sehr sind wir uns doch wohl auch darin einig, daß ihre gesellschaftspolitischen Wir-

kungen relativ beschränkt bleiben müssen — nicht zuletzt darum, weil moderne wissenschaftliche Forschung ohne einen bestimmten materiellen und finanziellen Rückhalt nun einmal nicht auskommen kann. Von gewerkschaftlicher Seite war in der Vergangenheit wiederholt zu hören, der DGB würde, wenn die Besetzung der Futurologie durch die Industrie so weiterginge, ein eigenes Institut gründen und dort die Zukunftsprobleme und -interessen der von ihm Vertretenen zum Forschungsgegenstand machen. Am Herrn-im-Haus-Standpunkt der Großunternehmen auch in Sachen Futurologie und Zukunftsplanung ist inzwischen keinesfalls mehr zu zweifeln. Die Antwort müßte darin bestehen, nun eine Gegenposition zu schaffen; sie sollte finanziell und auch von der gesellschaftspolitischen Kraft her die Voraussetzungen für eine Zukunftsforschung bieten, die dahin zielt, daß die arbeitenden Menschen nicht weiter bloß Planungsobjekte der anderen bleiben, sondern selbst mehr und mehr zu Mitgestaltern und Gestaltern der eigenen Zukunft werden.

Teilen Sie, Herr Jungk, unsere Auffassung, daß es höchste Zeit ist für eine solche gewerkschaftliche Initiative — und zwar auf allen Ebenen und nicht nur delegiert zu Händen eines oder einiger weniger „Spezialisten“?

Eine solche gewerkschaftliche Initiative ist längst überfällig. Aber das, was bisher zum Beispiel über die Pläne von Dr. Friedrichs (IG Metall) bekanntgeworden ist, enttäuscht. Hier wird auf der Unternehmerseite mit großem Geschütz aufgeföhren, während auf der Seite der Arbeitnehmer zu spät und zu wenig geschieht. Wer aber heute nicht ganz konkrete Zukunfts-Vorstellungen in zahlreichen Details entwickeln kann, wird zur reinen Defensive verurteilt. Ich meiner allerdings, daß diese Zaghaftigkeit der Gewerkschaften nicht von ungefähr kommt: würden sie Aspekte einer humanen Zukunftsgesellschaft erarbeiten und daran die Arbeitnehmer in großem Stil beteiligen, dann würden sie damit eine „Revolution der Erwartungen“ in die Wege leiten. Ist das mit dem „Burgfrieden“ zwischen reformistischen Gewerkschaften und dem Industriekapital noch zu vereinen? Ich hatte — um das einmal ganz offen zu sagen — bei den Auseinandersetzungen in der Gesellschaft für Zukunftsfragen den Eindruck, daß die den Gewerkschaften Nahestehenden viel zu leicht mit der Holstegruppe ihren Frieden machten. Vielleicht habe ich mich darin getäuscht. Aber dann hätte man doch eigentlich schon eine entschiedene Eigen- und Gegenaktion der Gewerkschaften in Sachen Zukunftsforschung sehen müssen. Wo bleibt sie?

Miclos Toth Klage eines Geisteswissenschaftlers

Eine Kette ist bekanntlich nicht stärker als das schwächste ihrer Glieder, und auch Computer können irren, denn ihr Genie ist nicht größer als das kleinste Bauelement in ihren Schaltkreisen. Nun offeriert ein besonders hoch geschätzter Kybernetiker unserer Tage ein Buch, demzufolge die moderne Gesellschaft, zumindest was die Bundesrepublik anbelangt, falsch programmiert ist . . . Für den armen Menschen, der die hohen Mysterien der Kybernetik nicht beherrscht, ist vieles in diesem Buch befremdlich; wer sich aber eine gewisse reservatio mentalis gegenüber einigen Thesen des Werkes bewahrt, geht unweigerlich als „Hinterwäldler“ titulierte von dannen — was gewiß als besonders pikante Art der geistigen Auseinandersetzung gilt. Die „Hinterwäldler“ nun sind an allem schuld: Begonnen bei den Mißständen an den Universitäten bis zum künftigen ökonomischen Ruin der Bundesrepublik sind überall die Hinterwäldler an ihrem bösen Werk. Einige „Hinterwäldler“ werden zwar namentlich benannt, aber der tiefste Hinterwald bleibt weitgehend undefiniert und spukt als nichtfaßbarer Buhmann in allen Übeln herum, altsprachliche Sätze murmelnd und Horaz zitierend.

Befremdlich allerdings erscheint dem Uneingeweihten auf den ersten Blick, daß die Nobelpreisträger, die einst Deutschlands Ruhm in alle Länder trugen, just jenem Bildungssystem entsprungen sind, das heute hinter dem Wald zu Hause ist. Waren also Planck und Einstein, Diesel und Röntgen „Hinterwäldler“? Gewiß doch, denn auch sie haben Seneca deklamiert und den Homer gelesen . . . Ist die Hoffnung auf bessere Würste, schnellere Autos und vollkommener Computer alles, was des Menschen Herz begehrt? Ist der Forschungsdrang der Menschheit ausschließlich in Halbleitern und im Relais glücklich, ist der Kunstverstand erschöpft, wenn im Theaterfoyer elektronische Bauelemente auf Samt und Seide zu sehen sind?

Herr Kant war einstmals mit dem gestirnten Himmel über sich und mit dem preußischen Gesetz in sich zufrieden. Herr Steinbuch ist mit dem Fortschritt schlechthin zufrieden, auch wenn die innere Befindlichkeit des Menschen auf der Strecke bleibt — wohl denn, Professoren müssen in ihren Fachgebieten glücklich sein, sie wären sonst schlechte Professoren — aber leider besteht nicht die ganze Menschheit aus Professoren. Und die „Hinterwäldler“ mit der überflüssigen

humanistischen Bildung könnten dem Kybernetiker vielleicht doch ein bescheidenes Etwas voraushaben — nämlich, daß sie im Umgang mit dem Begriff Fortschritt etwas zurückhaltender sind, weil sie die Menschheitsgeschichte besser kennen. Der wahre Fortschritt läuft sehr ungern auf den Schienen, die listige Professoren für ihn auslegen, und manches gefeierte Ereignis einer lokalen Ära erwies sich als viel zu banal und lächerlich für nachfolgende Epochen („idola specus“ nannte schon der alte Bacon die Vorurteile der zeitlichen Höhle). Oder ist der Fortschritt der Technik wichtiger als der Fortschritt des Menschen, wäre die Wasserstoffbombe in der Hand von Menschenfressern ein gravierender Fortschritt?

Wenn Herr Professor Steinbuch auf seiner Reise in den Fortschritt in den Hinterhalt der „Hinterwälder“ hineingerät, so beruft er sich auf Autoritäten, darauf, daß die ganze fortschrittliche Welt so monistisch-materialistisch denkt wie er. Wenn aber die ganze Welt so fortschrittlich denkt wie er, wo sind dann die vielgepriesenen Außenseiter, die doch für epochemachende Taten der Kultur zuständig sind?

Aber so monistisch, wie er vorgibt, ist der Herr Professor nun doch wieder nicht, denn einige Seiten nach dem monistischen Credo liest der erstaunte „Hinterwälder“ ein Zitat von Norbert Wiener: „Information ist Information“ (hört, hört) „und nicht Materie und Energie. Materialismus, welcher diesem nicht gerecht wird, ist heutzutage indiskutabel“ — und Professor Steinbuch wittert hier die Morgenluft, denn: „Möglicherweise wird der Begriff ‚Information‘ für die zukünftige wissenschaftliche Entwicklung eine ähnlich grundlegende Bedeutung haben wie die Begriffe ‚Materie‘ und ‚Energie‘ für die bisherige Entwicklung schon hatten.“

Was ist nun Information? „Gesang eines Vogels, Grafik von Picasso, Briefe jeden Inhalts, Fotografie und Film, Literatur vom Telefonbuch bis zur Bibel, Gesetze und Verordnungen, Musik vom Trommelschlag bis zur Neunten Symphonie, die Gene, welche Erbinformationen übertragen, usw.“ Kurzum, die ganze Welt ist Information für ein Bewußtsein, das heute informiert wird und morgen nicht mehr ist — die Welt ist also nichts ohne Rezeptor, und man hört verdächtig die anthropomorphen „Hinterwälder“ rauschen ...

Der Hylomorphismus des alten Aristoteles brachte sicher eine bessere Definition des Lebens als jener A. A. Ljapunov, Mitglied der sowjetischen Akademie der Wissenschaften, den Professor Steinbuch offensichtlich mit bewegtem Herzen zitiert:

„In wenigen Worten kann man das Leben als hochstabilen Zustand eines Stoffes charakterisieren, der zur Erzeugung von Erhaltungsreaktionen Informationen ausnutzt, die durch die Zustände der einzelnen Moleküle codiert werden ...

Jeder neue Organismus muß mit einem bestimmten Vorrat an Informationen ausgestattet sein, damit die Erhaltungsreaktionen gewährleistet werden können.

en, d. h. damit er stabil wird ... Die Information, welche die Stabilität garantiert, hat wenigstens drei Wurzeln:

- a) die Erbinformation;
- b) die Information, welche im Laufe des Lebens gewonnen (durch Lebenserfahrung) und vom Individuum selbst codiert wird;
- c) die Information, welche von außen in fertig codierter Form aufgenommen wird.

Man kann mehrere Arten der Verwertung äußerer Informationen zur Steuerung unterscheiden:

- a) unmittelbare Reaktionen;
- b) das Merken vorangegangener Fälle mit dem Ziel, die erfolgreichsten Reaktionen des unmittelbaren Typs auszuwählen;
- c) das Merken äußerer Einwirkungen mit dem Ziel der Extrapolation und der Ausbildung rationeller Reaktionen auf extrapolierte äußere Einwirkungen;
- d) die Schaffung von Modellen der umgebenden Welt und die Gewinnung von Prognosen auf der Grundlage der Modellfunktion.

Der letzte Typ der Informationsverwertung kann sicherlich als Bewußtsein bezeichnet werden.“

In dieser Definition besteht also das Leben aus Information, und es beinhaltet keine Spur von Trieb, Macht, Glück und Leid — was Wunder, denn in der großen Marx-Engels-Ausgabe kommt im Stichwortverzeichnis bekanntlich das Wort Glück überhaupt nicht vor! Der Gürtel der Determination ist so eng geschnallt, daß man verwundert ist, daß noch niemand elektronenoptisch aus der Erbinformation die divina comedia herausgelesen hat, denn zweifelsohne ist auch sie darin enthalten! Und sachlich ist nicht einzusehen, warum bei der Verwertung äußerer Informationen aus dem Typ a unbedingt der Typ b und daraus schließlich der Typ c zu folgen habe — sollte da ein deus informationis mit im Spiel sein, der teleologisch die absolute Information anstrebt? Offensichtlich sind doch die beschränkten Rezeptoren der niederen Lebewesen für das Leben an sich so hervorragend ausgestattet, daß z. B. noch heute viele Virenarten der Angriffe des intelligenten Menschen spotten — selbst Meeresschildkröten werden über hundert Jahre alt! Ferner ist anzumerken, daß die Bakterien ihre Artgenossen nicht mit Atombomben bekämpfen und daß Einzeller keine Inquisition und kein Dogma kennen. Warum also der Fortschritt zu jenen seltsamen Wesen, die dergleichen Dinge erfunden haben, und die Informationstheorie dazu? Offenbar gibt es auch Darwin mit seiner ungehobelten Horde in der Welt der Information — und damit mehr als Information, was zu beweisen war!

Und unterscheiden sich die Werke von Homer und Shakespeare wirklich und wahrhaftig nicht von Telefonbüchern? Schrieb Goethe ausschließlich nur zur Information? Sind alle Werke der Ethik, jede Selbstaufopferung des Menschen, sein Leiden und Sterben nur Informationen? Wohl bekomme dieses Leben der

Information — hoch lebe Amerika und Benjamin Franklin, sein größter Prophet, der von der Kanzel „Zeit ist Geld“ herunterdonnerte und seitdem nicht mehr vergessen ward! Hoch lebe der Fortschritt an sich und der Erfolg schlechthin — was tut es, wenn der Mensch darüber zugrunde geht!

Noch kann der Mensch sehr wohl ohne überdimensionierte Technik leben, nicht aber die überdimensionierte Technik ohne den Menschen — wer wird da wohl die Priorität genießen? Dem hochverehrten Professor sei gesagt, daß die Welt nicht nur Technokraten und Kybernetiker braucht, sondern auch Menschen — und Universitäten, die nicht nur die Technik, sondern auch den Menschen fördern. Wenn die Technik als moderne Medizin verkleidet die Qualen des Individuums persistiert, um die äußeren Funktionen des Lebens zu erhalten, wenn die Technik eine Menschenmasse ohne Zweck und Ziel züchtet in Landschaften aus Stahl, Beton und Abfall, wenn die Technik eben diese Masse mit totaler Ausrottung bedroht, sobald das primär Menschliche in ihr versagt — welche Bildung ist ihr dann angemessen?

Warum wohl drängt sich die Jugend dieses Landes nicht nur vor den gefüllten Töpfen der technischen Fakultäten, sondern auch vor den Lehrstühlen der Soziologie, die nichts verheißt als Arbeitslosigkeit und Blut und Tränen? Weil die Technik läuft und die Gesellschaft allzusehr stagniert! Schließlich entsprang einstmal aus den Reihen der „Hinterwäldler“-Bildung auch ein Karl Marx, der das Gesicht der Erde mehr veränderte als manche technische Erfindung. Wäre damals Professor Steinbuch Bildungsminister gewesen, so hätte Marx mit Sicherheit Kybernetik studiert, und Platon wäre vordem Kesselflicker geworden — zur höheren Ehre der Menschheit!

Einig sind wir mit dem Herrn Professor, daß viele metaphysische Zöpfe fallen müssen — nicht enig sind wir mit ihm darin, daß jeder Kritiker der technokratischen Auswüchse ein Feind der Technik und Naturwissenschaft — und ein „Hinterwäldler“ dazu sein muß. Vielleicht hat sich der Herr Professor doch zu wenig mit den alten Humanisten befaßt — sie haben wirklich nicht nur immer alte Sprachen gesprochen, sondern auch Ausrufe getan, wie diesen: „Oh Jahrhundert, oh Wissenschaften, es ist eine Lust zu leben!“ ...

Einig sind wir mit dem Professor Steinbuch, daß eine neue Philosophie vonnöten ist — nicht enig können wir mit ihm darin sein, daß sie unbedingt die Kybernetik zur Grundlage, und den Anspruch der Alleingültigkeit haben muß. Denn die Funktionen unseres Hirns mögen wohl kybernetischen Gesetzen folgen, die Potenzverteilung in Neuronen mag wohl analog elektrischen Schaltkreisen beschaffen sein, trotzdem sind wir nicht gezwungen, unser Bewußtsein nach den Regeln der Kybernetik auszurichten — ebensowenig, wie wir gezwungen sind, unsere Ideale auf den Darmfunktionen aufzubauen. Und ebenso, wie wir die dressierten Massen der Konsumgemeinschaften als Knick in der Lebenslinie einer Menschheit ansehen müssen, deren evolutionäres Ziel die Intensivierung der individuellen Sensibilität, Ethik und geistigen Potenz war, müssen wir jede

Lebensanschauung ablehnen, die die Menschheit als Masse unter die Autorität der Technik stellen will.

Die Technik wird dem Menschen nicht das reine Glück bescheren, wenn er es nicht im eigenen Wesen zu finden vermag, deshalb versagt die mathematisch evidente Logik vor der Position des Metaphysikers, der eher die Rationalität als das Verlangen nach dem Sinn seines Lebens aufgibt. Ist dieses echt menschliche Anliegen nun so verwerflich, daß es ständig die Kybernetiker auf die Barrikaden treiben muß? Außer in Analogieschlüssen können sie die Wahrheit ihres Standpunktes ebensowenig beweisen, wie ihre Kontrahenten, und letztlich gehen beide von einer *materia prima* aus — heiße sie nun Gott oder Energie — um darauf ihr Axiomensystem aufzubauen, darüber geht es nicht hinaus. Ihre Positionen unterscheiden sich letztlich nur darin, ob ihre Wahrheit organischer oder anorganischer Natur ist: Beide haben ihre Berechtigung, denn nur in Kenntnis der empirischen Gesetzmäßigkeit können wir leben, aber nur in der Würdigung unserer physiologischen Gesetzmäßigkeit, die sich nicht im Anorganischen erschöpft, können wir optimal leben.

Wenn aber Professor Steinbuch die Kybernetik als *ultima ratio* alles geistigen Geschehens ausgeben will, so zeigt er damit seine Entfremdung aus dem organischen Denken — nun gut, er will kein Humanist sein, will er auch kein Mensch mehr sein? Will er die biologische Entfremdung des Menschen, die Umfunktionierung der Triebe in Konsumeigenschaften, die Inversion der Gefühle in genormte Stereotypen? Will er die biotechnische Zuchtgattung Mensch? Dann wäre vor diesem Kybernetiker zu warnen, der mit seinen Reafferenzkreisen und Schraubenschlüsseln in einen Jahrmillionen alten Prozeß eingreifen will, dessen Komplexität er offensichtlich nicht begreift! Die Gesetzmäßigkeit des Organischen, und damit auch des organischen Denkens, liegt nicht in einer konformen Komponente beschlossen, sondern in der breiten Fächerung des Divergierenden, das miteinander konkurriert und sich toleriert, um eine breite Basis für den Kampf mit den wechselnden Umweltbedingungen zu haben. Jede dieser Komponenten fügt dem Kosmos etwas Neues zu und hat eine Potenz der Nützlichkeit, die sich nicht in der Aktualität erschöpft. Die utilitaristischen Biologen hätten sicher in grauer Vorzeit schon die unnützen, häßlichen Lemuren ausgerottet — und könnten damit vielleicht heute nicht als Menschen auf dem Thron der Weisheit sitzen. Die Divergenz der Weltanschauungen ist per se nicht schon verwerflich und schuld an aller Dekadenz: Die Konformität ist verwerflich und ein System der Pädagogik, das darauf seine Hoffnung setzt. In jenen Schulen und Universitäten, in denen Dogmen gepredigt werden, wird die Saat der Knechte in den Massenstaaten gesät, die der konformen Sackgasse des Lebens zustreben. Wer sich nicht in divergierenden Meinungen seine individuelle Wahrheit suchen mußte, der wird jede Wahrheit akzeptieren, die von den Autoritäten kommt. Wer nicht die Irrtümer und Laster seiner Väter aus der Geschichte und aus der Sprache kennt, wird alle Fehler seiner Väter wiederholen — solange es an unseren Schulen nicht

um Bildung, sondern um den Aufstieg in gesellschaftlich vorteilhafte Klassen geht, wird man mit der wachsenden sozialen Emanzipation bald mehr Universitäten schaffen müssen als Fabriken, und ein Wasserkopf aus dressierten Ehrgeizlingen wird vielleicht eher den Ruin der Gesellschaft herbeiführen, als man es wünscht. Nicht mit Ausleseverfahren durch den Raster der Dressur in einer Gesellschaft, in der der tückische Krämergeist noch immer mehr dotiert wird als wirkliches Können und Wissen, wird man die Begabtesten finden, sondern in einer sozialen Gesellschaft, in der nicht Prestigedenken, sondern Wissenschaft um der Wahrheit und des bewältigten Fortschritts willen betrieben wird. Nicht die Ideologen sind die Unterdrücker der Menschheit, sondern die Machtbesessenen, die sich ihrer bedienen — nicht die Weltanschauungen in unserem Land sind hinterwäldlerisch, sondern die Intoleranz und Demagogie ihrer Vertreter, die eine Position verteidigen müssen, ohne von ihr überzeugt zu sein, weil daran ihre Lebensstellung hängt. Nicht die „Hinterwäldler“ sind unsere Gefahr, sondern die gerodeten Flächen, auf denen Tempel entstanden sind, in denen die Wucherer ihre Stände aufgeschlagen haben und alles in Geld verwandeln: Ob es nun Heringe, Lehrstühle oder wissenschaftliche Axiome sind.

Oskar Neumann
Antwort eines Ingenieurs

Miclos Toth zu erwidern, kann für mich nicht bedeuten, für Karl Steinbuch Partei zu ergreifen. Dessen technokratische, zunehmend auf die Zwecke des staatsmonopolistischen Systems orientierte Position liegt mir entschieden ferner als die humanistische Sorge, die gegen ihn fragt: „Ist der Fortschritt der Technik wichtiger als der Fortschritt des Menschen, wäre die Wasserstoffbombe in der Hand von Menschenfressern ein gravierender Fortschritt?“

Nur, und das trennt mich von Miclos Toth, ich sehe bei ihm keinen gangbaren Weg aus dem Dilemma. Er verbaut sich den Ausgang selbst mit seiner Dämonisierung der Technik, und ich fürchte, er weiß am Ende gar nicht, wie sehr er damit im Gesamtsystem nur zum anderen Flügel derselben Partei gehört, der auch Steinbuch verbunden ist. Dieser allerdings nimmt die verbale Heftigkeit solchen Hausstreits gar nicht mehr so ernst; während des Münchner Symposiums „Systems 69“ richtete er einen bewegten Aufruf an die Kollegen vom kulturkritischen Flügel, doch endlich einzusehen, daß sie es allein so wenig schaffen könnten wie die Technokraten; die hätten das schon begriffen und wären bereit zu notwendiger Gemeinsamkeit.

Was will diese Gemeinsamkeit? Es geht für Steinbuch — und das hat, weit deutlicher als sein Buch „Falsch programmiert“, sein Funktionieren als wissenschaftlicher Tagungsleiter der „Systems 69“ und dann vollends seine letzte Arbeit „Programm 2000“ angezeigt — um die möglichst konfliktlose Einpassung der wissenschaftlich-technischen Revolution in die herrschende spätkapitalistische Ordnung. Die Reformen, die er für nötig hält, um aus dem „Hinterwald“ herauszukommen, sind systemkonform, nicht konsequent demokratisch und schon gar nicht über die bestehenden Besitz- und Machtverhältnisse hinausweisend. Wen wundert, daß er dem Marxismus-Leninismus am Ende „Eigentumsfeindlichkeit“ andichtet, um ihn „widernatürlich“ finden zu können? („Programm 2000“, Seite 206.) Der Satz steht nur wenige Zeilen von Steinbuchs Aussage entfernt, aus dem Bedürfnis des Menschen, seine wichtigsten Gebrauchsgegenstände als Eigentum zu haben, dürfe „nicht abgeleitet werden, daß ein Mensch über die Produktionsmittel verfügen darf, mit denen andere Menschen ihr tägliches Brot verdienen“. Falls Steinbuch einen Zusammenhang zwischen Besitz und Verfügungsgewalt anerkennt, hätte dazu nahtlos die Stelle aus dem Kommunistischen Manifest gepaßt: „Was den Kommunismus auszeichnet, ist nicht die Abschaffung des Eigentums überhaupt, sondern die Abschaffung des bürgerlichen Eigentums“ — heute demnach des in immer weniger Händen monopolisierten Besitzes am Produktivvermögen und der damit verbundenen Allmacht über Wirtschaft, Staat und Gesellschaft.

Wer diese nicht zurückdrängen und schließlich abschaffen, sondern nur ins System bringen und auf Wirksamkeit hin perfektionieren will, für den ist es von vornherein zweckmäßig, die Verantwortlichen für die Bildungskatastrophe und andere totale Verplanungen in der Bundesrepublik nicht beim Namen zu nennen, Ideologien ohne Zusammenhang mit den Herrschaftsverhältnissen, Strukturen ohne die sie prägende Macht des Konzernkapitals als Zielscheiben aufzustellen. Genau den gleichen Leuten tut nun Miclos Toth genau den gleichen Gefallen — wer etwa sind denn seine „Machtbesessenen“, wenn nicht die Machtbesitzer? Wen kann es denn freuen, daß er das allgemeine Unbehagen, das die monopolkapitalistische, ausschließlich macht- und profitorientierte Anwendung der wissenschaftlich-technischen Revolution hervorruft, gegen „das Anorganische“, gegen das, was er „Materialismus“ nennt, gegen den „Moloch Technik“ lenkt — und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die die humanen Möglichkeiten der wissenschaftlich-technischen Revolution ins Destruktive pervertieren, bleiben ungenannt im Hintergrund!

Bei Licht besehen tut keiner, weder Steinbuch noch Toth, denen weh, die wir treffen müssen. Beide schaffen denen ein bequemes Alibi, die es anzuklagen und anzugreifen gilt, anzuklagen und anzugreifen als Profiteure der Vernichtungstechnik; als Anwender der wissenschaftlich-technischen Revolution im Kapitalinteresse und damit gegen das Interesse der Arbeitenden; als Herren im Haus, gegen die Mitbestimmung; als Verweigerer einer Volksbildung, die nicht Fachidioten und Jasager, sondern Menschen meint, die schöpferisch denken und verantwortlich handeln.

Ausgerechnet die monopolistischen Machtgruppen, die für alle falschen Weichenstellungen der Vergangenheit verantwortlich sind, verfügen nun in der Bundesrepublik über sämtliche Herrschaftsinstrumente in der Gegenwart und damit auch über alle Organisationen und Institutionen, die sich mit der Erforschung und mit der Planung unserer Zukunft beschäftigen.

Im Februar 1970 wurde nach einigem Tauziehen das „Institut zur Erforschung technologischer Entwicklungslinien“ — ITE — in Hannover installiert. Bereits in der Startphase, die noch unter dem Mantel der „Gesellschaft für Zukunftsfragen“ erfolgte, zog das Konzernkapital die Drähte, sehr im Vordergrund damals Bölkow — inzwischen fusioniert mit Messerschmitt und Blohm und nochmals direkt verflochten mit Siemens, dazu die Volkswagen-Werke, die Bundesbahn usw. Schon damals ließ der VW-Vorstandsvorsitzende Lotz keinen Zweifel, wohin die Reise gehen soll: „Dieses Institut wird im Dienst der Industrie stehen“. Es steht. Die 55 größten Konzernunternehmen, sowohl des privaten Monopolkapitals als auch des Bundesbesitzes, haben sich im ITE ihr staatsmonopolistisches Planungszentrum geschaffen. Das Haus Siemens stellt mit Dr. Reche den Präsidenten, ihm zur Seite die Autotruster und die Ölkonzerne und die mächtigsten Unternehmen der Schwerindustrie — und die Jahresbeiträge, pro Firma bis zu hunderttausend Mark, sind von der Steuer absetzbar.

Muß man überhaupt fragen, ob die Planung einer solchen Institution demokratisch sein kann? Sie ist es schon darum nicht, weil die Interessen der Superreichen nur auf unsere Kosten gehen können. Während der „Systems 69“ hielt es Claudius Dornier, Juniorchef der gleichnamigen Luftrüstungswerke, überdies für angezeigt, direkt die Frage zu stellen: „Sind wir richtig dran, wenn wir die Zukunftsplanung nach demokratischen Methoden durchführen?“ Seine Antwort: „Ich sehe die Gefahr, daß hier die Gefälligkeitsdemokratie zu völliger Blüte ausgebaut wird. Wir sind soweit von einem stabilen Zustand entfernt, daß wir eine Optimierung der Leistung anstreben müssen und nicht eine Optimierung der persönlichen Bedürfnisse“. Deutlicher geht es nicht mehr: Im Namen der Stabilisierung der Kapitalherrschaft sollen wir zur Leistungsgemeinschaft formiert werden. Das ist das „Modell“, das Franz Josef Strauß, inzwischen beruflich mit den Geschäften der Luftrüstungsgruppe verbunden, auf dem Parteitag der CSU nicht nur für Bayern, sondern für die gesamte Bundesrepublik präsentiert hat.

Ist etwa das Bundesministerium für Bildungs- und Forschungsaufgaben dagegen ein Regulativ? Gerade auf diesem Gebiet ist sachlich und personell die Kontinuität absolut vorherrschend geblieben. Dem Krupp-Manager Stoltenberg folgte der Krupp-Manager Leussink, und an der Priorität der Rüstungsforschung hat sich innerhalb des Ministeriums so wenig geändert wie innerhalb des Gesamtstats an der Priorität der Militärausgaben.

Damit das auch in Zukunft so bleibt, hat der Bundesverband der Deutschen Industrie im Frühjahr 1970 ein neues Spitzengremium gebildet, den Präsidialarbeitskreis für Forschungspolitik im BDI. Im gerechten Ausgleich dafür, daß in Hannover die Elektrokonzerne die oberste Spitze stellen, präsidiert hier zur Abwechslung Adolf Steinhöfer vom Vorstand der BASF, dem Rat der Chemiegötter. Die Aufgaben sind eindeutig: es geht um die Lenkung der Forschung und der Entwicklung im industriellen Bereich, um weitere steuerpolitische Begünstigung der Konzernforschung und — über vermehrte Direktaufträge — um die noch engere Unterstellung der Hochschulwissenschaft unter den Zugriff der Monopole.

Gleichzeitig intensiviert das Kölner Deutsche Industrieinstitut nach allen Richtungen hin seine Aktivität, um die Zukunft planerisch wie agitatorisch restlos und lückenlos in den staatsmonopolistischen Griff zu bekommen. Für den inneren Bedarf wird da knallhart formuliert: „Das zukunftsbezogene menschliche Handeln kommt nicht ohne Wertvorstellungen aus ... Die Wertfrage aber erweist sich hier nicht nur als ein philosophisches Problem, sondern auch als eine Frage der Macht“ (Unternehmerbrief des Deutschen Industrieinstituts, Nr. 2/70). Nach außenhin steuert dieses Zentrum bundesdeutscher Meinungsmanipulation jene Propagandawelle, die uns bereits den Übergang ins neue Jahrzehnt als lustvolle Badetour in Schaum und Pop-Farben verkauft hat.

Immerhin, und das ist festzuhalten, gibt es bei Miclos Toth nicht diesen platten,

dem Imperialismus mit Haut und Haaren verschriebenen Zweckoptimismus, der uns auf dem Hintergrund der Lüge von der „sozialen Harmonie“ weismachen will, wir gingen sicher in die siebziger Jahre und kämen glücklich aus ihnen heraus, weil die Extrapolation vorhandener Trends noch für dieses Jahrzehnt ein Umsatzvolumen von jährlich dreißig Milliarden für Siemens, eine Umsatzsteigerung der Großchemie auf hundert Milliarden, ein Bilanzvolumen von einer Billion für die Großbanken und natürlich den weißesten Weißmacher aller Zeiten beim Henkel-Konzern und dazu noch zwanzig Millionen Autos auf den bundesdeutschen Straßen erwarten läßt. Darauf fällt Miclos Toth nicht herein; gegen die Illusion „Mehr Technik, mehr Glück“ setzt er entschieden die Beziehung Technik/Zerstörung. Aber eben die kommt bei ihm nun wieder zu oberflächlich, zu unvermittelt: Mehr Technik, mehr Vernichtung; mehr Vernichtung, mehr Technik.

Als Hans Henny Jahn „Das Holzschiff“ schrieb (für das sich nicht zufällig schon seit Jahren kein bundesdeutscher Verleger mehr findet), hatte er die reale Dialektik viel tiefer begriffen. Bei ihm wird zum Transport der modernen Vernichtung die moderne Maschinerie zurückgenommen: das Holzschiff ist ein Segler, auf dem neue Technik nur noch als Überwachungs- und Unterdrückungsinstrument der Herrschenden gegen die Arbeitenden, gegen die Sicherheit, gegen die Chance einer glücklichen Ankunft installiert ist. Und noch etwas weiß Jahn: Wer sich mit den Herrschenden, mit ihren Machern und Managern der Vernichtungstechnik einläßt, verführt durch Geld oder durch eingebildete Teilhabe an ihrer Macht, durch den Kitzel einer interessanten Aufgabe oder auch nur durch Sich-menschlich-Näherkommen, der geht daran zugrunde. Wer sich aber zum Kampf entschließt, mag darauf achten, nicht blindlings dreinzuschlagen: Die Zertrümmerung der Schiffskonstruktion legt nicht die Macht und nicht die Verbrechen der anderen bloß, sondern nur die eigene Ohnmacht vor der eindringenden Naturgewalt, die dann Schiff und Ladung und Mannschaft verschlingt.

Was Jahn hier leistet, ist Analyse, hat Erkenntnisfunktion. Was Toth liefert, ist das Auswechseln des einen Mythos durch einen anderen und hat obendrein den faden Beigeschmack jenes romantisch-reaktionären Heruntermachens von Wissenschaft und Technik, das wir nur allzu gut aus präfaschistischer und faschistischer Vergangenheit kennen. Immerhin wurde 1933 in Deutschland für weite Bereiche der Wirtschaft der Ersatz — und damit auch die Erleichterung — menschlicher Arbeit durch Technik gesetzlich verboten; am Ende stand dann die höchste Technisierung von Krieg und Massenmord.

Und wiederum finde ich, daß einige geistesgeschichtliche Wurzeln der Kontrahenten Toth und Steinbuch gar nicht so weit voneinander entfernt liegen. Steinbuchs „Hinterwelt“ und „Hinterwald“ erinnern peinlich an Nietzsche, der ja nun weiß Gott kein erfreulicher Ratgeber in Sachen eines rationalen und humanen Verhältnisses zur Technik ist. („Meine Zukunft“: — eine stramme Polytechniker-Bildung. Militärdienst: so daß durchschnittlich jeder Mann der höheren Stände

Offizier ist, er sei sonst, wer er sei.“ Nietzsche, „Der Wille zur Macht“, Werke II, Kröner 8. Auflage, Seite 481.)

Die Art, wie nun Toth auf „Hinterwelt“ und „Hinterwald“ reagiert, beweist ein weiteres Mal, wie zweckmäßig diese Ausdrücke gewählt sind, um gerade das nicht scharf ins Bild kommen zu lassen, was deutlich werden müßte: die Gefahrenquelle, von der heute und in Zukunft die Bedrohung unserer Existenz ausgeht, das Profitprinzip, begründet in den Besitz- und Machtverhältnissen. Stattdessen assoziiert jeder mit dem Für und Wider um „Hinterwald“ und „Hinterwelt“, was ihm gerade so einfällt. Miclos Toth zum Beispiel wittert Unrat für seine vielgeliebte altsprachliche Bildung, sodann für die idealistische Philosophie, um in einem nächsten, nun allerdings sehr kühnen Schritt damit auch noch den Humanismus zu identifizieren.

Wenn Miclos Toth zunächst gegen „Einseitigkeit“, für Pluralismus in der Ausbildung streitet, so sollte er wissen, daß sich daraus, jedenfalls für die heutige bundesdeutsche Situation, als Konsequenz nur ergeben kann: mehr mathematische, mehr naturwissenschaftliche Bildung. Denn diese Seite, und nicht etwa die sprachlich-historische, wird in geradezu unglaublicher Weise benachteiligt. Ich wüßte auch nicht, was sich in diesem Punkt ernsthaft gegen die Vorschläge Steinbuchs einwenden ließe, der zum Jahr 2000 eine solche Zusammensetzung innerhalb der Lehrberufe wünscht, daß 60 Prozent aus den mathematischen und naturwissenschaftlichen Bereichen und 40 Prozent aus den sprachlichen, geschichtlichen und musischen Disziplinen kommen sollen.

Nun meint Miclos Toth, bei solcher Verteilung werde das „Organische“ unterdrückt, der „Materialismus“ über den Idealismus triumphieren. Muß man gegen die provokante Unterstellung, eine materialistische Weltanschauung sei irgendwie amoralisch, minderwertig, mit Humanismus und Idealen unvereinbar, noch einmal an die Antwort von Friedrich Engels erinnern? Sie lautet: „Der Philister versteht unter Materialismus Fressen, Saufen, Augenlust, Fleischeslust und hofärtiges Wesen, Geldgier, Geiz, Habsucht, Profitmacherei und Börsenschwindel, kurz all die schmierigen Laster, denen er selbst im Stillen frönt; und unter Idealismus den Glauben an Tugend, allgemeine Menschenliebe und überhaupt eine ‚bessere Welt‘, womit er vor anderen renommieret, woran er selbst aber höchstens glaubt, solange er den auf seine gewohnheitsmäßigen ‚materialistischen‘ Exzesse notwendig folgenden Katzenjammer oder Bankrott durchzumachen pflegt und dazu sein Lieblingslied singt: Was ist der Mensch — halb Tier, halb Engel“ (Friedrich Engels „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“, Seite 26).

In allem Ernst: Materialismus war immer in höherem Maß humanistisch als Idealismus. Wer nämlich obenhin Gott, den Weltgeist stellt, stuft den Menschen darunter und damit tiefer ein. Und wer, wie das alle Spielarten des Idealismus tun, prinzipielle Schranken der menschlichen Erkenntnis gegenüber dem Naturgeschehen aufrichtet, indem er z. B. das Organische letztlich in metaphysischen

Bereichen ansiedelt, die auch durch fortschreitende Empirie nicht aufschließbar sein sollen, der stuft den Menschen niedriger ein, als es der Materialist tut. Das bedeutet längst nicht, daß dieser den jeweils erreichten Stand unseres Wissens für endgültig hält, die jetzt entwickelten Modelle für allseitig und vollkommen. Der Fortgang der Wissenschaft besteht vielmehr gerade darin, „mit schmutzigem Wasser, schmutzigem Tuch schmutzige Gläser sauber zu machen“ (Niels Bohr). Das tut der Physiker ebenso wie der Biologe, der seinen Fortschritt der Erkenntnis nicht im Suchen nach einer die Entwicklung lenkenden vorgegebenen Idee, „nicht im Einbeziehen von Entelechien, sondern in einer weiteren Annäherung der stofflichen Modelle an die Wirklichkeit“ findet (Reinhard Kaplan).

Um hier Mißverständnisse zu vermeiden: Materialität ist nicht im Sinn von „Wirklichkeitsklötzchen“ zu verstehen. Das war 19. Jahrhundert, und es stünde dem dialektischen Materialismus als der mit dem Fortgang der Geschichte verbundenen Philosophie schlecht an, die Zeit nicht als bewegendes Element auch seiner eigenen Veränderung zu begreifen.

Wie ist demnach die philosophische Kontroverse Toth-Steinbuch zu beurteilen? Zunächst ist Steinbuch in den Bereichen, die er als Fachwissenschaftler bearbeitet, in der gleichen Lage, wie seine Kollegen von Physik, Chemie, Biologie: ihr Gegenstand ist die Natur, ohne die Zutaten des Idealismus, weil anders Naturforschung mit Erfolg nicht zu betreiben ist. Wo Materialität und Rationalität aufgegeben werden, hört Naturwissenschaft auf.

Nun wirkt — Steinbuch stellt das selbst fest — gegen jeden materialistischen Denkansatz von vornherein ein massiver gesellschaftlicher Druck: Materialismus ist hierzulande politisch verdächtig! Zum anderen aber ist der naive Materialismus der Naturwissenschaftler in sich metaphysisch; schon an den Grenzen des Fachgebiets bröckelt er ab, und er wird, sobald gesellschaftliche Probleme und damit der Klassenkampf ins Spiel kommen, vollends zugunsten offen idealistischer Herrschaftsideologien aufgegeben oder zu positivistischer Systembestätigung — vom Sozialdarwinismus bis zum Technokratismus — pervertiert.

Wo Miclos Toth seinen Gegner der philosophischen Inkonsistenz beschuldigt, hat er durchaus recht, nur wird die „Entdeckung“ Karl Steinbuch amüsieren, nachdem er schon in seinem Buch „Automat und Mensch“ die Begriffe „materialistisch“ und „idealistisch“ als „nicht mehr sinnvoll“ deklariert hat, um dann sinnvollerweise seine Position im eigenen Metier, der Informationstheorie, als dem idealistischen Denken näherstehend zu definieren.

Dieses Schwanken zwischen den Grundpositionen ist typisch für einen Monismus, der philosophisch im Naturwüchsigen stecken geblieben ist und darum mangels Dialektik bei den schwierigen Problemen allemal entweder ins Mechanistische abrutscht oder idealistische Ausflüchte sucht.

In etwa schlägt das auch in der Art durch, in der Steinbuch kybernetische Modellvorstellungen auf den Bereich der Biologie anwendet. Er meint: „Auf gar keinen Fall scheint es mir wahrscheinlich, daß zur Klärung geistiger Funktionen irgend-

welche Voraussetzungen gemacht werden müssen, welche über die normale Physik hinausgehen.“ Das ist unscharf. Sind mit den „Voraussetzungen“ vitalistische Zutaten gemeint, dann stimmt der Satz. Er wird dort höchst fragwürdig, wo er die Reduktion von Biologie auf Physik nahelegt.

Fuchs-Kittowski sagen zu diesem Problem: „Wir müssen das Begriffssystem der Physik und Chemie sowie der Automatisierungstechnik bis zur äußersten Grenze benutzen, solange, bis uns die Untersuchungen zeigen, daß die Fragestellung erweitert bzw. daß unsere Vorstellungen modifiziert werden müssen“ („Deutsche Zeitschrift für Philosophie“, Sonderheft 1966, Seite 89).

Einer der wesentlichen Punkte, die für die Notwendigkeit einer solchen Erweiterung bzw. Modifizierung sprechen, ist das Problem der Informationsvermehrung. Sie findet wahrscheinlich schon in der biologischen Bewegungsform der Materie statt; sicher vollzieht sie sich im Denkprozeß. Damit aber kann es sich in diesen Bereichen nicht um mechanistische Determiniertheit handeln. Wir haben vielmehr eine dialektische Einheit von Vorgebildetsein im Keim (Präformation) und darüberhinausgehender Entwicklung des Organismus (Epigenese) anzunehmen — womit übrigens der Einwand, die Göttliche Komödie müßte in der Keimsubstanz Dantes unter dem Elektronenmikroskop auffindbar gewesen sein, offenbar in sich zusammenfällt. Fuchs-Kittowski fassen zusammen: „So wie im Korrespondenzprinzip die Quantenphysik als tiefer, weiter, allgemeiner, aber auch konkreter als die klassische Mechanik verstanden wird, haben wir die biologischen Gesetzmäßigkeiten als tiefer, weiter und zugleich als konkreter aufzufassen als die Gesetze und Denkmethode der Automatisierungstechnik in Anwendung auf das Lebensgeschehen“ (a. a. O., Seite 90).

Was daran für das menschliche Bewußtsein kränkend sein soll, ist mir schlechthin unerfindlich. Die Kybernetik ist gar nicht so überehrgeizig, Aussagen über die Beschaffenheit des Systems Leben nach all den Richtungen hin machen zu wollen, die Miclos Toth herbeizieht. Die Kybernetik will klären, wie ein bestimmtes Eingangssignal in ein bestimmtes Ausgangssignal transformiert wird. Nun sind die von uns beobachteten geistigen Funktionen eben Aufnahme, Verarbeitung, Speicherung und Abgabe von Informationen. Findet Miclos Toth bereits diese Tatsache herabsetzend oder stört es ihn erst, wenn wir unsere Denkfunktionen nicht weniger rational analysieren wollen, wie unser Muskelspiel oder unseren Stoffwechsel? Wer darauf verzichtet, hält — so finde ich — vom Denken weniger als vom Stoffwechsel.

Bei Liapunov wird ganz deutlich, daß er keineswegs die Totalität unseres Lebens mit Information gleichsetzt. Er spricht von der Funktion und von der Notwendigkeit der Information für alles Leben, auch für das menschliche, und es dürfte Miclos Toth schwerfallen, das zu widerlegen. Was will er, außer kräftigen Worten, sachlich dagegen vorbringen? Wie anders als durch die vielgeschmähte Information erlebt denn auch er seine Triebe, sein Glück, sein Leid? Um hier ernsthaft und auf dem Niveau des modernen dialektischen Materialismus zu

diskutieren, empfiehlt es sich wohl doch, nicht nur im Stichwortverzeichnis der MEGA zu blättern, sondern sich das philosophische Werk von Marx und Engels selber vorzunehmen. Da geht es durchaus um Glück, aber eben nicht im Sinn jener abstrakten Glücksvorstellung, der der Mensch frei gilt und wäre er in Ketten geboren, sondern um realen sozialistischen Humanismus, der die Rosen von der Kette reißt, nicht damit der Mensch die nackte Kette trage, sondern damit er sie breche.

Eben dazu reicht der idealistische Humanismus nicht aus. Es ist sicher gut gemeint, wenn Miclos Toth seinen Aristoteles und seinen Kant ins Treffen führt. Nichts gegen ihren geistigen Rang und ihre historische Leistung! Aber sie sind eben Kinder ihrer Zeit und vor allem ihrer herrschenden Ordnung, und damit auch einzupassen und umzufunktionieren für die Zwecke der heute Herrschenden. Kaum ein Satz des großen Aristoteles geht so kontinuierlich durch die Klassengesellschaft wie seine bornierte Rechtfertigung der Sklaverei, es gebe nun einmal minderwertige Geschöpfe, die zur Tugend und zum Aufstieg nicht fähig seien. Genauso begründet Henry Ford die Stellung des Industriearbeiters in seinen Konzernbetrieben: Ein Großteil der Menschen übe eine einfache Tätigkeit aus, weil eine solche Arbeit, die keinen schöpferischen Geist erfordere, ihrer Natur entspreche. Und wer's am Ende noch einmal akademisch und an der Schwelle zur wissenschaftlich-technischen Revolution hören möchte: „Wenn auch ein Teil der Arbeiter mechanische Arbeiten übernehmen muß, so ist dabei zu bedenken, daß ein großer Teil der Menschen dumm und unbegabt ist, daß sie zu keiner anderen Arbeit fähig sind, und daß ihnen die Arbeit, zu der nicht viel gehört, gefällt“. (Dr. phil. Peter Mennicken, Professor an der Rheinisch-westfälischen Technischen Hochschule Aachen, „Die Technik im Werden der Kultur“, Wolfenbüttel 1947.) Bliebe der Kantsche Imperativ. Dem ist es nicht besser ergangen, seit Max Weber die praktische Vernunft so sehr auf den Hund gebracht hat, daß sie „das vernünftige Gestalten der Wirtschaft“ nicht mehr anders zu betrachten vermag als „vom Standpunkt der Kapitalinteressen aus“ („Fragen der Rationalisierung“, Zürich, Seite 9). In der Tat, *ihr* Kapitalinteresse ist *ihre* Vernunft und *ihre* Vernunft ist *ihr* Kapitalinteresse — und genau hier wird auch Steinbuchs Suche nach der allgemein verbindlichen „vernünftigen“ Lösung in ihrer ganzen staatsmonopolistischen Bedingtheit und Dienlichkeit deutlich. Sich der Vernunft der Herrschenden anschließen, heißt die Vernunft der Arbeitenden unter den Stiefel treten. Gerade dem ist auch nicht mit „technischer Rationalität“ beizukommen. Vorsorglich hat der Weber-Schüler Gottl-Ottlienfeld das preußische Sittengesetz des Immanuel Kant schon vor vier Jahrzehnten zum Gesetz der „okzidentalen Rationalität“ zerdehnt: daß „es stets der Imperativ der technischen Vernunft sein muß, sich dem Imperativ der ökonomischen Vernunft unterzuordnen“ („Vom Sinn der Rationalisierung“, Jena 1929, Seite 13), und was in diesem Verständnis ökonomische Vernunft ist — siehe oben unter dem Stichwort Kapitalinteressen.

In diese Richtung, und nicht mit Seitenblick auf den dialektischen Materialismus und die sozialistische Gesellschaft, sollte Miclos Toth fragen, ob sich die Werke von Homer und Shakespeare wirklich und wahrhaftig nicht von Telefonbüchern unterscheiden. Das Kapitalinteresse hat sie allesamt zur Ware gemacht, und im Ergebnis bleiben Homer und Shakespeare der Masse unserer Bevölkerung vorzuziehen, während sie gleichzeitig mit weit Schlimmerem als nur mit Telefonbüchern in Millionenaufgaben überflutet und manipuliert wird. Um so weniger hilft es uns voran, die großen Worte von „Selbstaufopferung“, vom „Leiden und Sterben der Menschen“ ungeprüft und ungefragt als die großen Werte hinzunehmen. Gelitten und gestorben wurde in zwei Weltkriegen, wird heute in Südostasien und im Vorderen Orient — aber es bringt uns nicht einen Schritt weiter, das zu konstatieren, ohne den Aggressor vom Überfallenen zu unterscheiden, ohne nach der gesellschaftlichen Ursache zu fragen, die in der Vorbereitung und Führung der modernen Kriege die Technik zum Massenvernichtungsmittel pervertiert und uns am Ende mit totaler Ausrottung bedroht. Hier vom „Versagen des primär Menschlichen“ reden heißt weniger als nichts sagen. Individualpsychologie statt Klassenkampf und Massenkampf gegen den Imperialismus, wie bequem, wie nützlich für Ausbeuter und Unterdrückter!

Die Klassenfrage stellen, bedeutet nicht, der Diskussion um die wissenschaftlich-technische Revolution ein fremdes Element anzufügen. Es ist vielmehr so, daß sie anders in ihrem Wesen überhaupt nicht erfaßt werden kann. Die Technik ist ein einzelnes Element der ökonomischen Gesellschaftsformation ebenso wie Staat und Demokratie, Wissenschaft und Kultur. Sie alle bilden ein Ensemble der für diese Gesellschaftsformation kennzeichnenden sozialen Verhältnisse und können deshalb nur im Licht dieses ihres sozialen Inhalts verstanden werden. Darum muß am Ende jeder Versuch scheitern, das Wesen der Technik im allgemeinen und das der wissenschaftlich-technischen Revolution im besonderen klassenneutral bestimmen zu wollen.

Dem widerspricht nicht, daß sich dutzendweise neue Phänomene finden lassen, die im Kapitalismus und im Sozialismus die gleichen sind. Hier wie dort gibt es revolutionierende Wandlungen der energetischen Basis durch Ausnutzung der Atomkraft, umfassende Automatisierung von Produktionsprozessen und formalisierbarer geistiger Arbeit, direkte Stoffumwandlung auf der Grundlage chemischer Prozesse, und das alles auf der Basis einer qualitativ veränderten Erzeugung und Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnisse, einer engsten Verzahnung von Produktion und Wissenschaft, die zur unmittelbaren und niveaubestimmenden Produktivkraft wird.

Das alles ist wahr, aber es ist eben nur ein Teil der Wahrheit, und noch nicht einmal der wesentliche. Die Produktionsmittel — nach Marx vergegenständlichte Wissenschaft — in ihrer Trennung von den Arbeitern betrachten, heißt nämlich beide Faktoren der Produktion „nur der Möglichkeit nach“ untersuchen; denn: „Damit überhaupt produziert werde, müssen sie sich verbinden. Die besondere

Art und Weise, worin diese Verbindung bewerkstelligt wird, unterscheidet die verschiedenen ökonomischen Epochen der Gesellschaftsstruktur“ (Karl Marx „Das Kapital“, Band 2 in MEGA, Band 24, Seite 42). Das hat Konsequenzen. Zum ersten bewahrt es davor, die wissenschaftlich-technische Revolution „an sich“ charakterisieren zu wollen, wobei doch allemal nur wieder die scheinbaren Extreme, genauer besehen die beiden Flügel der herrschenden Systempropaganda, technokratischer Optimismus und kulturkritischer Pessimismus, herauskommen. Zum anderen fällt damit das ganze für die imperialistische Globalstrategie so wesentliche Gebäude der Konvergenztheorie in sich zusammen. Fragt man nämlich nach der Stellung des arbeitenden Menschen in der Produktion und in der Gesellschaft, fragt man danach, ob er oben oder unten ist, was er besitzt oder nicht besitzt, ob sein Interesse die öffentliche Werteskala bestimmt, abzulesen nicht aus den Sonntagsreden, sondern aus den Taten der Regierenden, dann ergibt sich: nicht Konvergenz, sondern Divergenz der beiden Systeme ist das Wesentliche.

Ein Automat ist zunächst im Kapitalismus und im Sozialismus eine technische Einrichtung, die bestimmte zielgerichtete und zweckmäßige Operationen ohne direkte Mitwirkung des Menschen ausführen kann: sie verkauft gewünschte Erzeugnisse, zeichnet Meßwerte und Daten auf, kontrolliert und steuert mechanische oder chemische Prozesse — ein kompliziertes Arbeitsinstrument also, das jetzt schon zu gewissen Teilen geistige Arbeit seines Herstellers übernimmt und das in den nächsten Jahrzehnten sicher vom „klugen Idioten“ zum Träger höherer Funktionen des menschlichen Denkens entwickelt werden wird. Ist mit diesen Feststellungen das tiefe Mißtrauen zu widerlegen, das dem Automaten in der Fragestellung Roboter contra Mensch entgegengebracht wird? Keinesfalls. Im Kapitalinteresse angewendet, droht die Automatisierung tatsächlich zur Entwertung des Menschen, zu weiterer sozialer Differenzierung, zu noch stärkerer Verwandlung auch der geistigen Arbeit in eine Profitquelle, zur Erschließung neuer Mittel der Destruktion zu führen. Nur, das alles liegt nicht „in der Natur“ des Automaten, der sich auch in seiner höchsten Entwicklung nicht zu sozialer Verantwortung verselbständigt, nicht Subjekt der von ihm realisierten Prozesse, sondern Instrument der von ihm intellektuell verstärkten menschlichen Arbeit ist. Darin liegen im Kapitalismus die enormen Gefahren, im Sozialismus die enormen Chancen der Automatisierung. Auf der Grundlage des gesellschaftlichen Eigentums erweitert sie die materiell-technische Basis für die immer vollkommeneren Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse; sie setzt für den einzelnen und für alle neue schöpferische Potenzen frei; sie trägt dazu bei, Gemeinschaftsbewußtsein zu entwickeln und die Ideale des sozialistischen Humanismus zur Realität werden zu lassen: bis dahin, wo sich der Mensch menschlich zur Sache verhalten kann, weil die Sache sich zum Menschen menschlich verhält, wo die gewordene — kommunistische — Gesellschaft den Menschen im ganzen Reichtum seines Wesens, den reichen all- und tiefsinnigen Menschen

als ihre stete Wirklichkeit produziert (Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte).

Nur als gesellschaftliche Kategorie betrachtet, nur unter dem Aspekt, daß ihr Inhalt und ihre Wirkungsweise durch den Charakter der Gesellschaftsordnung bestimmt sind, kann die wissenschaftlich-technische Revolution in ihrer Entwicklung und in ihrer Perspektive verstanden werden. Nur eine so gewonnene Erkenntnis ist auch in verändernde Praxis umzusetzen. Wir kommen dabei zu Resultaten, die Optimismus rechtfertigen. Vollzieht sich doch die wissenschaftlich-technische Revolution in der Periode des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus, unter Bedingungen also, bei denen die Hauptlinien des historischen Prozesses bereits vom Sozialismus bestimmt werden.

Anders ist es meines Erachtens — auch wenn man den Reiz, Profitmaximierung durch Innovation anzustreben, recht hoch veranschlagt — nicht zwingend zu erklären, wieso sich das Monopolkapital so weit auf den längst als risikvoll erkannten Weg der wissenschaftlich-technischen Revolution vorgewagt hat. Zunächst gehört ja die Anwendung moderner Wissenschaft und Technik nicht eigentlich zum Wesen der Monopole. In den USA zum Beispiel ging mit der Monopolbildung deutlich eine Senkung des Produktivitätszuwachses einher. Betrug die Zuwachsrate des Bruttosozialprodukts pro Kopf 2,2 Prozent in der Periode von 1870 bis 1913, so sank sie im folgenden Zeitabschnitt bis 1929 auf 1,3 Prozent; in den gleichen Perioden liegen die Ziffern für England gar bei 1,2 Prozent bzw. 0,3 Prozent. Gewiß rechtfertigt auch das noch keine Gleichsetzung von Monopol mit technischer Stagnation. Aber daß die Tendenz dazu in den fünfziger Jahren so massiv zurücktreten mußte, ist nur auf dem Hintergrund der weltweiten Wirkung zu verstehen, die von der Herausbildung des sozialistischen Systems ausgeht. Der Imperialismus war gezwungen, die sozialistische Herausforderung anzunehmen; der Wettstreit um die überlegene Produktivität der Arbeit als endgültiges Kriterium der Überlegenheit der Gesellschaftsordnung wurde ihm aufgenötigt; er mußte sich auf das Abenteuer der wissenschaftlich-technischen Revolution einlassen.

Er tat es, seinem Wesen gemäß, mit allem Nachdruck im Bereich des militärisch-industriellen Komplexes. Aber selbst da hat der Sozialismus inzwischen begonnen, erste Schranken zu setzen — noch nicht für die Produktion um der Destruktion willen, aber immerhin für deren kriegerische Anwendung. Zwar dominiert innerhalb des imperialistischen Lagers die Hochrüstung bis hin zu den ABC-Waffen und den zugehörigen Trägersystemen. Zwar zwingt sie der sozialistischen Welt eine enorme Verteidigungslast auf, die dort viele sonst bereits mögliche soziale Erfolge zurückstaut — eine Kalkulation, die von den Befürwortern eines „Gleichgewichts des Schreckens“ oft genug mit zynischer Offenheit ausgesprochen worden ist. Die atomaren Vernichtungsmittel einzusetzen, das konnte der Imperialismus jedoch schon in Korea und selbst angesichts der drohenden Niederlage in Vietnam nicht mehr wagen. Der Weltkrieg ist selbst für die USA

angesichts der Stärke der Sowjetunion und ihrer Verbündeten als Mittel der Fortsetzung der Politik bis zu einem gewissen Grad fragwürdig geworden. Für den antiimperialistischen Kampf wächst die Chance, den Imperialismus durch den Frieden zu ersticken. Der dafür so wesentliche Faktor Zeit wird für uns wirksam: Nützen wir ihn in der Massenaufklärung und in der Massenaktion gegen Hochrüstung und imperialistische Expansion, gegen eine Ordnung, von der immer deutlicher wird, daß sie nicht geeignet ist die Katastrophen zu verhindern, weil sie in ihr als Resultate einer perversierten wissenschaftlich-technischen Revolution angelegt sind.

Das gilt nicht nur für den Extremfall des atomaren Weltkriegs, sondern für eine ganze Reihe mit dem technischen Fortschritt verbundener sozialer Probleme, vom drohenden Verlust des Arbeitsplatzes bis zur Zerstörung unserer Umwelt. Es ist darum sehr wohl zu verstehen, daß nun zahlreiche Ideologen des Spätkapitalismus ihre Hoffnung darauf setzen, ihr System könne die wissenschaftlich-technische Entwicklung vorzeitig abbremsen und es müsse gar nicht zu den eigentlich revolutionären Prozessen, zu verbreiteter Vollautomatisierung mit ihren tiefgreifenden gesellschaftlichen Folgen kommen; was die Technik betreffe, ließe sich alles im evolutionären Rahmen halten, und was die Strukturfragen im Bereich der Arbeitskräfte angehe, werde die Kompensation schon alles ins Lot bringen. Diese Spekulationen widerspiegeln deutlich, wie sehr der Fortgang der wissenschaftlich-technischen Revolution Wesenszügen des monopolkapitalistischen Systems zuwiderläuft und welche Konflikte von daher entgegen aller gespielten Zukunftssicherheit erwartet werden. Dennoch wird, und das erst recht unter dem Zwang der Herausforderung des Sozialismus, der nicht im Vorstadium der wissenschaftlich-technischen Revolution stehenbleibt, diese auch im Kapitalismus über die vorhandenen inneren Hemmnisse hinweg weiter vorankommen. Es liegt im Wesen des Systems, daß seine Herrschenden damit den Versuch verbinden, alle Schwierigkeiten auf Kosten der Arbeitenden, über ihre Köpfe hinweg und gegen ihre Interessen zu lösen. Das ist schließlich der Zweck der Verschmelzung von Monopolspitze und Staatsspitze, der Herausbildung des staatsmonopolistischen Systems.

Die Folge aber ist nicht eine „Harmonisierung“, sondern die Reproduktion alter Widersprüche auf neuer Ebene, und dazu die Produktion neuer Widersprüche. Vor allem muß sich der Grundwiderspruch zwischen der zunehmend vergesellschafteten Arbeit und der in immer weniger Händen konzentrierten privaten Aneignung des Produkts — sowohl des materiellen wie des geistigen Produkts — zuspitzen. Daraus resultieren vielfältige soziale Konflikte, über die Ausschaltung der großen Mehrheit der Gesellschaft von allen wichtigen Entscheidungen in der vergesellschafteten Produktion und im Staat bis hin zu einer unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution zunehmend unerträglichen Einengung der menschlichen Persönlichkeit, und das wiederum von der Bildung bis zur Freizeitgestaltung.

Auf wen sollen wir uns in diesen Konflikten, in diesem Kampf um die Zukunft orientieren — auf die produktive Klasse, auf die aktiv tätigen Menschen, die in körperlicher und geistiger Arbeit die Aufgabe der Veränderung der Technik und der Gesellschaft anpacken werden, weil sie anders ihre Lebensinteressen gegen die Kapitalmacht nicht zu sichern vermögen — oder auf die, die vor dieser Aufgabe resignieren und sich, aus produktiver Tätigkeit ausgeschaltet oder vor ihr flüchtend, in der Negation der fortschreitenden wissenschaftlich-technischen Revolution erschöpfen? Von diesem zweiten Weg ist nichts zu halten. Den ersten Weg geht die marxistische Bewegung, nicht in Illusion über den derzeitigen Stand des Bewußtseins der Arbeiterklasse, sondern in Erkenntnis ihrer objektiven historischen Stellung und Rolle und der daraus resultierenden Möglichkeit und Notwendigkeit, gegen alle Manipulation, Korruption und Unterdrückung dennoch Solidarität und politisches, also sozialistisches Bewußtsein in der Arbeiterklasse zu entwickeln, sie zur Aktion zu führen. Wir hoffen, auf diesem Weg das Bündnis mit allen Humanisten herzustellen, die wie Thomas Mann begreifen, daß die hoffnungsvolle Freude am Technisch-Zivilisatorischen den Blick hineinführen muß in eine neue, nachbürgerliche Welt, hinüber „ins Kommunistische“: In dieser sozialen Welt werde die Menschheit befreit sein von untermenschlichen, unnötigen, das Ehrgefühl der Vernunft verletzenden Leiden; ihre Ordnung werde rational sein, der erreichten Stufe des menschlichen Geistes gemäß; erst so könne das Seelenhafte wieder Lebensrecht und ein menschlich gutes Gewissen gewinnen. Diese Welt, so schloß Thomas Mann gegen den drohend aufkommenden Faschismus gewendet 1932 in Weimar, diese Welt wird kommen: „Erst sämtliche Menschen vollenden das Menschliche“.

Conrad Schubler Perry Rhodan — Auf Raketen zurück in die Zukunft

I
Die „Progressivsten“ unter den Literaturproduzenten wissen längst, daß Literatur tot ist. Keine Aussage mehr möglich, falsch das Publikum. Wer liest denn schon, heutzutage. An die Massen komme man über Literatur nicht ran. Jedoch, die Massen lesen. Sie kaufen pro Woche 14 Millionen Romanhefte, von denen jedes durchschnittlich sieben bis acht Leser findet. Nirgendwo läßt sich die Existenz der Flügel in der herrschenden Kultur des Kapitalismus drastischer belegen als auf dem Romanmarkt. Das feingetriebene, rundspannende Romanfenster zur Wirklichkeit für die gebildeten Stände; derb gestrichene Bretter für die Massen, drauf die Parolen fürs maßgerechte Einverständnis zu weiterer Ausbeutung. Wers im Privilegieneck erträglich hat, dazu als qualifizierter Handlanger die Perversität der kapitalistischen Klassenwirklichkeit mitverantwortet, dem kann Beschäftigung mit differenzierten und abstrakt-humanistischen Daseinsentwürfen in der Literatur nicht nur — weil gefahrlos — gegönnt werden, dem ist sie — als Seelenpille — zu verordnen. Anders die Massen. Stießen sie im Lesestoff auf Wahrheit über die gesellschaftliche Situation, blickten durch das Fenster hinunter auf den Gefängnishof und sähen sich dort gehen: sie begannen, an ihren Ketten zu zerren.

Daher hat die Massensliteratur im Kapitalismus zu berücksichtigen:

1. Es ist möglichst wenig auf die konkrete gesellschaftliche Wirklichkeit einzugehen, insbesondere nicht auf die unmittelbare Lebenspraxis der Leser.
2. Wo auf „Züge“ der aktuellen Gesellschaft eingegangen wird, müssen diese als unumgänglich und positiv klargemacht werden.
3. Im Lesestoff muß eine Ersatzbefriedigung jener vitalen Bedürfnisse stattfinden, die in der Realität der Profitgesellschaft abgelebt werden.

Schon die Inhaltsbereiche der Hefte lassen erkennen, daß der „Markt“ diese Bedingungen erfüllt. Es werden geboten: Schnulzen-, Krimi-, Abenteuer-, Wildwest-, Soldaten- und Science-Fiction-Serien. Was so großräumig abgesteckt ist, wird von den Verlagen dann in Rundschreiben an die Autoren präzisiert. Beim Anfertigen von Liebeschnulzen ist zum Beispiel zu beachten: „Politische Themen ... dürfen nicht zur Sprache kommen. Sex ist ... tabu. Liebeszenen beschränken sich auf die rein gefühlsmäßigen Beziehungen zwischen Mann und Frau.“ Krimi-Autoren hingegen müssen davon ausgehen: „Der Leser soll seine Wunsch- und Wachträume, die oft gar nicht brav und bürgerlich sind, schwelgerisch nachempfinden“ (beides Hinweise aus dem Marken-Verlag, u. a. John

Drake und Eva-Tierarzt-Romane). Allerdings ist „zu vermeiden: die realistische Schilderung von Morden, Schlägereien und Folterungen, die Entschuldigung des Verbrechens mit psychologischen Vorwänden, die Schilderung der Behörden und Ordnungsmächte als korrupt und verbrecherisch“ (Bastei-Verlag, Jerry Cotton).

II
Innerhalb dieser kapitalistischen Massensliteratur wächst vor allem ein Genre: die Science-Fiction-Serie. 1958 waren die ersten Hefte an den Kiosken aufgetaucht. Heute weist allein die Perry-Rhodan-Reihe eine Gesamtauflage von über 60 Millionen auf. Mit Science Fiction ist insofern eine neue Stufe des Massenromans erreicht, als dort direkt und mit „wissenschaftlich-technischer Autorität“ Vorschriften der Wahrnehmung und Artikulation von Gesellschaft und gesellschaftlicher Zukunft verabreicht werden. „Allen Beteiligten ... schwebte von Anfang an vor, eine Serie zu schaffen, die eine mögliche Entwicklung der Menschheit in die fernste Zukunft aufzeigen — und die unterhalten soll. Sie sollte offen und versteckt heutige Mißstände kritisieren ... und ihnen ein humanitäres astropolitisches Menschheitsmodell entgegensetzen ... Perry Rhodan hat seinen Lesern und der Welt ein Modell der Zukunft gegeben ... Perry Rhodan ist ein Traum für eine bessere Welt — ein Traum, der Wirklichkeit werden kann“ (Mitteilungen des Moewig-Verlags, Perry Rhodan.)

Während also der sonstige Massenroman eher darauf aus ist, „Politisches“ auszusparen, von Politik wegzuführen, liegt bei Science-Fiction der Sorte Perry Rhodan die Betonung auf der angeblichen Ableitung sinnvoller politischer Ordnung und der Anempfehlung korrespondierender sozialer Verhaltensweisen der Leser, „offen und versteckt“, wie die Verlagsmitteilung verkündet.

Tatsächlich tritt diese „direkte Propagierung politischer Rollenvorschriften“ nicht an die Stelle der oben angeführten Funktionen des Massenromans, sie kommt vielmehr hinzu. Die Chance, im Romantraum die Ohnmacht und die Demütigungen der realen Existenz zu kompensieren, ist, wie auch das Bedürfnis danach, gerade beim Massenzukunftsroman besonders hoch. Im Zukunftsroman nämlich wird vom Machen der Geschichte, von Entscheidungen über die Entwicklung der Menschheit berichtet. Und gerade davon sind die Massen realiter gründlich ausgeschlossen. Ihrer materiellen und psychischen Misere, aus der sie praktisch keinen Ausweg sehen, suchen sie im gigantomanischen Traum der Science-Fiction zu entkommen. Der bloß phantastische Vorgriff auf die Zukunft liquidiert diese als Möglichkeit einer humanen, d. h. fundamental veränderten Praxis. Die Kompensation des „schwelgerischen Nachempfindens“ läßt Frustration und Mangel, notwendiges Material revolutionären Widerstandes, folgenlos versickern.

Konsequent erscheint diese Art Utopie als bloße Verlängerung kapitalistischer Herrschaftsordnung, sowohl hinsichtlich der Institutionen wie der Ideologie, den

bewußtseinsmäßig nachvollzogenen Formeln der Rechtfertigung der Klassenherrschaft. Was diese Gesellschaft bewegt, ist einzig die Technik, womit das ideologische Leitmotiv des Spätkapitalismus zum Strukturprinzip der Hefte gemacht ist.

Damit fußt das Genre generell auf der Leugnung der Klassenwidersprüche und dem aus ihnen erwachsenden menschlichen Elend. „Ängste und Sorgen“ hat man hinter sich zu lassen, dem „kosmisch denkenden Menschen“ ist klar, daß es „nun gilt, alle Kraft zu konzentrieren auf die Erforschung des Weltraums“. Die Perry-Rhodan-Serie versucht, den Schleier ein wenig zu lüften, der über der Zukunft der Spezies homo sapiens liegt, und dem Menschen zu zeigen, daß der Drang zu den Sternen Bestimmung und höchste Aufgabe ist“ (alle Zitate aus Mitteilungen des Moewig-Verlags).

III

Eingepackt in die technisch-utopische Verkleidung bekräftigt die Perry-Rhodan-Serie vor allem drei Merkmale bzw. Tendenzen des Spätkapitalismus: die autoritäre Struktur des politischen Systems; den militärisch aggressiven Imperialismus; technischen Sachverstand als angeblichen Nachweis der Herrschaftsberechtigung und technisch vorgegebene Sachzwänge als angeblich notwendige Entwicklungslinien von Gesellschaft.

Das Solare Imperium, über das Perry Rhodan — ehemaliger US-Raum-Pilot — gebietet, stellt sich dar als kosmisches Riesenreich, das unter sogenannter „akuter übergalaktischer Bedrohung“ zu leiden hat. Im All hat man es nämlich mit „Wesen“ zu tun, denen „der Begriff Humanität ... fremd“ ist. Und zwar gilt: „Je weiter man ins All vordringt, desto größer werden die Gefahren und desto unheimlicher die Begegnungen mit fremden Lebewesen und Planeten“ (Verlagsmitteilungen). Bei soviel Gefahr rundum muß auf der Erde Ruhe und Ordnung herrschen. „Oberster Grundsatz der nunmehrigen Weltregierung ist Frieden auf der Erde und Frieden im All, ... und so werden vorerst alle Feindseligkeiten und Streitigkeiten zwar oft unter Opfern, aber ohne unnötiges Blutvergießen oder gar Gemetzel geschlichtet.“ Auf der Erde hat Perry das Problem gründlich gelöst. Mit „allesumfassenden technischen Mitteln“ von einer „Mondfahrt“ auf die Erde zurückgekehrt, bildet er eine sogenannte Dritte Macht, die allein mit der Demonstration ihrer Waffen und Schutzeinrichtungen „alle Mächte der Erde zum Frieden und zur Zusammenarbeit zwingt“.

Der „allesumfassende“ Charakter der „technischen Mittel“, deren außerordentliche Kompliziertheit sowie die Tatsache, daß „Neider“ ständig „Unruhe stiften“ (Verlagsmitteilung), und die außergalaktischen Teufel auch nicht rasten, fordert die eine, starke Hand. Immer wieder schlägt in den Heften die Zentrierung der Planungs-, Entscheidungs- und Kontrollsysteme um die Person Perry Rhodans durch. Nicht nur der Leser, auch die handelnden Personen sind sich darüber im klaren. „Für sie war es Rhodan allein, der das Solare Imperium und die

Menschheit vertrat. Alles war auf ihn und seine Persönlichkeit abgestimmt.“ (Heft 376.)

Da trifft es sich gut, daß er ungebeugt und unablässig seiner Aufgabe nachkommen will und kann. „Du weißt, daß ich schon immer bereit war, die Verantwortung allein zu tragen“, teilt er mit (377). Das nötige Zeug dazu hat er. Nicht nur ist er von Haus aus Raum-Pilot, nicht nur hat er die omnipotenten technischen Mittel, er ist auch gegen jede Krankheit geschützt und unsterblich. Dazu verhilft ihm ein „Zellaktivator“, den er an einer unzerreißbaren Kette am Hals mit sich führt, und den außer ihm nur „einige wenige Getreue“ ihr eigen nennen. Alle anderen bleiben gewöhnliche und gebrechliche Sterbliche, da nämlich „eine unsterbliche Menschheit die Stabilität der Solaren Imperialismus zerstört hätte“. Auch die schon bekannten „Neider“ haben also zu erkennen, „daß Unsterblichkeit nur wenigen Auserwählten zukommen dürfe, und daß Perry Rhodans Auswahl gerecht und im Interesse der gesamten Menschheit gewesen ist“ (374).

Wer ein derartiges Machtmonopol in der Hand hat, nämlich ewige Gesundheit zu geben oder zu nehmen, dazu noch dem technischen Riesenapparat vorsteht, der entzieht sich selbstverständlich jeder demokratischen Kontrolle. So sind auch die nach 400 Jahren Perry-Rhodan-Herrschaft eingeführten Präsidentenwahlen — die Hauptautor Karl Herbert Scheer auch hiennieden und jetzt lieber sähe als den „Parteihader“ (bei einem Interview, März 1970) — eine völlige Farce. Auch die Versuche, durch eifriges Abbilden der Tätigkeiten der Funktionseliten eine Art kollektiven Führungsstil vorzustellen, klappen nicht. Das fängt mit Schwung an: „Die Männer ... zählten zur administrativen und wissenschaftlichen Spitze ... Auf ihren Schultern lag die Verantwortung für das Schicksal der 25 Milliarden Menschen. Sie waren, entweder durch Wahlen oder durch wissenschaftliche Qualifikation, diejenigen, die zu entscheiden hatten.“ Kommt's aber zur Entscheidung, dann schlägt Rhodan vor und die anderen „beschränken sich auf ein Nicken“. Wird diskutiert, dann folgendermaßen: „Nacheinander meldeten sich die Wissenschaftler ... Die zustimmenden Worte überwogen“ (422).

Die Techniker und Spezialisten sind Instrumente des Herrschers; die „Masse der Terraner“ kommt im politischen Prozeß überhaupt nur als Objekt vor. „Dies alles war nur einem Mathematiker oder einem, dessen Verstand in abstrakten, der Wirklichkeit weitestgehend entfernten Schablonen dachte, voll verständlich“ (422). Die Politik ist zu kompliziert geworden, als daß die Massen mitreden könnten. Wie wenig autonom allerdings auch die geistig noch mitkommende „technische Intelligenz“ ist, wird am Beispiel des folgenden Spezialisten klar: „Wer Offizier auf Rhodans Flaggschiff werden will, muß diesem Ziel wahrhaftig sein ganzes Leben verschreiben. Er muß Körper und Geist zu Höchstleistungen zwingen, muß lernen und nochmals lernen, darf nichts kennen außer seiner Pflicht — und wenn er ein überdurchschnittliches Intelligenzpotential besitzt und außerdem noch eine Menge Glück hat, dann kann er es schaffen.“ (Perry Rhodan-

Taschenbuch 55/29.) Es stimmt also: „Im Weltraum gibt's nur einen Mann — Perry Rhodan“. (Einsendung beim vom Verlag ausgeschriebenen Slogan-Wettbewerb.) Die herausragenden Qualitäten des Präsidenten Rhodan bestimmen ihn zum Herrscher. Allerdings treffen wir beim vorliegenden Modell auf eine höchst aufschlußreiche Besonderheit. Rhodan hat seine Macht nicht und stützt sie nicht damit, daß er Charisma hat; vielmehr hat er Charisma, weil er Macht hat. Und zwar Macht über Technik zunächst. Er ragt heraus, weil er machen kann, was er will. Auch das Mythische — die ewige Jugend — beruht auf Technik: ein Zellaktivator produziert es. Das „Übernatürliche“ an Perry Rhodan ist die Verfügungsgewalt über die „allumfassenden technischen Mittel“.

Macht legitimiert sich also hier selbst. Rhodan hat das Recht zu entscheiden, weil er die Machtmittel hat, die Entscheidung durchzusetzen. In diesem Kontext werden politische Probleme in der Tat zu solchen der technischen Machbarkeit, woran dann eben nur die Spezialisten zu arbeiten hätten. Wo „der Drang zu den Sternen Bestimmung und höchste Aufgabe ist“, da ist die solcherart vorgegebene Entwicklung der Technik von niemandem mehr im Ziel und von den Massen auch nicht in der Durchführung zu befragen. Zwischen die Massen und die Mächtigen schiebt sich eine riesige bürokratische Apparatur, deren Funktion sogar nur wenigen Eingeweihten bekannt ist, geschweige denn die komplizierte Art ihres Funktionierens. Der Fortschritt der Technik und die permanente Außenbedrohung haben demokratische Willensbildung, kontrollierbare Entscheidungsstellen und rechenschaftspflichtige Leitungspersonen obsolet werden lassen.

Der autoritären Herrschaft nach innen entspricht die militärisch-aggressive imperialistische Aktivität des Solaren Imperiums nach außen. Hier werden die ideologischen Register derart mächtig gezogen, daß bloß noch makellos faschistische Töne erschallen. Der „Drang zu den Sternen“ hat ein vertrautes Motiv, nämlich die Schaffung von „Lebensraum“, und zwar „gewaltigem, dem Menschen untertänigen Lebensraum“ (Verlagsmitteilung). Bei dieser Aufgabe gibt es für den Terraner kein Halten: „Seine Stimme klang ergriffen. Ich konnte offene Bewunderung für dieses Land heraushören, aber auch die unumstößliche Bereitschaft, um neuen Lebensraum zu kämpfen“ (Taschenbuch 15).

Das organisierte allweite Töten ist also schon aus den internen Gründen der Beschaffung zusätzlichen Lebensraums erforderlich. Hinzu tritt, daß die „menschenähnlichen Wesen“ im All alle darauf aus sind, die Erdlinge zu vernichten. Diese Wesen sind nämlich „krank, degeneriert“, „geistig hoch entwickelt, hinterhältig wie Skorpione und gut bewaffnet“ und darüberhinaus „von frühester Jugend an dazu erzogen, in allen anderen Wesen Feinde zu sehen“ (Verlagsmitteilung, Perry — Unser Mann im All, Nr. 4, 378). Sie kennen „nur ein Ziel: Töten!“ (378) und „lassen sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen, das Solare Imperium der Terraner zu zerschlagen“ (376).

So wie diese Wesen es darauf anlegen, „daß der Zusammenstoß mit ihnen mit

der Unabänderlichkeit eines Naturgesetzes erfolgte“ (218), so sehr verdienen sie es, daß man ihnen, rassistisch minderwertig wie sie sind, den Garaus macht. Während es sich bei den Terranern um „Mitglieder eines jungen, starken und unverbrauchten Volkes, das mit unglaublicher Hartnäckigkeit nach den Sternen gegriffen hatte“ (218), handelt, besitzen die degenerierten und totsclägerischen Allwesen „keinen Zusammenhalt und keine gemeinsamen Ziele“ (Taschenbuch 15). Man tut der Weltgeschichte einen Gefallen, wenn man sie „auslöscht“. Das Feindbild umschließt also die historisch bekannten beiden Komponenten. Die Natur des Feindes macht die „kriegerische Auseinandersetzung“ unumgänglich; die Natur des Feindes verbietet jede humanitäre Regung, der Feind ist als Vieh zu schlachten, auszurotten. Die letzte Vorschrift ist doppelt verschanzt, da der Fortgang der Weltgeschichte mit Hilfe eines faschistisch pervertierten Vulgärdarwinismus projiziert wird. Die Minderwertigkeit vieler Allwesen hat nämlich ihre Gründe darin: „Es gab keine Feinde, keine wichtigen Aufgaben, keinen Existenzkampf und keine Naturkatastrophe. Solche Bedingungen waren nicht dazu angetan, den Fortschritt einer Spezies zu fördern“ (Taschenbuch 15). Da steht es mit „unserer Erde“ ganz anders. Dort gab es zuhauf „Machthungrige, Größenwahnsinnige und Chauvinisten, die sie an den Rand des Untergangs, ihre Menschen in den Tod trieben. Immer wieder stieg sie wie Phönix aus der Asche empor und wurde schöner und strahlender als vorher“ (Verlagsmitteilung). Eingebettet in diese Geschichte der siegreichen Überlebenden muß auch der Vernichtungskampf der Terraner gegen den Rest des Alls gesehen werden: er stellt die eigentliche „Triebkraft der menschlichen Entwicklung“ dar (Taschenbuch 55/15). Die ideologischen und sozialpsychologischen Implikationen dieser Rechtfertigungslehren sind vielfältig. Imperialistische Aggression wird als rassistisch-politischer Messianismus ausgegeben, der wiederum nichts weiter sein soll als die Erfüllung weltbiologischer Gesetze. In der Darstellung der Feinde als teuflisch, blutgierig und immer wieder „anonym“ werden diese aufbereitet als kollektives Aggressionsobjekt, auf das die systembedingten Interessenkonflikte und Frustrationen abgeleitet werden. Vor allem lassen sich an der rassistischen Inferiorität der Feinde eigene Selbstwertgefühle mobilisieren, die der Masse der Terraner selbst in der größten Unterdrückung durch das eigene System immer noch das Bewußtsein der Überlegenheit vor dem minderwertigen Feind suggerieren und damit systemstabilisierend wirken: die eigene soziale Lage als Objekt-Teil der Gesellschaft wird vom Gefühl der Zugehörigkeit zur Herrenrasse verdeckt.

Aufschlußreich ist der Menschentyp, der diese Rasse auszeichnet. Im Gegensatz etwa zu den „Aras“, „die sich ganz und ohne Skrupel der wissenschaftlichen Forschung verschrieben haben“, die auch „keine Kämpfer sind, sondern lieber die Produkte ihrer Biomedizin für sich arbeiten lassen“ (106), verfügen die Terraner über „geradlinigen terranischen Kämpfergeist“, weshalb sie auch bestehen können „in einem Universum voller Leben und voller Kampf“, ohne daß sie mit der „Heimtücke der Intelligenz“ operieren müßten (229). Gefragt ist also der

Typ der technisch-funktionalen Kampfmaschine; Intellektuelle sind von vornherein als zersetzende Elemente kategorisiert.

Das korrespondiert mit den allgemeinen Inhalten der Ideologie der technologischen Rationalität. Intellektuelle, die technologische Apparatur auf ihre Zwecke abfragen würden, sind in der Tat zersetzend in einem System, das bei vorgegebener Dominanz der Interessen der Mächtigen diesen Apparat einsetzen und ausbauen will, nur zur Erfüllung dieser Interessen. Das bloße Fragen würde die eingetübte Haltung der Massen gefährden, Technik als „zweite Natur“ hinzunehmen. Idealtyp der „Intelligenz“ ist jener, der seine perfekten instrumentalen Kenntnisse unter Aufbietung aller Kräfte einsetzt, um die von der Systemmacht produzierten Befehle auszuführen — wie weiter oben am Beispiel des Flaggschiffsoffiziers beschrieben. Perry Rhodan, der „Erbe des Universums“, selbst, ist auch da Vorbild. Schließlich war er Raum-Pilot: einer, der ferngesteuert vorgegebene Ziele anfliegt.

Während sich die Massen wegen ihrer fehlenden Einsicht in die Funktionszusammenhänge moderner Technik in ihr Los als bloßes Objekt dieser Technik zu schicken haben, verschmelzen die Spezialisten als belebte Instrumente mit der Apparatur. Ganz praktisch in ihren Verhaltensweisen, im täglichen Funktionieren, wie auch in ihrem Selbstverständnis. Damit ist einmal die Basis zu individueller Verantwortung entzogen. Da individuelles Handeln abgeschafft ist, wird der einzelne als Apparateil stets funktionieren, was immer auch der Apparat gerade ausstößt. Da die technische Potenz des Apparates enorm ist, wird andererseits Fundament gelegt für ein gigantisches Selbstwertgefühl, das um so größer ist, je vollständiger der Spezialist im Apparat aufgegangen ist.

IV

Nicht nur die Inhalte der Serie künden von autoritärer Herrschaft, aggressivem Imperialismus und technokratischer Rationalität, auch die Sprache tut es. Wo Terraner aufeinandertreffen, werden fast ausschließlich Herrschafts- und Gehorsams-Formeln getauscht. Die Sprache ist auf Befehls- und Ausführungserklärungen verkürzt. Treffen Terraner auf andere Wesen und wird dabei überhaupt geredet und nicht sogleich geschossen, beschränkt sich Sprache auf das Hin und Her von Imponiersprüchen, Drohungen und Unterwerfungsforderungen. Diskussionen unter Experten bestehen in der Wiedergabe von technischen Daten. Die Berichtssprache der Autoren beherbergt dieselben Elemente. Sie ist rein indikativisch (fast völliger Verzicht auf Kausalsätze), eng, gedrängt, geladen, angestrengt atemlos. Vokabeln und Rhythmus sind die der Frontberichterstattung, militant-aggressiv und im Stakkato, so die Feld-Szenerie reproduzierend. Dies — es kann beliebig aus jedem der Hefte zitiert werden — setzt sich fort in den Verlagsmitteilungen. Dort heißt es bei der Vorstellung der Autoren: „Zuerst einmal muß gesagt sein, daß sie alle hervorragende Schriftsteller sind, phantasievolle Fabulierer, die einem Stoff dramaturgisch zu Leibe rücken und

Leben einzuhauchen vermögen. Aber ebenso sind sie technisch versiert. Und alle sind sie besessen vom großen Abenteuer Weltraum.“ Da haben wir es also mit einer Elite zu tun, die zu Leibe rückt und Leben einhaucht und technisch versiert und zu guter Letzt besessen ist. Einem wird „leidenschaftliche Liebe“ zur utopischen Serie bescheinigt. Ein anderer fand seinen Weg folgendermaßen: „Die Lektüre sämtlicher Werke von Hans Dominik fiel zeitlich gerade mit dem Abschnitt zusammen, zu dem man von seiner damaligen Wohnung aus die Abschüsse von V-2-Raketen beobachten konnte. Sein Interesse an der Physik war geweckt.“ Er wurde auch Physiker und arbeitet heute im Hauptberuf bei der US-Raumfahrtbehörde. Warum schreibt er Rhodan-Hefte? „Ich bin Physiker — aus Freude an der Physik — und die Möglichkeiten zukünftiger Entwicklung, die die Physik andeutet, sind ebenso zahlreich wie faszinierend. Ich bestreite gar nicht, daß mir beim Schreiben das *Warum* wichtiger ist als das *Wozu* — der Grund wichtiger als der Zweck.“ Hier wird gemeint: interessant ist, warum etwas funktioniert, nicht zu welchem Zweck. „Das ist Zweck und Sinn genug für den, der utopische Romane schreibt. Wie aller nicht-triviale Sinn offenbart sich allerdings auch dieser nur dem, der ein paar Gedanken daranhängen bereit ist.“ Denken und Sprache passen zueinander und zu den Inhalten der Serie. Diese Sprache — verwaschen, großspurig und heiß — ist von heute. Von heute sind auch die „Erben des Universums“.

V

Der Faschismus, der in Inhalt und Form der Rhodan-Serie steckt, ist nicht bloß Reminiszenz der gehabten Blut-und-Boden-Gemeinschaft mit modernem Inventar. Perry Rhodan leistet vielmehr den aktuellen spätkapitalistischen Systemen — dem internationalen Imperialismus insgesamt — tätige Waffenhilfe.

In den imperialistischen Staaten sind heute die Massen vom politischen Entscheidungs- und Kontrollprozeß ausgeschlossen. Eine „technokratische“ Apparatur ist zwischen die Massen und die Entscheidungszentren geschoben. Perry Rhodans Botschaft erklärt, daß dies sowohl nicht anders sein kann als auch so, wie es ist, am besten ist. Die moderne Technik und der ringsum lauende äußere Feind verlangen eine zentralisierte, technisch versierte Befehlsgewalt. In dieser permanenten Notstandssituation muß autoritär und fachmännisch entschieden werden. Demokratisches Ignorantengequatsche ist lebensgefährlich für das System.

Als äußerer Feind, gegen den man sich international zu behaupten hat, sind unschwer die sozialistischen Staaten (technologisch entwickelt, aber falsch wie die Skorpione) sowie die Völker der Dritten Welt (Spezies ohne Fortschritt) auszumachen. Die werden zu vernichten sein, aus Gründen der Selbstbehauptung wie der Veredelung der menschlichen Rasse.

Ideologisch muß die Auffassung durchgesetzt werden, daß gesellschaftlicher Fortschritt ein technologisches Problem ist, daß soziale Revolutionen in der

Revolutionierung technischer Systeme besteht. Die Objektivierung und Instrumentalisierung des Menschen zum Produktionsmittel, zum Maschinenfortsatz wird durch die technologische Entwicklung erzwungen. Diese beschert den Massen Konsumüberfluß und die Gewißheit, zur überlegenen Rasse zu gehören. Den Technikern, den Schaltern des Apparats, verhilft sie zu einer gewaltigen Selbstausweitung, einer Quasi-Omnipotenz im Aufgehen in den Apparat. Diese Ideologie steht für Diktatur, Krieg und totale seelische Verelendung. So nackt muß das übersetzt werden. Weil es historisch so war, so ist und weiter vorbereitet wird.

VI

Das bezieht sich nicht nur auf „Gesamtgesellschaft“ und „internationales System“. Nicht nur darauf, daß die herrschende Klasse der USA mit dem nämlichen ideologischen Nebel in Indochina und im eigenen Land farbige Völker zu liquidieren sucht, um die eigenen Profite zu sichern und zu mehren. Daß etwa in der Bundesrepublik mit der Doktrin des Antikommunismus der Wiederaufbau von Monopolen, Militarismus und Autoritarismus einschließlich der Notstandsgesetze durchgeführt wurde und wird. Das bezieht sich auch direkt auf die unmittelbare Lebenspraxis der Leser.

Die Leserschaft setzt sich laut Verlagsmitteilung vom Dezember 1969 folgendermaßen zusammen: „Ganz deutlich zeigt sich, daß Perry Rhodan bevorzugt von Männern gelesen wird: 85 Prozent Männern stehen 15 Prozent Frauen gegenüber. Altersmäßig gesehen, liegt der Schwerpunkt bei jungen Lesern; 43 Prozent entfallen auf die Altersgruppe 13 bis 22 Jahre. Dabei stellen die 13- bis 18-jährigen mit 34 Prozent das Hauptkontingent, die 19- bis 22-jährigen die restlichen 9 Prozent. Der jüngste Leser war 9 Jahre alt; die Gruppe unter 13 Jahren macht nicht ganz 2 Prozent aus. Die übrigen Altersgruppen sind relativ ausgeglichen: 23 bis 28 Jahre 18 Prozent, 29 bis 35 Jahre 12 Prozent, 36 bis 45 Jahre 11 Prozent, 46 bis 65 Jahre 1 Prozent.

Aus der Schwerpunktverteilung bei den Altersklassen ergibt sich, daß Oberschüler, Schüler, Lehrlinge einen großen Prozentsatz ausmachen: nämlich 31 Prozent. Die Studenten stellen 2 Prozent, die anderen Hauptgruppen bilden mit 21 Prozent die Arbeiter und mit 22 Prozent die Angestellten ... die Hausfrauen kommen noch auf 7 Prozent — das ist immerhin fast 50 Prozent aller Leser weiblichen Geschlechts.“

Die Verteilung ist nicht nur erheblich anders als die der Leser „gehobener“ Romanliteratur, sie weicht auch ab von der Zusammensetzung der Konsumenten der anderen Serien-Romane. Perry-Rhodan-Leser sind jünger, kommen mehr aus der „Unterschicht“ und sind häufiger männlichen Geschlechts. Also die Gruppen, die besonders schweren und eintönigen Arbeitsbedingungen ausgesetzt und besonders machtlos sind, aber noch unruhig auf der Suche nach Sinn in ihrer praktischen Tätigkeit und nach Identifikationsobjekten, die sie ihre entfremdete und ohnmächtige Existenz vergessen oder „überhöhen lassen“. Vom kapitalisti-

schen System her besteht also das Bedürfnis, diese noch nicht angepaßten, nicht resignierten Gruppen zu „pazifizieren“ und darüberhinaus „aktiv“ in den kapitalistischen Ausbeutungszusammenhang einzupassen. Die Propaganda-Mission der Rhodan-Schreiber und -Verleger ist mithin eine bedeutende.

Die in den Heften propagierten Tugenden: autoritäre Haltung von Befehlsgeber und -empfänger, militant-aggressives Wettbewerbsverhalten und „natürliche Auslese“ durch den Kampf aller gegen alle sowie Unterwerfung unter Sachverstand und Sachzwänge sind nämlich auch die institutionellen und ideologischen Grundlagen, auf denen die Einrichtungen von Ausbildung und Produktion im Kapitalismus ruhen — also dort, wo fast alle Perry-Rhodan-Leser ihre Lern- bzw. Arbeitsplätze haben. Der Massenzukunftsroman hilft dabei, ihnen die real einlösbare Zukunft zu nehmen.

Wilfried von Bredow Der militante Eremit

oder: Vom Schicksal eines westdeutschen Jakobiners

„In unserer, an trüben Kapiteln so deutsch-reichen Literatur weiß ich ein trübstes: Den Politischen Roman.“¹ In der Tat, man wird den Wahrheitsgehalt dieser Aussage wenig in Zweifel ziehen können; und das zunächst nur melancholische Einverständnis verwandelt sich zudem in ein Gemisch von Aufmerksamkeit und Ärger auf unsere akademischen und anderen Literatur-Verwalter, wenn man zur Kenntnis nehmen muß, daß dieser Satz eine Untersuchung über einen deutschsprachigen politischen Roman einleitet, der, vielleicht weil er so konsequent bürgerlich-demokratisches Emanzipationsbewußtsein im 19. Jahrhundert an den Tag legt, heute so gut wie verschollen ist.

Diesem Schicksal eines politischen Romans scheint dasjenige von deutschsprachigen Schriftstellern zu entsprechen, die sich nicht damit begnügten, Schöngestisches zu schreiben; die stattdessen ihre und ihrer Literatur Abhängigkeit von ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnissen erkannten und in ihren Arbeiten dies nicht verschwiegen. Sie sind fast allesamt gezielt umfunktioniert worden; entweder kennt sie niemand mehr oder ihre Berühmtheit erstreckt sich (Beispiel: Heinrich Heine) nur auf ihre volkstümlichen, sprich: folkloristischen Produkte. Wie wirkt sich solch sozialer Zwang, der in der Vergangenheit leicht konstatiert werden kann, auf Schriftsteller aus, die ihm noch heute unterliegen? Diese Frage versuchsweise am Beispiel Arno Schmidts zu erläutern, ist Aufgabe der folgenden Überlegungen.

Schon auf den ersten Blick wird einem eine Spielart dieses sozialen Zwanges offenbar: der Schriftsteller (oder Dichter oder Textemacher) wird — zumal von liberalen Intellektuellen in dritten Hörfunkprogrammen (Prototyp: Horst Krüger) — in die Rolle des Ewig-Unbequemen gesteckt, des Outsiders, der manchmal mutig, meist aber etwas spinnend seine Umwelt mittels Phantasie und poetischem Radikalismus erfährt und schildert. Ein realer Einfluß der Wirklichkeit auf den Schriftsteller und sein Bewußtsein wird nur gefiltert durch das Sieb seiner Phantasie zugelassen, infolgedessen kann man seine konkreten Äußerungen zur Wirklichkeit auch ungestraft phantastisch nennen. Der Schriftsteller ist ein Kind des Ewigen und hat gefälligst über den Unbilden der Zeit zu stehen. Er repräsentiert die Kultur, auch etwas Ewiges, und diese wiederum hat —

¹ Arno Schmidt, Hundert Jahre. Einem Manne zum Gedenken, in: Belphegor. Nachrichten von Büchern und Menschen, Karlsruhe 1961, S. 231.

proklamiert man voller Unredlichkeit — mit den sozialen Verhältnissen nichts zu tun. Eine Probe für diese Auffassung und ihre Unredlichkeit: in Feuilletons und Preisreden wird, und zwar um nicht eingestandener politischer Ziele willen, die Einheit der „deutschen Kultur“ in Ost- und Westdeutschland demonstrativ unterstrichen, während doch die unterschiedlichen Funktionen, die sie in der DDR und BRD ausübt, diese Einheit gleichzeitig desavouiert. Gespräche über die „Intellektuellen in Ost und West“ lassen ihre unmündige Verlogenheit in der verwegenen Larmoyanz von Betroffenen und Sympathisanten gipfeln, die alle dahinter gekommen sein wollen, daß die „echte“ Kultur irgendetwas Oppositionelles sei, nämlich Unbequemes, für das man prämiert wird (im Westen) oder zum Schweigen verurteilt (im Osten). Die Gleichung mit ihrer unredlichen Basis, die man nach einem aktuell gewordenen Begriff der Sozialwissenschaften konvergenztheoretisch nennen könnte, geht dann genau so nicht auf, wie man es im Dritten Programm gerne hat.

Man sollte stattdessen wirklich einmal den Zusammenhang von politischer und schriftstellerischer Entwicklung untersuchen. Dazu bedarf es nun allerdings anderer Sichtweisen und anderer Termini als jene, die Joachim Kaiser von Reich-Ranicki und Reich-Ranicki von Höllerer und Höllerer von Hans Mayer übernommen haben. Unter so blöd-freundlichen Etiketten wie „Von hüben und drüben“ lassen sich schlecht Aussagen über die grundsätzlich anderen inhaltlichen Funktionen, z. B. auch der Literatur in so grundsätzlich verschiedenen Gesellschaften, wie sie in der DDR und der BRD nun einmal entwickelt wurden, formulieren. Schon Hellmuth Plessner kennzeichnete treffend die Geschichte Deutschlands in den letzten 200 Jahren als die einer „verspäteten Nation“² — inzwischen weiß man, daß jene Verspätung wohl nicht mehr aufzuholen ist. Diese historische Entwicklung, seit längerem schon überschaubar, wenngleich erst neuerdings sprachlich und im politischen Bewußtsein fixiert, läßt sich allerdings recht gut auf literarischem Gebiet erkennen.

I. Von „Leviathan“ zu „Zettels Traum“

Deswegen das Gewicht des Adjektivs: Arno Schmidt, um den es hier geht, ist in der Tat ein *westdeutscher* Jakobiner. Wenig Geschichtskenntnisse genügen, um zu ahnen, daß es kein sehr leichtes Schicksal sein dürfte. Dabei sollen nicht nur die Lebensumstände angesprochen sein: so schnell käme man nicht zuende, wollte man aus Schmidts Schriften all seine Klagen über die Schwierigkeiten zitieren, sich das Nötigste zu er-schreiben. Auch schon ein stichwortartiger Lebenslauf liest sich wie eine Addition von Ärgernissen mit der Gesellschaft: geboren 1914 als Sohn eines Polizeibeamten, Kindheit in Hamburg und Lauban (Schlesien), 1933 Abitur und Studienbeginn (Mathematik und Astronomie), 1934 Abbruch des Studiums wegen einiger Differenzen mit dem Nationalsozialismus, danach

² Hellmuth Plessner, Die verspätete Nation, Stuttgart 1959.

Angestellter in einer Textilfabrik, 1940 bis 1945 Soldat bei der Artillerie (letzter Dienstgrad: Unteroffizier). Nach einem kurzen Zwischenspiel als Dolmetscher in Lüneburg wird Arno Schmidt „freier Schriftsteller“. Wohnsitze: Cordingen (Kreis Fallingb., Ostfriesland), Gau-Bickelheim (Rheinhausen), Kastel (Saar), Darmstadt, Bargfeld, Kreis Celle (seit 1958). Typisch, daß das von ihm in Bargfeld bewohnte Haus am Ortsausgang so liegt, daß die Straße schon nicht mehr asphaltiert ist. Bargfeld selbst ist über die Nebenstraße einer Landstraße zu erreichen: bewußte geographische Isolation.³

Ein seltsames Phänomen, dieser Hang, sich von Menschenansammlungen abzusetzen, aber begreifbar vor dem Hintergrund dieses Lebens, zumal während der Zeit des Nationalsozialismus. Dieser Schriftsteller hat sich nicht in die „innere Emigration“ eines hübschen Schloßchens zurückgezogen, sondern wurde kleiner Angestellter in einer Textilfabrik. Der soziale und politische Druck mußte, dies ist leicht und ohne Indiskretion anzunehmen, rationalisiert werden, umgesetzt in eigene, subjektive, als souverän empfundene Abwehr der Gesellschaft. Ansätze zu einer Domestizierung contre coeur?

Vielleicht; die später, in der beibehaltenen forcierten Distanz zum intellektuellen Alltagsleben der Bundesrepublik entstandenen Bücher tragen jedenfalls den Stempel des Außer-Gewöhnlichen. Neben Erzählungen und Romanen haben vor allem auch seine literaturgeschichtlichen Arbeiten (meist in der Form von Rundfunk-Features⁴) Arno Schmidt bekannt und — berüchtigt gemacht. Bekannt vor allem bei der wachsenden Zahl junger liberaler Intellektueller in der Bundesrepublik, die, angewidert und enttäuscht von den Mystifikationen ihres Germanistikstudiums, hier jemanden entdecken konnten, der Schnodderigkeit mit geradezu unwahrscheinlicher Quantität an Wissen über die deutsche Literatur, der historisches Interesse und die Fähigkeit zu ungemein anregender Darstellung auf das Vergnüglichste verknüpfen konnte. Natürlich konnte die Reaktion nicht ausbleiben: und so rümpft man denn in den etablierten Gefilden der deutsch-tümelnden Philologen die Nase über Schmidts Stifter-Kritik oder der am alt gewordenen Goethe. Schmidt hat sich in der Tat um den „verborgenen Teil der deutschen Literatur“ höchst verdient gemacht, und es versteht sich von selbst, daß unter diese Kategorie vor allem solche Werke fallen, in denen Poesie nicht mit Irrationalismus verwechselt wird und anti-aufklärerische Phrasen für Tief-sinn gehalten werden.

Außer einigen fast schon völlig vergessenen Schriftstellern wie Meyer, Leopold Schefer, Johannes Müller, Johann Karl Wezel und Oppermann hat sich Arno

³ Diese und andere Angaben zur Person sowie einige Aufsätze von unterschiedlicher Qualität über Arno Schmidt finden sich im Heft 20 von „Text und Kritik“ vom Mai 1968.

⁴ Das Radio spielt bei Arno Schmidt als Mittel der Kommunikation eine äußerst wichtige Rolle: er hat viel für den Rundfunk geschrieben, und zwar unter Berücksichtigung der speziellen Möglichkeiten dieses Mediums. Seine Funk-Features haben fast alle Hörspiel-Charakter. Außerdem hat er seine politischen Informationen fast durchwegs aus dem Radio bezogen, wie seine Bemerkungen in zahlreichen seiner Schriften bezeugen. Daß durch diese Art des Informationsbezuges auch ihr Inhalt berührt ist, versteht sich von selbst.

Schmidt kritisch mit Schnabel, Goethe, Karl May, Stifter, Wieland, Klopstock, Karl Ph. Moritz, Brockes, Pape, Tieck, G. Frenssen, Herder und Gutzkow aus-einandergesetzt: eine dem Anschein nach ziemlich bunt zusammengewürfelte Reihe von Namen, die aber nur andeutungsweise wiedergeben kann, wie zahlreich die aufmunternden und anregenden Hinweise Schmidts auf die republikanische Tradition innerhalb der deutschen Literatur sind.⁵

So wichtig eine eingehende Untersuchung der quasi-germanistischen Arbeiten Schmidts ist, so sollen doch im folgenden seine Erzählungen und Romane näher betrachtet werden. Hier ist der unmittelbare Zeitbezug eindeutiger zu erkennen und nachzuzeichnen, hier spiegelt sich auch das schriftstellerische Schicksal Schmidts bewußter und klarer. „Leviathan“ (1949), „Brand's Haide“ (1951), „Aus dem Leben eines Fauns“ (1953), „Die Umsiedler“ (1954), „Kosmas oder vom Berge des Nordens“ (1955), „Das steinerne Herz“ (1956), „Die Gelehrten-republik“ (1957), „Kaff auch Mare Crisium“ (1960), „Kühe in Halbtrauer“ (1964) und schließlich die monumentale Roman-Essay-Collage „Zettels Traum“ (1970) — ein umfangreiches Angebot für den Arno-Schmidt-Leser. Und jedes Buch ist auch ein Zeugnis vom Schicksal des Autors. Formale und inhaltliche Konstanten: ein Ich-Erzähler; die von ihm und seinen Mithandelnden zu bewältigende Situation, die meist alltäglich ist; der Versuch, bestehende soziale und politische Verhältnisse in eine Zukunftsvision zu übersetzen, die nicht „utopisch“ im Sinne von „besser als die Gegenwart“ ist, sondern in der die vorhandenen Schwierigkeiten nur verkleidet sind; das Problem des Alterwerdens; die Spannung zwischen Eigenbrötelei und den Vorzügen des Zusammenlebens; Männerfreundschaften; Schwierigkeiten mit weiblichen Wesen, die Ausstaffierung des Ich-Erzählers mit ungewöhnlichen Fähigkeiten in geistiger und lebenspraktischer Hinsicht. Darüberhinaus läßt sich eine zunehmende Unlust erkennen, mit der eigenen Literatur direkt in die politische Diskussion mit seinen Lesern einzutreten. Mit zunehmendem Alter und wachsendem Bekanntheitsgrad ist bei Schmidt auch die Illusion gewachsen, er werde allenfalls von einer „Elite“ verstanden. Dies wird zwar in Gesprächen von ihm selbst bedauert, hindert ihn jedoch nicht daran, seinen Pessimismus auch in ganz unsinnige Formeln zu kleiden (vgl. das Spiegel-Interview vom 20. 4. 1970).

II. Kahlschlag

Vor welchem sozialen und politischen Hintergrund spielt sich das Leben dieses „freien“ Schriftstellers Arno Schmidt ab? Man kann zu dessen Beschreibung schwerlich weit genug ausholen. Für jemanden, dessen anfängliche Erwartungen an seine Zukunft so gründlich durch die Nationalsozialisten zerstört und der fünf Jahre lang zu einer Tätigkeit gezwungen wurde, die er wie keine andere

⁵ Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch Schmidts Arbeiten zu ausländischen Autoren: zu Cooper, Joyce, Carroll, Dickens, Collins, Bulwer, den Brontës, Sterne und Jules Verne, ferner seine Übersetzungen aus dem Englischen (Cooper, Collins, Poe, Joyce, Faulkner).

verabscheut, dessen kostbarster Besitz schließlich mit dem Verlust seiner frühen Arbeiten und seiner umfangreichen Bibliothek unwiederbringlich dahin ist: für den muß das Jahr 1946 in der Tat der Anfang von etwas völlig Neuem bedeuten. Diese subjektive Situation, ganz und gar verständlich, auch wohl richtig interpretiert, schien zunächst weitgehend mit der allgemeinen politischen Lage zu korrespondieren. Deutschland war vollständig besiegt und damit vom Faschismus befreit. Der Zusammenbruch des Dritten Reichs und seiner Führer erschien zunächst so total, daß niemand daran glaubte, es könnte jemals wieder von deutschem Boden aus etwas erwachsen, was den Frieden in Europa und der Welt gefährden könnte. Der Neuaufbau Deutschlands begann unter den Auspizien einer tiefgreifenden Demokratisierung des gesamten öffentlichen Lebens. In der Tat waren ja zunächst, wie es schien, alle Besatzungsmächte, so unterschiedlich ihre Konzeptionen für das besiegte Deutschland und ihre Hintergedanken auch sein mochten, in der Anti-Hitler-Koalition vereint, deren Ziel es war, den Faschismus und seine Bedingungen restlos zu zerschlagen. Diesem Ziel, verbunden mit der Absicht, ein anti-faschistisches, anti-militaristisches und demokratisches Deutschland aufzubauen, fühlten sich auch all jene Deutschen gemeinsam verpflichtet, die sich nicht vom Regime der Nationalsozialisten hatten korrumpieren lassen.

Die Einheit dieser Zielrichtung, proklamiert noch in den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz vom 17. 7. bis 2. 8. 1945, zerfiel bald darauf. Mit ihr ging die Einheit Deutschlands Stück für Stück verloren.⁶ Heute läßt sich dieser Prozeß relativ knapp und in seiner inneren Logik nachzeichnen — damals, während des politischen Kampfes, dessen Ausgang für die Beteiligten noch keineswegs feststand, überdeckte der tägliche Kampf gegen den Hunger oft die Aussicht auf die nahe und fernere Zukunft.

Es versteht sich, daß auch und gerade die Intellektuellen und Schriftsteller in der damaligen Situation eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Sie übersetzten den Protest gegen die ökonomischen, sozialen und politischen Ansprüche des Nationalsozialismus und der ihn tragenden Kreise ins Moralische und Literarische. Die „Kahlschlag“-Literatur verstand sich zunächst auch — ein wenig — politisch: wengleich etwa die Erzählungen Borcherts oder die Aufsätze von Richter und Andersch in „Der Ruf“ kaum dazu fähig waren, der damaligen Gegenwart präzise und klärend Ausdruck zu verleihen.⁷

Aus der „Kahlschlag“-These, damals von Wolfgang Weyrauch formuliert, wurde eine für die Beteiligten recht nützliche Organisation, die Gruppe 47. Vom politischen Engagement blieb bei diesem Prozeß wenig übrig, allenfalls im (auch schon) isolierten Moralismus Wolfgang Koeppens oder innerhalb des Rahmens

⁶ Vgl. hierzu: „Zur politischen Entwicklung der Bundesrepublik“, in: W. von Bredow (Hrsg.), Entscheidung des Gewissens, Köln 1969.

⁷ Diese Schwäche der Literatur nach 1945 hat auch Walter Jens in seinem ansonsten ziemlich schwachen Essay „Deutsche Literatur der Gegenwart. Themen, Stile, Tendenzen“, München 1961, betont.

von — nun ja: allgemein-Menschlichem. In die fünfziger Jahre hinein ließen sich auch die meisten Schriftsteller der Bundesrepublik von einem Alles-muß-wieder-aufgebaut-werden-Denken treiben, das auch die politische Szenerie beherrschte, wobei natürlich bestimmte Differenzierungen zu beachten sind, etwa die gar nicht originelle, aber unter den Beteiligten weit verbreitete Attitüde des intellektuellen Geistmenschen, der seine Anpassung mit einem kleinen Schuß Skepsis veredelt.

Die Losung von 1945/46: Antifaschismus, Antimilitarismus, Demokratie wurde bald in die Ecke gestellt. Der Kalte Krieg rekrutierte auch die Feuilletonisten und psychologischen Einzelkämpfer der Feder. Aus der Demokratie wurde die vielgepriesene soziale Marktwirtschaft, aus dem Antimilitarismus der zunächst gezielte, bald unverblünte Verweis auf die Notwendigkeit der Verteidigung des „freien Westens“ und auf die weiße oder doch im Vergleich zur SS fast weißen Weste der Wehrmacht-Offiziere, die die Bundeswehr aufbauten. Am schlimmsten aber verfuhr man mit Begriff und Inhalt des Antifaschismus: mittels einer akrobatischen Gleichung gelang es, Nationalsozialismus und Sozialismus gleichzusetzen (eine barbarische Leistung, an der nicht zuletzt die Politische Wissenschaft schuldig ist). Antikommunistische Organisationen konnten an die Vorarbeiten der Nazis selbst anknüpfen; es galt in den fünfziger Jahren des Paradoxon als Staatsdoktrin, daß, wer sich gegen den Nationalsozialismus aussprach, im selben Atemzug auch diejenigen mit dessen Schergen nennen und diffamieren konnte, die ihn am kräftigsten und mit den meisten Opfern bekämpft haben. Es gibt Ausnahmen, gewiß. Böll vor allem muß hier erwähnt werden. Aber nur einem gelang es, die Zeit des Umbruchs, die Zeit des „Kahlschlags“, in der man sich wähnte, die Zeit, in der noch nichts feststand von Deutschlands gespaltenen Zukunft, in Literatur zu übersetzen: nur Arno Schmidt. Alle seine Texte, die in den fünfziger Jahren erschienen sind, können als Bruchstücke zu einem auch politischen Roman gelesen werden; und so sehr man bedauern mag, daß es nur Bruchstücke sind, so nachdrücklich muß man auf das Verdienst eines Autors hinweisen, der sich immerhin indirekt mit einer der „schwierigsten Formen des Schrifttums überhaupt“ beschäftigt hat.⁸

Nicht wegen formaler Schwierigkeiten ist dieses Verdienst zu würdigen, sondern wegen des erfolgreichen Widerstandes des Autors gegen eine Gesellschaft, die entweder unpolitische oder antikommunistische Schriftsteller honorierte. Hier erwies sich die Lebensform Schmidts, die der Distanz, als günstig. Aber konnte er auf die Dauer selbst den Anforderungen genügen, die ein politischer Schriftsteller zu erfüllen hat?

Arno Schmidt, dessen literarische und philologische Kenntnisse, wie jedermann mit Recht vermutet, enorm sind, hat die Kriterien für jemanden, der einen politischen Roman schreiben will, in seinem Radio-Essay über Oppermann selbst

⁸ Arno Schmidt, Hundert Jahre, a. a. O. S. 235.

angesprochen: er dürfe kein „Chauvinist sein. Kein ‚Patriot‘, der die schreienden Gebrechen seiner Nation mit völkischen Lügen übertüncht“, „keine Vorliebe darf ihn hemmen; kein zuviel von Syndetikon im Blut“; „keine Religion“. Er muß Zeitgenosse sein: „Denn nur ein solcher kann ja Einzelheiten wahrnehmen und notieren, die einem ‚Nachvollziehenden‘ weder zugänglich noch erfundbar sind: Anspielungen, ‚Querverbindungen‘, kulturelles Kleindetail, Privataltertümer, ‚Geflügelte Worte‘, Zitate.“ Ferner: „Umfangreich muß der Politische Roman sein; sonst vermag er die Fülle der Ereignisse nicht darzustellen: unter tausend Seiten braucht man gar nicht anzufangen.“ Er muß „Ereignisse von allen Farben des sozialen Spektrums aus ... analysieren: wenn die Zechenbarone jubeln, flucht der Verbraucher; wenn die Generäle lachen, weinen die Menschen! ... leidenschaftlich muß man sein; trotzig; jedes geschahene Unrecht muß einen Aufschrei erzwingen: lieber einmal zu oft und einmal zu laut, als einmal zu wenig! Rücksichtslos muß man sein; Namen ungeschert nennen; kritische Opposition; tapfer vor allem: nicht abgeklärt!“⁹

Solchen Ansprüchen genügt kein einziger Text, der in der Bundesrepublik publiziert worden ist: Schmidt selbst mißt an ihnen einen Roman, der in der Zeit von 1770 bis 1870 angesiedelt ist. Aber dennoch: trotz des Fehlens eines solchen Großromans sind uns von Schmidt in seinen Prosatexten so zahlreiche Details der beschriebenen Zeit überliefert,¹⁰ zudem von einem Schriftsteller, der wahrlich kein Chauvinist ist und dessen Antiklerikalismus schwer zu überbieten sein dürfte, daß man getrost und in der Gewißheit, keinem sterilen Philologismus zu verfallen, aus diesen Texten ein Porträt der Jahre nach 1945 zusammensetzen kann. Auch das, was nicht angesprochen, was falsch gesehen und nicht verstanden ist, bietet Material für ein solches Porträt. Wirkung und Entwicklung des Autors, sein Selbstverständnis und das seiner Leser haben ebenso darin Eingang zu finden wie einzelne Aspekte der literatur-theoretischen Diskussionen von damals und heute.

Schließlich wird man es nicht einfach als einen Zufall bezeichnen können, daß die westdeutsche Literatur die politische Wirklichkeit der Bundesrepublik nur sehr verschleiert widergegeben hat (und daß dasselbe Manko auf dem Gebiet der sozialen Wirklichkeit besteht, wo es nur wenige Ansätze von engagierten Schriftstellern wie Erika Runge, Max von der Grün oder Günter Wallraff gibt). Bis hin zu den Vertretern der engagierten Texte der letzten Jahre: Kahlschlag, nur ein bißchen Moos und Flechten.

III. Restauration

„Mehr Licht“ will Niemand! Nich man die eigne Umgebung woll'n se deutlich

⁹ Arno Schmidt, Hundert Jahre, a. a. O. S. 233–239.

¹⁰ Vgl. dazu Helmut Heissenbüttel, der in seinem Nachwort von 1964 zur Insel-Bücherei-Ausgabe von Arno Schmidts „Die Umsiedler“ schreibt (S. 56), daß „kaum ein neueres Werk der Literatur in der exakten Aufbewahrung auch der geringsten Details, die zu einem bestimmten topographisch und chronologisch festlegbaren Moment gehören, so weit geht wie das Arno Schmidts ...“

sehen: Wer ausspricht, daß die Welt zur Hälfte Geschtank & Schock & Irrsinn ist, kriegt eins mit'm Notstandsgesetz.“¹¹ In dieser Formulierung Schmidts steckt viel von seiner eigenen Haltung, die gekennzeichnet ist von grundsätzlichem Mißtrauen gegenüber seiner gesellschaftlichen Umgebung, von einem Verzicht, sich mittels Einsatzes größerer Energien Gehör zu verschaffen, von um so hartnäckigerem Bemühen in seiner eigenen Arbeitsstunde um „mehr Licht“. So etwas wie Schizophrenie; der, wie man sofort sieht, nicht durchzuhaltende Versuch, sich dem Druck der Gesellschaft nicht durch Anpassung, sondern durch Ausweichen zu entziehen. Ausweichen wohin? In die Welt längerer Gedankenspiele, in denen, wenn sie glückten, die verfluchte Gegenwart immerhin transparent gemacht werden konnte, in denen sie trotz allem anwesend war. Eine Schizophrenie also, die gegen den Strich literarisch fruchtbar geworden ist, weil aufklärend. Zum Beispiel in seinen drei Kurzromanen von 1951 und 1953, die später als Trilogie unter dem Titel „Nobodaddy's Kinder“ zusammengefaßt wurden. Geschildert werden da drei Formen der inneren Emigration, des stummen Protestes gegen die Umwelt, die dennoch kühl — und voller Haß — geschildert wird, und zwar präzise.

„Aus dem Leben eines Fauns“ — Doppelexistenz eines kleinen Beamten in der Lüneburger Heide zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. Alle ändern um ihn herum sind den Verlockungen des Nationalsozialismus verfallen, geblendet von den ersten Erfolgen der Hitler-Armee. Der Ich-Erzähler studiert die Heimatgeschichte des Kreises Fallingb. und hält sich aus allem heraus: „Ich weiß nichts! Ich kümme mich um nichts! (Aber das weiß ich: Alle Politiker, alle Generäle, alle irgendwie Herrschenden oder Befehlenden sind Schufte! Ohne Ausnahme! Alle! Ich erinnere mich der großen Pogrome noch gut; ich vergesse es nicht, wie die SA beim Dr. Fränkel mit der Axt in die Schreibmaschine hackte, unds schrille Klavier aus dem Fenster kantete, bis er Selbstmord beging!: Aber einst wird kommen der Tag, meine Herren Lumpen. Und wehe dem, ders dann ‚nochmal versucht‘ mit Euch!)“¹² Solche Reflektion und der gewählte Ausweg aus dem Konflikt, in dem einer steckt, der das Verbrechen durchschaut hat, aber sich ohnmächtig fühlt, nämlich die Flucht in die Historie, die auf eine überraschende Weise aktualisiert wird: beides zusammen beschreibt das Dilemma eines gebildeten, ja hochgebildeten Kleinbürgers, dessen politische Ineffektivität durch das unpolitische Klima seiner Umwelt besiegelt wird. Selbst zaghafte Versuche, über solche Fragen zu diskutieren, etwa die Anregung an den halbwüchsigen Sohn, sich doch einmal mit dem Kommunismus zu befassen, werden sofort erstickt: „Dann wog ich die Hefte in der Hand, und machte einen Versuch: ‚Sachmapaul —: hast Du Dich ma mitm Kommunismus befaßt?‘ Er fiel aus allen Wolken und stieg wieder auf: ‚Sag ma —‘, fing auch er an, und schüttelte verächtlich-

¹¹ Arno Schmidt, Eberhard Schlotter, Das zweite Programm, in: Akzente, 14. Jg. 1967, H. 2, S. 132.

¹² Arno Schmidt, Nobodaddy's Kinder, Hamburg 1963, S. 14.

amüsiert den Kopf; abfällig: „Lohnt sich doch gar nich! Iss doch im Dritten Reich längst überwunden.“¹³

Widerstand und Abscheu des Erzählers verwandeln sich infolge des Mangels von Kontakten zur Umwelt in den Versuch, ein Doppelleben aufzubauen. Zusammen mit einer jugendlichen Freundin verzieht er sich in ein Versteck in den Wäldern, das, so findet er beim Studium der Heimatgeschichte heraus, ein Deserteur der napoleonischen Armee so kunstreich gebaut hat, daß es bis gegen Ende der Erzählung unentdeckt bleibt.

Dann aber scheitert auch diese Flucht.

„Brand's Haide“ — das Schicksal von Flüchtlingen im Frühjahr und Sommer 1946. Improvisation des einfachen Lebens, für das Bindfaden, Klopapier, Messer und Gabel gar Luxus sind. Die scheue Solidarität derjenigen, die nichts haben, gegenüber der tranigen Unnachgiebigkeit der Bauern. Ein strammer und böser Kampf des Ich-Erzählers gegen die Werte des Christentums. So ein Gespräch mit einem Heide-Bauern: „Politisch: wir trommelten unsere Brüste: ahumm, ahumm, und ließen Ideal um Ideal raus. ‚Sie sind ja Alle zu Hakenkreuze gekrochen!‘ ‚Weil sie mußten!‘ behauptete er. ‚Nee, nee, erklärte ich ihm verächtlich: die fühlten gar zu heldisch beim Badenweiler oder Egerländer: 95 Prozent der Deutschen sind — auch heute noch — echte Nazis!‘ Schloß die Augen; sah — Callot: Les misères et les malheures de la guerre — die Bäume voller Generäle: da hingen sie samt unsern politischen Invertebraten, Franz neben Hjalmar; und pff! gellend ein Gemisch von Völker hört die Signale und allons enfants (aber mehr allons!)“¹⁴ Und: „Leider, Herr Bauer!: auch für die (die Alliierten) sind wir nur Objekt; wenn sie uns in 5 oder 10 Jahren gegen Rußland brauchen wollen, ziehen sie uns doch wieder Uniformen an, setzen uns die jetzt unrangierten Berufstotschläger vor die Nase, und: auf gehts! ‚Üb immer Treu und Redlichkeit . . .!‘“¹⁵

„Schwarze Spiegel“ — dieses Denkmodell wird durchgespielt. Mitte der fünfziger Jahre war es zu einem ABC-Krieg gekommen, der die Menschheit ausgerottet hatte; durch einen Zufall überlebten vielleicht ein Dutzend, die nun über die ganze Welt verstreut leben. Einer davon erzählt, wie er sein Leben in der Einsamkeit gestaltet. Das geht ganz gut, da der Krieg zwar die Menschen vernichtet, die Dinge aber in dem Zustand gelassen hat, in dem sie sich vorher befunden haben.

Diese Konstruktion, so künstlich wie sie sein mag, verblüfft zunächst einmal wegen ihrer Brauchbarkeit für die Beschreibung der Interessen und Handlungen eines Ich-Erzählers, der Arno Schmidt weitgehend entspricht und — zum Beispiel — der Hamburger Staatsbibliothek, die nun leer, aber voller herrlicher Bücher dasteht, einen Besuch abstattet. (Die Radfahrt durch die Lüneburger

Heide nach Hamburg ist übrigens nach einer wirklichen extemporiert; noch heute erinnert sich der eine oder andere Mitarbeiter im Rowohlt-Verlag daran, wie Herr und Frau Schmidt aus Cordingen auf einem Tandem angereist kamen.) Bedenklich stimmt jedoch an diesem utopischen Gerüst der menschenfeindliche Zug, der spätere Resignation vorausahnen läßt.

„Die Umsiedler“ — auf einem Bahnhof in der Lüneburger Heide inmitten einer Gruppe von Flüchtlingen aus Schlesien, die nach Rheinland-Pfalz und Hessen umsiedeln sollen, lernen sie sich kennen: der Ich-Erzähler, ein Schriftsteller und Übersetzer, und ein junges Mädchen, das im Krieg ein halbes Bein verloren hat. Keine Idylle, wahrlich nicht, und doch eine Prosa, die ebenso präzise wie zärtlich ist. Man kann anhand dieses Textes studieren, wie sinnreich Schmidt Naturbeschreibungen lanciert; aber auch gekonnte Kalauer: „Mein Vater war zweimal in seinem Leben in der Kirche: als er getauft wurde, und 1926 beim Platzregen.“¹⁶ „Deutschland wird in der Weltgeschichte einmal den Ruhm des Steines haben, über den Menschen mehrfach gestolpert sind“, entgegnete ich finster Dem, der mir die Stärke und Schönheit der kommenden neuen Wehrmacht pries, und wir drehten uns sofort die Hintern.“¹⁷ Insgesamt ergibt sich der Eindruck einer ungemein starken, aber letztlich doch hilflosen Abneigung gegen die Restauration einer nach kapitalistischen Regeln funktionierenden Gesellschaft, verstärkt durch eine mehr oder weniger bewußte Abneigung gegen jegliche Gesellschaft (also die angeblich theoretische Überhöhung des konkreten Unbehagens). Als Ausweg bietet sich auch hier für den Ich-Erzähler eine Art Flucht an, die nämlich in die Literatur und in eine Art Trotz-Idylle auf dem Dachboden.

„Das steinerne Herz“ — ein „historischer“ Roman, der vom 28. 7. bis zum 8. 12. 1954 spielt, eingeteilt in 1093 kleine und kleinste Abschnitte,¹⁸ die jeweils wie ein Foto eine bestimmte Situation fixieren und beschreiben. Die Story: Walter Eggers, der Ich-Erzähler, mietet sich mit literarischem Hintergedanken bei dem Ehepaar Thumann in der Lüneburger Westheide ein. Thumann ist Fernlastfahrer und hat eine Freundin in Ost-Berlin. Die Konstellation erscheint simpel: zwei Männer, zwei Frauen, divergierende, aber sich nicht gegenseitig in die Quere kommende Interessen, allseits Schwierigkeiten, sich von der Umwelt nicht auffressen zu lassen. „Im Finstern: Wir/treten auf Alles!“ heißt es im einleitenden Prosagedicht.¹⁹ Zwar ist die Auflösung dann auch simpel und überraschend: mit gar nicht kleinbürgerlicher Entschiedenheit tun sich Eggers mit Thumanns Frau in der BRD und Herr Thumann mit seiner Freundin in der DDR zusammen — aber bis dahin gibt es etliche Verwicklungen mit der Historie und mit der Gegenwart. Immerhin: im Jahr 1956 erschienen, auf dem Höhepunkt des Kalten

¹³ Arno Schmidt, *Nobodaddy's Kinder*, a. a. O. S. 26.

¹⁴ Arno Schmidt, *Die Umsiedler*, a. a. O. S. 27.

¹⁵ Vgl. Reimer Bull, *Bauformen des Erzählens bei Arno Schmidt. Ein Beitrag zur Poetik der Erzählkunst*, Bonn 1970, S. 23 ff.

¹⁶ Arno Schmidt, *Das Steinerne Herz. Historischer Roman aus dem Jahre 1954*, Karlsruhe 1964, 2. A., S. 5.

¹⁷ Arno Schmidt, *Nobodaddy's Kinder*, a. a. O. S. 21.

¹⁸ Arno Schmidt, *Nobodaddy's Kinder*, a. a. O. S. 113.

¹⁹ Arno Schmidt, *Nobodaddy's Kinder*, a. a. O. S. 141.

Krieges, versucht dieses Buch, die unterschiedlichen Systeme in Ost- und Westdeutschland ohne Propaganda und „gerecht“ zu beurteilen. Gewiß nicht objektiv, sondern im Gegenteil: vom Standpunkt eines isolierten Republikaners, eines spätgeborenen 48ers: aber das ergibt doch eine höchst anregende Sicht auf die Vor- und Nachteile, wie man in der Diskussion zwischen Eggers und einem FDJler nachlesen kann.²⁰

IV. Erfolg und Resignation

Im Herbst 1965 empfing Arno Schmidt die Ehrengabe für Literatur des Kulturkreises im Bundesverband der deutschen Industrie in Fulda, nachdem er bereits ein Jahr vorher den Fontane-Preis samt einer Laudatio von Günter Grass zuerkannt bekommen hatte. Seit 1963 erscheinen Neuauflagen in Taschenbuch-Ausgaben bei Ullstein und vor allem bei Fischer. Der Erzählband „Kühe in Halbtrauer“ (1964) stößt auf allgemeines Interesse und bringt auch das bis dahin schwierigste Buch Schmidts, „Kaff auch Mare Crisium“, ins Gespräch. Hineingleiten ins Establishment? Keine Frage? das Gegenidyll ist aufgesprengt worden. Der Schriftsteller und Kritiker Arno Schmidt sieht sich kräftigen Kaufangeboten gegenüber. Noch 1961 hieß es bitter: „Natürlich völlige Nichtbeachtung seitens meiner Zeitgenossen; die Herren sind ja mit ganz anderen Säckelchen ausgelastet, sei's die Rechtfertigung von Gegenreformation & Neofaschismus, sei's das Vorlesen aus eigenen Werken.“²¹ Und noch ein Jahr früher, als haßvollen Kommentar zur politischen Situation Westdeutschlands: „n anschtändiger Mensch kann wieder mal nur Emigrant sein, oder Jakobiner!“²²

Hat sich die Lagebeurteilung geändert? Die Antwort auf eine Umfrage unter Intellektuellen, ob es denn ihrer Ansicht nach besondere Schwierigkeiten mache, heute die Wahrheit zu schreiben, die Reaktion auf eine äußerst idiotische Frage also, gibt Aufschluß über das subjektiv empfundene und über die objektiven Einflüsse auf das Schicksal des militanten Eremiten Arno Schmidt. Hier — und dieser Text wurde bezeichnenderweise zum Angriffspunkt für den ZEIT-Kritiker Reich-Ranicki²³ — spricht Schmidt von seiner Ernüchterung angesichts der allgemeinen politischen Entwicklung: es mache ihm zwar nichts aus, unbequeme „Wahrheiten“ etwa über die „CDU-Fürsten“ auszusprechen, er sei sich jedoch der „Unfruchtbarkeit solcher Bemerkungen völlig bewußt“.²⁴ „Denn ich wiege mich mitnichten mehr, wie zwischen 1945 und 1950 — eine Zeit, die mich an die schönste, ‚freieste‘ meines Lebens, nämlich die Jahre der Weimarer Republik, niewiederkehrenden Angedenkens, erinnert — in der Illusion, daß es in Deutschland noch einmal gelingen könne, ein annähernd ähnliches Vierteljahrhundert

²⁰ Arno Schmidt, *Das Steinerne Herz*, a. a. O. S. 161 ff.

²¹ Arno Schmidt, *Eberhard Schlotter*, a. a. O. S. 131.

²² Arno Schmidt, *Kaff auch Mare Crisium*, Karlsruhe 1960, S. 13.

²³ Marcel Reich-Ranicki, *Selfmadeworld in Halbtrauer*, in: *Die Zeit* v. 13. 10. 1967.

²⁴ Heinz Friedrich (Hrsg.), *Schwierigkeiten heute die Wahrheit zu schreiben*, München 1964, S. 143.

herzustellen. Ich bilde mir nicht mehr ein, stellvertretend für eine auch nur einigermaßen ansehnliche Minderheit von 5 Prozent zu sprechen: meine Zeitgenossen haben mir seitdem, nicht nur durch demonstrative Nichtteilnahme an meinen eigenen Arbeiten, sondern vor allem durch ihre ‚Stimmabgaben‘ dargetan — und sie wußten es Alle, daß sie damit Dinge wie ‚Adenauer‘ und ‚Wiederaufrüstung‘ wählten —, daß sie meine diesbezüglichen Ansichten nicht nur nicht teilen; sondern mehr noch: sie überhaupt nicht einmal hören wollen. (...) Und da sehe ich mich also heute, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts um mich — ich, ein fleißiger Übersetzer und immerhin-auch Schriftsteller; Einer von Denen, die ihre ‚Aufgabe‘ (in Anführungsstrichen) darin erblicken, die Welt nach Kräften präzise abzubilden — ich, 20 Kilometer entfernt von der ‚Zonengrenze‘, sehe mich ergo um; und was erblicke ich, als Deutscher, hinsichtlich dieser schon-zweiten, niedrigeren Staffel der ‚Wahrheit‘? Im Westen einen Staat christlich-bornierter notstandsgesetz-süchtiger 40-Stunden-Wöchner: Arbeiten will keiner, Fernsehen jeder. Unterminiert von ehemaligen, immer noch hoch überzeugten Nazis; (und ich bin mir nicht recht sicher, ob man sich ihrer nicht gern ‚bedient‘).“²⁵ Im Osten dagegen Mangel an Kohlen, Eisen und Kunst, wenngleich einer voll ausgebildeten braun und schwarzen Diktatur gewiß vorzuziehen. Diese merkwürdige Interpretation, der oberflächliche, falsche Vergleich sind nur verständlich, wenn man sich die persönliche Situation Schmidts während der Jahre 1945 bis 1960 vor Augen hält. Scharfe, unbarmherzige Analyse mit größeren blinden Flecken, hervorgerufen durch fehlende Kommunikation. Der Trotzreaktion gegenüber dem sozialen Druck der eigenen Umwelt spricht ihre scheintheoretische Überhöhung und das ungeschmälerte Lob des (eigenen) Individualismus. Scharfsinn beginnt, sich in seine Bestandteile aufzulösen, wird polternd und unpräzise.

Arno Schmidt, der sich doch als Sprecher des vierten Standes versteht,²⁶ hat, scheint es, auf eine neuartige Weise resigniert. Allerdings kann der gegenwärtige Erfolg seiner früheren Arbeiten wenig Trost bieten, zumal er auch von einem ästhetischen Mißverständnis herrührt. Das Publikum Schmidts, in der Hauptsache liberale Intellektuelle und sensible Seminarlinke, estimiert den „Wortmetz aus Bargfeld“, den Sprachkünstler und schnoddrigen Literaturgelehrten. Diese Leser haben Schmidts Flucht in die „Etym-Welt“ nicht nur nicht murrend, sondern mit Begeisterung begleitet. Das Ergebnis, „Zettels Traum“, ist ebenso grandios wie esoterisch, sprich: unverständlich. Zumindest für all jene Leser, die nicht jene immensen Literaturkenntnisse besitzen, die Arno Schmidt sich erarbeitet hat, die sie nicht besitzen können, weil sie sich nicht 16 Stunden am Tag mit Literatur beschäftigen dürfen wie Arno Schmidt, sondern mit anderen Arbeiten ihren Lebensunterhalt verdienen.

²⁵ Heinz Friedrich, *Schwierigkeiten*, a. a. O. S. 144 f.

²⁶ So einer der wackersten Fans von Arno Schmidt: Jörg Drews, *Phänomenologie der Gehirntiere*, in: *Text und Kritik*, a. a. O. S. 15.

„Zettels Traum“ ist so zu einem Danäer-Geschenk geworden. Jene grandiose und hermetische Welt der „Etyme“, der irreführenden Doppelwort-Bedeutungen, Klang-Bedeutungsverbindungen und Ton-Assoziationen, deren Zahl ins quasi-Unendliche wächst, wenn man über einen umfangreichen Wortschatz und die Kenntnis von einer oder mehreren Fremdsprachen verfügt („Zettels Traum“ läßt sich ohne Englisch-Kenntnisse nicht lesen), diese Welt ist, wie es scheint, eine Traumfabrik für Intellektuelle und Literatur-Sachverständige. Das Buch, 17 Pfund schwer, stellt eine alexandrinische Bibliothek dar, für die nur Professionelle Zugang haben.

Wer eintreten kann, wer materiell und von seiner Ausbildung zum Spezialisten her die Möglichkeit hat, davon etwas zu verstehen, der mag, wie der Kritiker der „Süddeutschen Zeitung“ bei der Lektüre vom „Sog der Erregung zur Raserei hingerissen“ (K. H. Kramberg) werden. Aber wer sonst?

„Modern und verständlich“ war lange Zeit die Devise Schmidts. Gewiß wird man auch heute nicht sagen können, daß er seine neuen Bücher, für die er endlich genügend Zeit zur Verfügung hat, absichtlich unverständlich macht, denn wer das tut, ist, nach Schmidt, ein Narr oder ein Scharlatan.²⁷ Schmidts frühere Bücher waren jedoch — „genau und rücksichtslos“²⁸ — also mit anderen Worten: realistisch! — immer auch ein Stück Aufklärung, jakobinische Literatur.

Die Differenzierung: das Volk der Dichter und Denker ist ungebildet und versteht nichts vom Denken, aber sehr wohl bildungsfähig und zum Denken zu bringen, sie stammt von Schmidt selbst.²⁹

Mit der Versenkung in Joyce und die Theorie der Etyme, der durch das Unterbewußtsein gesteuerten Mehrfach-Bedeutungen von Worten und Klängen, sind die aufklärerischen Impulse aus Bargfeld erst einmal verstummt. Wohlgemerkt: das ist keine Kritik an der literarischen Leistung von „Zettels Traum“. Nur — wenn nun, sagen wir: durch die Vermittlung einer wachsenden Zahl jüngerer Lehrer im Deutschunterricht, oder auch einfach durch die Tatsache der Popularität des Autors immer mehr Leser Schmidts „diesbezügliche Ansichten“ sehr wohl zur Kenntnis nehmen wollen, wenn nun zu Beginn der siebziger Jahre das Bedürfnis nach einem konsequent antifaschistischen, antimilitaristischen und demokratischen Schriftsteller wieder zu wachsen beginnt, wovon ich überzeugt bin, — sollen wir dann „Zettels Traum“ lesen?

Man muß ihn fragen, ob er lieber Etym-Emigrant oder ein aktueller Jakobiner sein will.

²⁷ Heinz Friedrich, Schwierigkeiten, a. a. O. S. 152.

²⁸ Heinz Friedrich, Schwierigkeiten, a. a. O. S. 151.

²⁹ Arno Schmidt, Die moderne Literatur und das deutsche Publikum, in: G. Kalow (Hrsg.), Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker?, Reinbek, S. 97.

Uwe Timm
Peter Handke oder sicher in die 70er Jahre

I

„Frohen Herzens genießen — HB ist mild und schmeckt.“

Werbeslogan

„aber da war die Öffentlichkeit eben schon gewonnen: und mit ihr das Spiel.“

Peter Handke

Während eifrig Literatur geschrieben wird über die Unmöglichkeit, Literatur zu schreiben, während der — wie man munkelt — todsiechen Literatur schon die Kränze bestellt werden und während die literarischen Inquisitoren ihr Autodafé vorbereiten, schreibt Peter Handke Erzählungen, Romane, Theaterstücke, Sprechstücke, Gedichte und Kritiken und bestimmt wie kaum ein anderer Autor die literarische Diskussion in der Bundesrepublik. So kann der Suhrkamp Verlag zu Recht in einem Werbeinserat schreiben: „Die Kritik kritisiert. Peter Handke schreibt.“ und „An Peter Handkes Position kommt offensichtlich niemand vorbei.“ Die zahlreichen Diskussionen auf den Podien und im Fernsehen über und mit Peter Handke, die Kritiken und Metakritiken zu seinen literarischen Arbeiten scheinen das zu beweisen. Wenn die Position Handkes so unumgänglich wurde, muß man sich fragen, wie das System, das eine solche Position ermöglicht, beschaffen sein muß und warum gerade Handke in diese wichtige Position des Literaturbetriebs kommen konnte. Welche Voraussetzungen erfüllen Peter Handke und seine literarischen Arbeiten, um zu einem Verkaufsschlager der Kulturindustrie zu werden, deren Produktion und Reproduktion er wiederum — wie auch diese Analyse — mit unterhält und beeinflusst.

„So will ich mich gern als Bewohner des Elfenbeinturmes bezeichnen lassen, weil ich meine, daß ich nach Methoden, nach Modellen für eine Literatur suche, die schon morgen (oder übermorgen) als realistische bezeichnet werden wird, und zwar dann, wenn auch diese Methoden schon nicht mehr anwendbar sein werden, weil sie dann eine Manier sind, die nur scheinbar natürlich ist, wie jetzt die Fiktion als Mittel der Wirklichkeitsdarstellung in der Literatur noch immer scheinbar natürlich ist.“¹

Diese Manier Handkes, stets neue Methoden, neue Modelle zu finden, ohne deren Inhalt zu berücksichtigen, korrespondiert auffallend mit einer typischen spätkapitalistischen Erscheinung auf dem Konsumsektor. Um einen optimal

¹ Peter Handke, Peter Handke, Frankfurt 1969 S. 270.

profitablen Absatz für ein Produkt zu garantieren, wird für eine ästhetische Aufbereitung der Oberfläche gesorgt, die keinen funktionalen Bezug zum Gebrauchswert des Produktes zu haben braucht; oftmals kann dieser ganz von dem ästhetischen Wert der Verpackung verdrängt werden. Dieser Prozeß wird bestimmt durch die periodische Neuinszenierung einer Ware², der wiederum die Erzeugung eines neuen Bedürfnisses beim Konsumenten vorangehen muß. Um diesem Bedürfnis auch eine materielle Ursache zu geben, wird die Gebrauchsdauer der Ware stark verkürzt. Die Minderung des Gebrauchswerts wird durch eine ästhetische Ausstaffierung der Ware kaschiert. Die periodische Neuinszenierung einer Ware ist also durch folgende Dialektik gekennzeichnet: daß bei einer größeren Minderung des Gebrauchswertes verstärkt eine *neue* ästhetische Aufbereitung der Oberfläche erfolgen muß. Je kürzer die Zeitspannen zwischen den jeweiligen Neuinszenierungen werden, desto größere Absatzchancen ergeben sich, die einen größeren Profit garantieren. Daher muß durch die Werbung ein Konsumentenbewußtsein erzeugt werden, das diesen Prozeß nicht nur bejaht, sondern zugleich auch beschleunigt, indem es selbst „öfter mal was Neues“ verlangt. Genau das aber verlangt Peter Handke auch von der Literatur und überträgt damit auf sie die Normen der kapitalistischen Produktionsweise, Normen, die er selbst verinnerlicht hat. Nach diesem Prinzip produziert er für den literarischen Markt im Profitinteresse des Suhrkamp Verlages und stimuliert zugleich die literarische Produktion mit allen ihren Dependancen, vom Theaterbetrieb bis zur Literatur-Kritik. Dieses zwanghafte Suchen nach neuen Formen, die als originelle einen optimalen Absatz garantieren, wird besonders deutlich in der Institution des bürgerlichen Theaters. Der Theaterbetrieb ist daran gebunden, neue Stücke oder wenigstens exzeptionelle Inszenierungen zu bringen, einerseits um eine maximale Platzausnutzung zu erreichen, andererseits um sich den Ruf zu sichern, Theater der kulturellen Avantgarde zu sein, was für die Gewährung staatlicher Subventionen wichtig ist.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß Peter Handke gerade im Theater seine größten Erfolge hat. Hier hat er bisher jedes Jahr ein neues Stück abgeliefert, das jeweils „neue Methoden“ brachte. In der „Publikumsbeschimpfung“ wollte Handke den Scheinraum des Theaters aufbrechen, später, als er sich den Ruf gesichert hatte, Publikumsschreck zu sein, bescherte er jenen, die dafür zu Hause sogar das Fernsehen im Stich ließen: die Einübung von Sätzen (Kaspar), ein stummes Stück (Das Mündel will Vormund sein) und in seiner bislang letzten Arbeit eine Permutation von Dialogfetzen auf der Bühne (Quodlibet). Allerdings hält der Überraschungseffekt der neuen Methode nicht lange genug an, um die Aufmerksamkeit des Zuschauers für ein abendfüllendes Stück zu binden. Ist die „neue Methode“ erst einmal vom Zuschauer erkannt, wird sie,

weil nur formal, schnell monoton. Diese Stücke sind darauf angewiesen, durch zusätzliche Regiegags das „Sensationelle“ der neuen Methode herauszukitzeln, um das Interesse der Zuschauer wach zu halten. Die „Publikumsbeschimpfung“, wurde sie nur verbal vorgetragen, vertrieb die Zuschauer gelangweilt aus der Aufführung; also mußte das Stück durch zahlreiche choreographische Mätzchen goutierbar gemacht werden, waren auch die ausgeschöpft, spielte man das Stück mit freiem Oberkörper.

Die „neuen Methoden“ Handkes sind im übrigen durchaus nicht so neu, wie Handke sie hinstellt. Seine literarischen Vorlagen wurden von Handke in seinen Aufsätzen und Reden konsequent verschwiegen. Als ein Beispiel sei der Bericht von Oswald Wiener angeführt über das „literarische Cabaret“, das die Wiener Gruppe sechs Jahre vor der Publikumsbeschimpfung in Wien inszeniert hatte. „sobald der erste gast den saal betrat, begannen wir die magnetophonaufnahme einer öl-bohranlage über die lautsprecher abzuspielen und hielten damit etwa eine dreiviertelstunde bis zum eigentlichen beginn durch; das gab eine technische atmosphäre, und machte den schnell überfüllten saal (ca. 700) nervös . . . der vorhang wurde aufgezo-gen, und das ensemble saß auf drei stuhlreihen mit dem gesicht zum publikum und betrachtete dasselbe interessiert. die bühne war abgedunkelt und der zuschauerraum erleuchtet. wir benahmen uns wie theaterbesucher, einer kam zu spät und schlich zu seinem platz, wir zeigten einander einzelne leute im publikum mit den fingern, glotzten durch den operngucker und tuschelten. nach etwa fünf minuten erhob sich vereinzelt gelächter im publikum und wir nahmen das als wendung in dem stück, das da vor uns ablief, und applaudierten, als sich das publikum dazu entschloß, wir ließen vereinzelt da-capo-rufe hören, die stimmung war prima.“ Durch eine dialektische Umkehrung der beiden Bedeutungsräume Bühne und Zuschauerraum, wird nicht nur viel konsequenter als je bei einem Handke-Stück die Scheinstruktur der Bühne durchbrochen, sondern zugleich wird sich der Zuschauer seiner Präsenz, seiner momentanen Reaktion bewußt, indem er sie als Reflex auf der Bühne sieht. Dagegen durchbricht die „Publikumsbeschimpfung“ von Handke, die jeden Abend vor einem anderen Publikum die gleiche Beschimpfung brachte, nicht den Scheincharakter der Bühne, sondern erzeugte autonomes Theater, womit wieder das alte Theater begann.

Die „neuen Methoden“, die Handke nach eigener Aussage in die Literatur eingeführt hat, waren zumeist schon recht erprobt, besonders durch die Wiener Gruppe, die bezeichnenderweise erst einen posthumen Ruhm einheimen konnte, nachdem Handke bekannt geworden war, und man „Ähnlichkeiten mit dem Stil Handkes“ feststellte.

Da Handke mit seinen Arbeiten nicht die literarische Revolution eingeleitet hat, aber dennoch als der Revolutionär in der deutschen Nachkriegsliteratur gilt, muß das Phänomen Peter Handke, in dem die Präsentation der Literatur untrennbar von der Präsentation der Person ist, aus seinem sozio-ökonomi-

² Wolfgang Fritz Haug, Kursbuch 20, S. 151 ff.

schen Kontext heraus erklärt werden. Der literarische Markenartikel Peter Handke wurde erst zu einem solchen durch drei Momente, die in einer engen Wechselwirkung zueinander stehen: der Suhrkamp Verlag, die Massenmedien und die Person Peter Handke.

Die Behauptung Martin Walsers: „Die Autoren der Neuesten Stimmung kann man kennen, fast ohne ihre Werke zu lesen“³ trifft präzise auf Peter Handke zu. Am Anfang war ein Auftritt. An jenem berühmten „schläfrigen“ Nachmittag auf der Tagung der Gruppe 47 in Princeton, stand Peter Handke auf und beschimpfte die Gruppe, ob der Konservierung altbekannter literarischer Formen. Mit diesem Vorwurf hatte er sich von der gesamten literarischen Creme der Bundesrepublik abgesetzt, die freiwillig oder unfreiwillig mit dieser Gruppe identifiziert wird. Zugleich steckte in diesem Urteil die unausgesprochene Behauptung, das literarisch Neue beginne erst jetzt, mit Peter Handke. Von dieser Stunde an hatte Peter Handke seine Publicity. Denn dieser Auftritt wurde sogleich von zwei Seiten gefördert und ausgiebig ausgeschlachtet, von dem Verleger Unseld, der natürlich sofort erkannte, daß sich dieses Sensationchen absatzsteigernd für den Suhrkamp Verlag auswirken würde und von den anwesenden Kritikern und Korrespondenten der Massenmedien, die sogleich die exzeptionelle Verpackung von Peter Handke aufgriffen und als ein Exotikum in der deutschen Literatur darstellten. Handke wurde von seinem Habitus und seiner Argumentation als die inkarnierte Revolte der Jugend stilisiert, die gegen die alte verknöcherte Literatur aufmüpft. So schrieb Joachim Kaiser in der SZ: „Peter Handke, mit hübscher Beatle-Frisur und unaustilgbarem Zorn gegen die alten Bonzen ausgestattet...“, Fritz Raddatz schrieb in den Frankfurter Heften: „...als er zornig seine Beatle Mähne schüttelte...“ und schließlich Erich Kuby im Spiegel: „...dieser Mädchenjunge Peter mit seinen zierlichen über die Ohren gekämmten Haaren, mit seinem blauen Schirmmützchen, fast ist man versucht zu sagen, Schirmmätzchen, seinen engen Höschen, seinem sanften Osterei-Gesicht...“

Der Suhrkamp Verlag baute diesen von Handke provozierten Eklat in einer großen Public-Relation-Kampagne aus. Da unter anderm auch der Spiegel ausführlich darüber berichtete, kannten Millionen Leser Handke, noch bevor 1000 Exemplare seines ersten Romans verkauft waren. Was Handke an publikumswirksamen Attributen mitbrachte: daß er dort provozierte, wo Spiegel-Redakteure saßen, verbunden mit einer (damals noch) unbürgerlichen Kleidung und Haarfrisur, wurde später von dem Verlag mit jenen intellektuellen Reizwörtern versehen, die das intellektuelle Image Handkes signalisieren sollten: junges Genie, revolutionäres Talent, Intelligenz, Konsequenz, Methodik, Logik, etc. Das läuft parallel den werbewirksamen Covers, so zeigt ein Buch, das eine Auswahl der Handke Werke liefert, gleich zwölfmal Peter Handkes Porträt

³ Martin Walsers, Kursbuch 20, S. 23.

auf dem Einband. (Diese Aufmachung des Einbands reflektiert mit graphischen Mitteln eine literarische Methode Handkes: die serielle Technik der Zitation.) Konsequenterweise macht der Verlag jetzt auch für Peter Handke Reklame wie für einen Markenartikel, so, als sollte ein neuer weißer Riese den literarischen Markt erobern. Im Kursbuch 20, in dem sich zwei Artikel finden, die sich kritisch mit Peter Handke auseinandersetzen, ist auf den letzten Seiten des Heftes eine Anzeige abgedruckt, die mit großen Lettern über eine Doppelseite verkündet: „Suhrkamp wirbt für Peter Handke“ und darunter als kleingedruckte Anmerkung: „und für seine soeben erschienene Prosa.“ Dazu eine Chronologie der veröffentlichten Werke mit Rezensionsausschnitten und der Zahl der verkauften Exemplare. (Von der „Publikumsbeschimpfung“ waren zu jenem Zeitpunkt über 67 000 Exemplare verkauft.)

Hier findet sich exakt der gleiche Prozeß wie in der fortschrittlichen Werbung für Konsumgüter, den Wolfgang Fritz Haug definiert hat: „Das Entscheidende aber ist die Zusammenziehung aller Mitteilungen, die eine Aufmachung mit formal-ästhetischen, bildhaften und sprachlichen Mitteln macht, zum Namenscharakter.“⁴

Dieser Namenscharakter verselbständigt sich, er wird — wie in dem Fall Peter Handke — zu einem Signalwort, das dahin tendiert, seinen Inhalt zu verdrängen, solcherart, daß dieser von dem bloßen Namen überlagert, von dem Konsumenten unbedacht konsumiert wird, wobei das mitgelieferte Vorverständnis unmittelbar in den Konsumtionsvorgang eingeht. Denn wer HB raucht, raucht nicht nur eine Zigarette, sondern genießt sie frohen Herzens.

II

„Es kommt darauf an, diese Sätze als Sätze zu bestreiten.“

„Dieser Satz erzeugt, wenn man ihn öfters liest, einen Denkrampf.“

Peter Handke

Peter Handke hat in seiner Antwort auf den Artikel einer Berliner SDS-Gruppe, „Kunst als Ware“, in der „Zeit“ geschrieben: „Es kommt darauf an, diese Sätze als Sätze zu bestreiten. Nicht, was die Sätze besagen, ist falsch, sondern die Sätze sind falsch.“ Diese Kritik, die sich gegen die Sprache des SDS in diesem Artikel richtet, bezeichnet zugleich den Ansatz von Handke, der von Wittgenstein ausgehend, nach einem einfachen Wahrheitsmodell von Falsch oder Richtig die Sprache betrachtet und diese von allen Ungenauigkeiten reinigen will. Sprache funktioniert nach diesem Ansatz dann perfekt, wenn sie von Mehrdeutigkeiten und metapysischem Unrat befreit worden ist.

Wittgenstein fordert in seinen „Philosophischen Untersuchungen“: „Es darf nichts Hypothetisches in unseren Betrachtungen sein. Alle Erklärung muß fort, und nur Beschreibung an ihre Stelle treten.“⁵ Handke, der seinen Witt-

⁴ Wolfgang Fritz Haug, Kursbuch 20, S. 148.

⁵ Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt 1960, S. 342.

genstein genau gelesen hat und sich oft auf ihn beruft, realisiert gerade diese Forderung in seinen literarischen Arbeiten. Meinungen und Erklärungen soll die Sprache nicht mehr transportieren, es werden nur noch Sprachfertigteile und Collagen geliefert. Handke versucht durch eine artistische Montagetechnik Sprachstrukturen und Sprachmechanismen bloßzulegen. So z. B. der Text „Die japanische Hitparade vom 25. Mai 1968“ aus dem Band „Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt“. Ein Text, der eine Reihenfolge zumeist unbekannter japanischer Schlager aufzählt.⁶ Ein anderer Text aus dem gleichen Band lautet „Um den Toten trauern“.⁷ In diesem Text werden nach dem Vorbild einer Traueranzeige verschiedene Vereine und Gesellschaften aufgezählt, die um einen imaginären Toten trauern. Dort steht dann neben „Der Aufsichtsrat und der Vorstand der Daimler Benz Aktiengesellschaft“ auch der „Bund hirnerkrankter Kriegsgespieler EV, Neustadt an der Weinstraße“ und genau hier wird ein technokratischer Ansatz Handkes, der nur Sprachfunktionen sieht, deutlich, ein Ansatz, der zwar die ominösen Nachrufe als das erkennt, was sie sind: ritualisierte Sprachmechanismen, der aber bei dieser Feststellung stehen bleibt und nicht mehr mitreflektiert, was diese Sätze besagen, welchen sozialen Sachverhalt sie bezeichnen. Dieser technokratische Ansatz sieht den einzelnen Satz isoliert, ohne Vergangenheit und ohne Herkunft, er abstrahiert ihn von seinem sozialen Kontext, so daß Handke, wie in diesem Fall, der Zynismus unterlaufen kann, den „Bund der Hirnerkrankten“ lächerlich zu machen, weil die Hirnerkrankten einen Bund gründen mußten — was sprachlich zwar ulkig klingt, in der Realität für die Betroffenen ein notwendiges Mittel ist, ihre Interessen in der bundesdeutschen Gesellschaftsordnung durchzusetzen, denn die Aufsichtsräte und Vorstandsmitglieder der Daimler Benz AG können jederzeit zur Kur in eines jener gepflegten Sanatorien fahren, die den hirnerkrankten Kriegsgespielern bis heute fehlen. Aber solche sozialen Zusammenhänge, die sich auch in der Sprache zeigen, verbannt Handke aus der Literatur. Für Peter Handke wird das Bewußtsein wesentlich durch die Sprache konstituiert, und diese Sprache wird als etwas Vorgegebenes verstanden, das jeden Rezeptionsvorgang präformiert. Das zeigt Handke in dem Stück „Kaspar“, in dem über Lautsprecher Kaspar die Sätze vorgesprochen werden, die dieser passiv aufnimmt und nach deren Vorschriften er sich bewegt und entsprechend handelt. Handke interessiert sich nur für den Vorgang, wie die Sprache das Bewußtsein fixiert; er interessiert sich also für den Lautsprecher (der für die in einer Gesellschaft gesprochene Sprache steht), nicht interessiert ihn, wer in den Lautsprecher hineinspricht, wer also „vorspricht“, was Kaspar nachsprechen muß.

Die Sprache, die Wörter (nicht die Begriffe) und ihre Grammatik, ist zunächst „neutral“, neutral in dem Sinn, daß sich ihrer verschiedene gesellschaftliche

⁶ Peter Handke, *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt*, Frankfurt 1969, S. 78.
⁷ a. a. O., S. 106.

Gruppen und Klassen gleichermaßen bedienen können. Aber solange nur einige sich ihrer richtig bedienen können (auch mit Hilfe der Massenmedien), verfügen nur diese wenigen über die Sprache, die ihnen damit dient. Wichtiger als die neutrale Sprachstruktur ist also, wer über sie verfügt, mit welchen Inhalten er sie füllt und mit welchem Zweck er sie einsetzt. Die Kopula „und“ besagt abstrakt nichts weiter, als daß sie kopulieren kann, interessanter ist, was da kopuliert wird. Grammatikbücher in den bundesdeutschen Schulen liefern dafür Beispiele, wie über das Einüben von Grammatik zugleich ein systemkonformes Bewußtsein eingeübt werden kann. Nach dem Modell: „Er hat nur ein einfaches Kleid, aber dasselbe ist frisch und sauber.“⁸

Handke sollte also seine Sensibilität nicht auf die „neutralen“ Sprachstrukturen richten, sondern auf jene Instanzen und Institutionen, die über die Sprache verfügen, die sich ihrer bedienen, um bestimmte Interessen durchzusetzen. So wird zum Beispiel täglich im Rundfunk, im Fernsehen und in Zeitungen, die sich als unabhängig ausgeben, der Vietkong als Terrorist bezeichnet; stereotype Attribute signalisieren den Feind: heimtückisch, hinterhältig, hinterrücks, sabotieren etc. Die Amerikaner aber gehen nur „vor“ und „säubern Vietkong Nester“ in Kambodscha. So werden politische Inhalte, die geschickt bestimmte Gruppen dehumanisieren, dem Hörer oder Leser introjiziert und das nicht etwa in den politischen Kommentaren eines W. S. Schlämm, sondern in den sogenannten objektiven Nachrichten. Solche Wörter sollten den sensiblen Handke „reizen“, statt der Wörter „Rotkäppchen“ und „Mehrfamilienhaus“ aus dem Text „Reizwörter“.⁹

Durch diesen Ansatz Handkes, sich nur auf den Satz zu beschränken, ohne Rücksicht darauf, „was er besagt“, beschneidet er jede Reflexion über dessen sozialen Stellenwert von vornherein. Er übersieht dabei die Schaltstellen, an denen die Sätze gesetzt werden — und jene, die dort mit der Sprache so schalten und walten, wie es den Interessen entspricht, die sie vertreten.

Daß Handke nach einer solchen freiwilligen Beschränkung auf Sprachstrukturen auch keine Möglichkeit sieht, daß Literatur Alternativen zu bestehenden gesellschaftlichen Zuständen leisten könnte, daß sie also nicht diese historische Situation zu transzendieren vermag, ist nur konsequent. Er selbst sagt von sich: „ich kenne keine Alternativen.“ Das trifft sicherlich zu — für Peter Handke und auch für seine Literatur, die sich schon in ihrem Ansatz selbst kastriert. Was dann noch bleibt, ist in der Tat nur noch ein Spielen mit Formen, ein Suchen nach neuen Methoden. Gerade das, was Handke so besonders geeignet für den spätkapitalistischen Literaturmarkt macht, ist also in seinem literarischen Selbstverständnis schon angelegt, wird von diesem stimuliert. Es ermöglicht und bestätigt ihm den Erfolg innerhalb des kapitalistischen Systems.

⁸ Klaus Roehler, *Kursbuch* 20, S. 93.

⁹ Peter Handke, *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt*, Frankfurt 1969, S. 87.

Kein Wunder also, daß der literarische Technokrat eine wahre Haßliebe zu jenen politischen Kreisen hat, die sich gegen dieses System richten.

III

„Mein Wunsch: daß man sie zusammentun würde, die linke Scheiße und die rechte Scheiße, die liberale Scheiße dazu, und eine Bombe darauf schmeißen.“
Peter Handke

„Wenn ich das Wort Kultur höre, entsichere ich meinen Revolver.“

Hanns Johst

Der Verzicht Peter Handkes auf eine politische Meinung, die sich literarisch artikuliert, ist zugleich ein Rückzug in eine Innerlichkeit, die tatsächlich aber die totale Öffentlichkeit ist. Denn jede Veröffentlichung der sensiblen Reaktionen Handkes auf seine Umwelt ist in ihrer gereizten Egozentrik schon immer mit einem exhibitionistischen Zwang auf Öffentlichkeit hin angelegt, gerade weil diese so gering geschätzt wird. Handke beteuert in seinen theoretischen Aufsätzen immer wieder seinen Verzicht, mit seiner Literatur auf die Gesellschaft einwirken zu wollen — was er von seinem literarischen Ansatz her auch tatsächlich nicht kann. Interessant ist, wie zwanghaft sich Handke immer wieder mit diesem Problem auseinandersetzt und seine Haltung zu rationalisieren sucht. In den Aufsätzen „Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms“ und „Die Literatur ist romantisch“ versucht er seine politische Abstinenz zu rechtfertigen. Die krude Logik des letzteren zeigt die Hilflosigkeit Handkes, seinen technokratischen Ansatz zu verteidigen. Handkes These „Es gibt engagierte Menschen, aber keine engagierten Schriftsteller“ ist kongruent jenem Argument, das Professoren, die einen positivistischen Wissenschaftsbegriff verteidigen, ihren Kritikern entgegenhalten: „Es gibt engagierte Menschen (wobei engagiert immer politisch verstanden werden muß, was auch der schlaue Peter merkte), aber es gibt keinen engagierten Chemiker.“ Wobei sich eine Schizophrenie bei jenen zeigt, die zu Hause überzeugte Pazifisten sind, im Labor aber Napalm herstellen. Auf welchem Gebiet Forschung getrieben wird, ob Kriegsforschung oder Lebensmittelforschung, ist eine politische Entscheidung und setzt, wenn sie bewußt getroffen wird, einen engagierten Chemiker voraus. Nicht anders ist es bei Schriftstellern: zwischen Brecht und Stefan George bestehen Unterschiede nicht nur in ihren formalen Mitteln, sondern auch in der Intention und in der gesellschaftlichen Wirkung ihrer Werke. Eine solche Wirkung bestreitet Handke aber in seinem Aufsatz „Die Literatur ist romantisch“, in dem er zu folgender Bestimmung kommt: „das Engagement ist materiell bestimmt, die Literatur hingegen formal: wird ihre Form geändert, so ändert sich auch ihr Wesen.“¹⁰ Es ist aufschlußreich, daß Handke hier, um seine Position abzusichern, ausgerechnet in eine metaphysische Position zurückfällt, in

dem er von einem Wesen der Literatur spricht, das nicht geändert werden dürfe. Um seine Literatur, die Handke-Literatur, als die einzig richtige zu verteidigen, wird er zum Platoniker; wo er doch sonst darauf drängt, immer wieder neue Methoden und das heißt doch auch neue Formen zu finden, hier hält er unerschütterlich an einem alten Literaturverständnis fest. So können sich — wie wir später noch zeigen werden — in einer scheinbar avantgardistischen Literatur, die auf die Erkenntnisse der Logistik und des Strukturalismus rekurriert, durchaus konservative Sedimente erhalten.

Handke stellt unvermittelt dem engagierten Menschen den Schriftsteller und dem materiellen Engagement die formale Literatur gegenüber, statisch und undialektisch ist das Verständnis von einer ewig gleichbleibenden Literatur und einem materiellen Engagement, wobei Handke nirgends ausführt, was er genau unter materiell versteht.

Diese Scheinalternativen sind simplifizierend, sie besagen: Entweder Politiker oder Schriftsteller, beides zugleich geht nicht; sie übernehmen damit genau die Arbeitsteilung, die im Interesse des Systems liegt. Auch Kiesinger sagte: „Eigentlich wollte ich Dichter werden, aber dann wurde ich Politiker“ — das ist die altfränkische Argumentation. Die andere, die von IBM z. B., könnte heißen: „Werden Sie nicht Politiker, sondern Programmierer, da haben Sie mehr Einfluß.“ Das ist die technokratische Argumentation. Beide Argumentationen trennen einen politischen Bereich ab, reservieren diesen für Berufspolitiker und suggerieren, daß die Politik dem Fachmann (Polit-Handwerker oder Polit-Ingenieur) überlassen werden müsse und beschneiden damit im vorneherein jedes politische Engagement.

Die Alternative Politiker-Schriftsteller, die Handke postuliert, übersieht mit ihren falschen Implikationen: materiell ausgerichtetes Engagement und formal ausgerichtete Literatur, daß doch Literatur schon immer in einem gesellschaftlichen Kontext steht, daß sie mit formalen Mitteln auch bestimmte Inhalte transportiert. Selbstverständlich kann man mit keinem Vietnam-Gedicht die Scheibe einer USA-Botschaft einwerfen, so materiell kann es nicht sein, so materiell muß auch das Engagement nicht immer sein. Aber ein Gedicht könnte die täglichen Diffamierungen, die versteckte Propaganda, die die Massenmedien täglich verbreiten, in deren Sprache aufzeigen; ein solcher Text könnte das Bewußtsein der Hörer und Leser dafür schärfen, daß Macht auch in der Sprache ausgeübt werden kann, sublimiert zwar, aber darum nicht weniger wirkungsvoll. Und umgekehrt kann das Schreiben von Gedichten wiederum das politische Bewußtsein des Schreibers schärfen, nicht nur für die sprachlichen Feinheiten, mit denen eine vorherrschende Ideologie der Bevölkerung introjiziert wird, sondern auch für bestimmte Relaisstationen der Bewußtseinsindustrie (wie Fernsehen, Rundfunk und Zeitungen), die neue Sprachimpulse geben oder die Sprache modeln, wie es das Interesse der Herrschenden erfordert. Solche Erkenntnisse wirken wieder auf die Produktion der Texte zurück. In einer solchen Dialektik wären engagierte

¹⁰ Peter Handke, *Peter Handke*, Frankfurt 1969, S. 281.

Literatur und der engagierte Schriftsteller miteinander verbunden. Das sich damit das „Wesen“ der bürgerlichen Literatur verändert, die sich als nur formal oder spielerisch versteht, ist selbstverständlich, würde aber selbst nur auf jenen dialektischen Prozeß deuten, der den Begriff der geänderten historischen Situation annähert.

Aber von einer solchen dialektischen Betrachtung abgeschnitten, gerinnt Handke alles zu einem statischen einerseits-andererseits, das sich unvermittelt gegenübersteht.

Aufrichtiger — weil sie auf ein ewiges Wesen der Literatur verzichtet — ist die Position Handkes in seinem Aufsatz „Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms“. Da spricht er seine Situation aus als das, was sie ist, ein Mangel an Alternative: „Ein engagierter Autor kann ich nicht sein, weil ich keine politische Alternative weiß zu dem, was ist, hier und woanders (höchstens eine anarchistische). Ich weiß nicht, was sein soll. Ich kenne nur konkrete Einzelheiten, die ich anders wünsche, ich kann nichts ganz anderes, Abstraktes, nennen. Im übrigen interessiert es mich als Autor auch nicht so sehr.“¹¹ Abgesehen von dem Narzissmus, der sich in der Häufung des Personalpronomens zeigt, bestimmt diese Textstelle genau die Situation, in der Handke lebt und produziert. Er, Handke, weiß keine Alternativen zu dem was ist, also muß er sich nicht engagieren und bekennt sich kokett als Bewohner eines Elfenbeinturmes. Daß es für zahlreiche Menschen Alternativen gibt, weil sie nicht in einem Elfenbeinturm wohnen, sondern in einer Mietskaserne, das kommt Handke gar nicht in den Sinn, und kann ihm auch gar nicht in den Sinn kommen, da er seine Erfahrungen primär aus der Literatur bezieht. „Literatur ist für mich lange Zeit das Mittel gewesen, über mich selber, wenn nicht klar, so doch klarer zu werden. Sie hat mir geholfen zu erkennen, daß ich da war, daß ich auf der Welt war.“¹² Daß die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung nicht durch die Lektüre schöngestiger Literatur erkennt, daß sie auf der Welt ist, sondern unter der Bedingung der entfremdeten Arbeit lebt und die handkesche Erkenntnis vermittelt durch Literatur auch nicht in der Freizeit nachholen kann, weil sie dann ihre Arbeitskraft reproduzieren muß, das kommt Peter Handke nicht in den Blick. Dem korrespondiert, daß der Begriff Arbeiter in den theoretischen Schriften Handkes gar nicht vorkommt, Arbeiter gibt es in der Handkeschen Welt nicht. Auch in den literarischen Werken Handkes, in den Romanen und Theaterstücken werden überwiegend altertümliche Produktionsweisen dargestellt. Da schirrt der Bauer die Rößlein ein (Die Hornissen), da werden Rüben nach alter Väter-Sitte mit der Hand gehackt (Das Mündel will Vormund sein), da wird die Todeszeit des Verurteilten noch wie zu Zithens Zeiten mit Trommelschlag verkündet (Das Standrecht). Es zeigt sich, daß eine technokratische Beherrschung der Sprache und ihrer Struktur

¹¹ a. a. O., S. 270.

¹² a. a. O., S. 263.

durchaus mit rückständigen Inhalten einhergehen kann. So wie manch hochspezialisierter Physiker, der an der Spitze naturwissenschaftlicher Forschung steht, in seiner Freizeit am Wanderstab durch die Naturschutzparks zieht und mit leiser Wehmut die letzten Ackergäule beim Pflügen beobachtet, so wandert auch Peter Handke durch ein Reservat, das Peter Handke für sich reserviert hat, das der Literatur, einer Literatur, die nur mit Formen spielt, die sich selbst jener Inhalte beschneidet, die sie, und damit auch Peter Handke, aus dem Reservat herausführen könnten.

In der übersteigerten Egozentrik Peter Handkes zeigt sich jene Entfremdung — und das ist nicht hämisch gemeint —, die das kapitalistische System erzeugt, und zwar gerade bei jenen, die seine Normen verinnerlicht haben und das Geforderte leisten, denen darum Erfolg zuwächst: Erfolg aus einem beschränkten Ansatz der Schreibweise, die Strukturen aufzeigen will, aber auf ein inhaltliches Engagement verzichtet und lediglich originelle Neuinszenierungen versucht; Erfolg aus einem Autoren-Image, das selbst inszeniert und von außen bestätigt wird, auch dort, wo es sich in individuellen Protesteleien gefällt; Erfolg schließlich auch aus jener von dem Suhrkamp Verlag geführten Werbung, die auf die Person Peter Handkes ausgerichtet ist und diese Serienweise vorführt, denn um sie dreht sich schließlich alles. Wie sagte Peter Handke, als einige linke Studenten einen Film störten: „Mein Wunsch: daß man sie zusammentun würde, die linke Scheiße und die rechte Scheiße, die liberale Scheiße dazu, und eine Bombe darauf schmeißen.“ Wer bleibt dann eigentlich noch übrig, außer — Peter Handke?

Horst Holzer Massenmedien oder Monopolmedien?

Thesen zum Zusammenhang von Politik, Ökonomie und Kommunikation im staatsmonopolistischen Kapitalismus Westdeutschlands.

1. Satellitentelevision; Kassettenfernsehen; Bildplattenkommunikation; audiovisuelle Zeitung — die Evolution der elektronischen Produktivkräfte deutet Möglichkeiten einer technisch perfekten Massenkommunikation an. Gleichzeitig zeigt sich, daß die Entwicklungen im Bereich der Satellitentelevision bereits intensiv auf die Interessen der großen US-amerikanischen Rundfunk- und Fernsehkonzerne und der mächtigen, international arbeitenden Nachrichtenagenturen ausgerichtet sind; daß die Realisierung von Kassettenfernsehen und Bildplattenkommunikation eindeutig an die Profitabsichten der Großunternehmen aus der elektronischen und chemischen Industrie gebunden ist; daß Produktion und Vertrieb audiovisueller Zeitungen unmittelbar von den Gewinnerwartungen der kapitalkräftigsten Kontrolleure der Kommunikationsmärkte abhängen. Diese Tatbestände lassen erkennen, in welcher unerträglichen Weise die zuvor apostrophierte Evolution der elektronischen Produktivkräfte gefesselt wird von den herrschenden monopolkapitalistischen Produktionsverhältnissen und der — diese Verhältnisse absichernden — politischen Gewalt. Die skizzierten Tatbestände lassen weiter erkennen, wie die in kapitalistisch organisierter Produktion hergestellten Massenmedien zu Instrumenten degradiert werden, die einmal die im Monopolkapitalismus sich verschärfenden Verwertungsschwierigkeiten des Kapitals durch Propagierung einer forcierten Konsumideologie bereinigen und zum andern die Loyalität der arbeitenden Massen gegenüber den Interessen der herrschenden Klasse durch geschickte Praktizierung von Konfliktvermeidungs- und Entschädigungsstrategien auf friedliche Weise sichern sollen. Das heißt aber ganz eindeutig: die arbeitenden Massen in einer monopolkapitalistisch, staatsmonopolistisch verfaßten Gesellschaft haben nichts von einer Evolution der elektronischen Produktivkräfte, wenn es ihnen nicht gelingt, die gegebenen, jene Produktivkräfte fesselnden ökonomischen Herrschaftsverhältnisse und deren politische Absicherung einzudämmen und schließlich zu revolutionieren. Doch vorerst dominieren im massenkommunikativen Bereich — und zwar gleichermaßen in der privatwirtschaftlich organisierten Presse wie im öffentlich-rechtlich etablierten Rundfunk- und Fernsehsystem — Interessen von potenten Kapitalkontrolleuren und deren partei- und verbandspolitischen Agenten. Damit bleiben aber die

für eine Demokratie sicher nicht unwichtigen Zustände der Bevölkerung, die gemeinhin mit Aufgeklärtheit, Informiertheit, Orientiertheit umschrieben werden, ausschließlich an die Absichten der Kapitalisten und die Gesetze der Kapitalakkumulation gekettet.

2. Das, was heute hinsichtlich der fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaft Westdeutschlands organisierter oder genauer: staatsmonopolistischer Kapitalismus genannt wird, ist in Zusammenhang zu sehen mit dem Scheitern der Weimarer Republik und der Fasisierung Deutschlands durch die nationalsozialistische Diktatur. Was in der Weimarer Republik fehlschlug und während des Nationalsozialismus durch brutalen Terror erreicht wurde, ist in der sozial- und rechtsstaatlich konzipierten, oligopolistisch strukturierten Industriegesellschaft Westdeutschlands in 'friedlicher' Weise gelungen: die Etablierung einer Form politischer Gewalt, die — obwohl sie in den gesamtgesellschaftlichen Leistungs- und Verteilungszusammenhang eingreift und durch Globalsteuerung des Wirtschaftsprozesses das Sozialsystem zu stabilisieren versucht — das prinzipielle, Profit und Privilegien Weniger garantierende, Ausbeutung und Entfremdung der arbeitenden Massen bedingende Herrschaftsverhältnis, in dem Kapital zu Arbeit steht, unangetastet läßt. Der staatliche Interventionismus, der Staatsmonopolismus im gegenwärtigen Kapitalismus hat so seinen Ursprung in den organisatorischen Problemen der kapitalistischen Produktionsweise — in den Verwertungsbedingungen des Kapitals — unter der Voraussetzung einer forcierten Kapitalkonzentration und -zentralisation. Daß der staatliche Interventionismus im Sinne des westdeutschen Großkapitals sehr erfolgreich gewirkt hat, läßt sich unter anderem daran ablesen, daß bereits 1960 die 100 größten Konzerne in der Bundesrepublik nahezu 40 Prozent des gesamten industriellen Umsatzes auf sich ziehen konnten; daß 1966 rund drei Prozent der vermögenssteuerpflichtigen Personen über 40 Prozent des in Westdeutschland gesparten Vermögens besaßen; und daß heute nicht einmal 2 Prozent aller Haushalte in der Bundesrepublik über 80 Prozent des Betriebs- und Kapitalvermögens verfügen.

3. Die Herrschaft dieser geballten ökonomischen Macht über die westdeutsche Gesellschaft und die Mehrheit ihrer Bevölkerung hat den noch im Grundgesetz fixierten Anspruch, die kapitalistische Produktionsweise zum materiellen Fundament einer parlamentarischen Demokratie zu machen, endgültig ad absurdum geführt. Denn das Pochen auf eine Realisierung des Prinzips 'Demokratie' wird völlig anachronistisch, wenn — bezogen auf die entscheidenden Branchen des westdeutschen Industriesystems — wenige potente Großunternehmen aufgrund der in ihnen wirksamen privaten Verfügung über die Produktionsmittel und der aus dieser Verfügung resultierenden Investitionsentscheide über Stabilitäts- und Wachstumsgrad der Ökonomie, damit über die Existenzgrundlage der gesamten Gesellschaft und ihrer Bevölkerung profitorientiert bestimmen. Das aktuelle Verhältnis von Parlamentarismus und

Kapitalismus, in dessen Rahmen allein das Problem ‚Massenkommunikation‘ und damit die gegenwärtig mögliche wie notwendige Arbeit von Journalisten adäquat interpretiert werden kann, bezieht seine wesentliche Brisanz aus diesem Tatbestand. Die Probleme, die die staatsmonopolistische Formierung des westdeutschen Kapitalismus für den traditionellen Parlamentarismus mit sich brachte, werden gemeinhin umschrieben als Funktionsverlust der parlamentarischen Institutionen nieder. Indiz hierfür ist vor allem die von der Bundeslichen Bürokratie. Dieser Funktionsgewinn der Exekutive, der staatlichen Bürokratie schlägt sich in der Diskussion um den westdeutschen Parlamentarismus zunächst als Klage über den Verlust der Eigenständigkeit parlamentarischer Institutionen nieder. Indiz hierfür ist vor allem die von der Bundesregierung ausgiebig genutzte Möglichkeit zur Gesetzesinitiative: von den zwischen 1949 und 1965 verkündeten 1904 Gesetzen gingen allein 1411 vom Kabinett aus. Weiter drückt sich besagter Funktionsgewinn der Exekutive als Enttäuschung über die Verwandlung des Parlaments in eine Versammlung von Interessenvertretern aus, die offensichtlich nur die Richtlinien ihrer jeweiligen, zumeist in Industrie und Verbänden sitzenden Auftraggeber befolgen. Indizien hierfür sind die oft festgestellte finanzielle Abhängigkeit der Parteien insbesondere von der privaten Wirtschaft; die ebenfalls wiederholt konstatierte Herrschaft einer öffentlich nicht kontrollierbaren, durch die Gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesministerien der Gesetzesvorbereitung eingefügten Einflußnahme der Lobbyisten; und der Sachverhalt, daß beispielsweise während der Periode 1957 bis 1961 über 30 Prozent der Abgeordneten ausdrücklich als Interessenvertreter im Bundestag saßen und 32 Prozent der Mitglieder sämtlicher Bundestagsausschüsse zur gleichen Kategorie zählten —, wobei die Vertreter der Großindustrie und der dieser nahestehenden Verbände eindeutig in den wirtschafts- und sozialpolitischen Gremien dominierten. Die Konsequenz für den Parlamentarismus ist offensichtlich: das Parlament wird zu einer Instanz gemacht, die die Entscheidungen, welche die Parteioligarchien im expliziten oder impliziten Auftrag der ökonomischen Machtgruppen fällen, mit einer scheinhaften Legitimation versieht. Die so genannte Krise des westdeutschen Parlamentarismus kann also nicht abstrakt einem Rationalisierungs- und Bürokratisierungsprozeß, wie er angeblich in allen komplexen Industriegesellschaften anzutreffen ist, zugeschrieben werden; diese Krise muß vielmehr in Zusammenhang mit der faktischen Organisation des Leistungs- und Verteilungssystems in der Bundesrepublik und der hier realisierten Form politischer Herrschaft gebracht werden. Mit andern Worten: es muß erkannt werden, daß der verstärkte staatlich-bürokratische Interventionismus und die zunehmende Verlagerung gesamtgesellschaftlich relevanter Entscheidungen in unkontrollierbare Expertengremien ein spezieller Ausdruck der den staatsmonopolistischen Kapitalismus auszeichnenden Wechselbeziehungen zwischen Politik, Ökonomie und Klassenkampf ist.

4. Das wurde insbesondere sichtbar, als — vermittelt durch die ökonomische Rezession von 1966/67 — ganz bestimmte Qualitäten des politökonomischen Systems in Westdeutschland zutage traten —, Qualitäten, die in Gestalt der CDU/CSU-SPD-Koalition und der konzertierten Aktion mit ihrem Arsenal wirtschafts- und finanzpolitischer Instrumente zur Regulierung des gefährdeten kapitalistischen Systems und der bedrohten Profitchancen der ökonomisch Herrschenden sich konkretisierten. Allerdings zeigte sich bald, daß diese CDU/CSU-SPD-Allianz wichtige organisatorische Probleme des staatsmonopolistischen Kapitalismus vor allem im Zusammenhang mit der Bewältigung der wissenschaftlich-technischen Revolution und deren Konsequenzen für Kapitalakkumulation wie Qualifikationsstruktur der gesamtgesellschaftlichen Arbeitskraft nicht lösen konnte. Das Ergebnis der Bundestagswahl vom September 1969 bestätigte das; die CDU/CSU-SPD-Koalition wurde durch eine sozialliberale Form politischer Herrschaft ersetzt, die dadurch charakterisiert ist, daß sie die genannten Verwertungsschwierigkeiten des westdeutschen Kapitals mit mehreren Verfahren abzufangen sucht;

- (1) mit einer so apostrophierten fortschrittlichen, Möglichkeiten des Kapital-exports erschließenden Politik in Richtung der sozialistischen Gesellschaften;
- (2) mit einer heuchlerischen Regelung zur Vermögensbildung auf Seiten der arbeitenden Bevölkerung, wonach sich die Arbeiter und Angestellten nach 10 Jahren nicht einmal einen Fiat 500 leisten, die Kapitalisten aber an den (sechs Jahre lang den Sparern entzogenen) ‚vermögenswirksamen Leistungen‘ jener Arbeiter und Angestellten in Form billiger Kredite schadlos halten können;
- (3) mit einer auf Verbesserung der Qualifikationsstruktur der Arbeitskraft, insbesondere der natur- und sozialtechnischen Intelligenz, und damit auf Steigerung der profiterhöhenden Arbeitsproduktivität abgestellten Ausbildungsreform.

Die propagierte Sozialliberalität der amtierenden SPD-FDP-Koalition kann so nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Form politischer Herrschaft eine Antwort des fortgeschrittenen Kapitalismus auf die veränderten Relationen zwischen Imperialismus und Sozialismus, genauer: auf die zunehmende ökonomische und politische Kraft der sozialistischen Gesellschaften darstellt, eine Antwort, die notwendigerweise in sich brüchig ist und langfristig nicht aufrechterhalten werden kann. Jene Reaktion des westdeutschen Kapitalismus auf seine sozioökonomischen Probleme und die Herausforderung durch die Fortschritte der sozialistischen Gesellschaften hat deshalb langfristig keine Aussicht auf Erfolg, weil sie nur durchzuhalten ist, wenn staatliche Regulierungspolitik dort ansetzen kann, wo in einem kapitalistisch organisierten Sozialsystem Krisen ihren Ursprung haben: im Produktionsprozeß und in dem dort realisierten Herrschaftsverhältnis von Kapital zu Arbeit. Eine solche Möglichkeit würde sich jedoch nur eröffnen, wenn die vorfindbaren, politisch abgesicherten Verhält-

nisse ökonomischer Herrschaft prinzipiell in Frage gestellt und verändert werden könnten. Da letzteres mit Sicherheit nicht ins politische Kalkül der SPD-FDP-Koalition einbezogen wird, tragen die angeführten gesellschaftspolitischen Maßnahmen wesentlich dazu bei, den Grundwiderspruch des westdeutschen Gesellschaftssystems, die Diskrepanz zwischen einer sich permanent erweiternden Produktionskapazität und einer ebenso permanent nachhinkenden Konsumtionskraft der Massen, eklatant zu verschärfen. Gleichzeitig gerät die SPD-FDP-Koalition in eine zweite Gefahr, die daraus resultiert, daß sie in Gestalt ihrer Reformvorschläge der Bevölkerung Chancen zu einer Demokratisierung der Bundesrepublik vorgaukelt, die nicht realisierbar sind. Es ergibt sich somit das altbekannte Paradoxon des Kapitalismus auch hier: das ‚Bereinigen‘ einer Krise führt lediglich dazu, daß die nächste umso heftiger stattfindet.

5. Im Rahmen der so entstandenen und weiter zunehmenden staatsmonopolistischen Formierung der westdeutschen Gesellschaft leistet Massenkommunikation — das gesamtgesellschaftlich institutionalisierte System für Information und Unterhaltung — einen doppelt funktionalen Beitrag zur Vertiefung und gleichzeitigen Verschleierung von Ausbeutung und Entmündung der bundesrepublikanischen Bevölkerung:

(1) als eine vom westdeutschen Kapital finanzierte Institution, die den Prozeß der profitbringenden Kapitalverwertung dadurch unterstützt, daß sie über Anzeigen und redaktionelles Programm die Konsumbereitschaft der Massen auf einem akzeptablen Niveau hält und in die ‚richtigen‘ Kanäle lenkt;

(2) als ein sowohl von ökonomischen wie politischen Machtgruppen ausnutzbarer Mechanismus, mit dessen Hilfe die aus der kapitalistischen Arbeits- und Lebenspraxis resultierenden Bedürfnisse auf Seiten der Mehrheit der Bevölkerung zu deren Immunisierung durch Anpassung an die bestehenden Verhältnisse ökonomischer Ausbeutung und politischer Entmündigung mißbraucht werden. Die faktische Verpflichtung der Massenmedien auf das politökonomische System Westdeutschlands und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, die vom Klassencharakter der bundesrepublikanischen Gesellschaft produzierte Entfremdungssituation der Bevölkerung zur Wahrung der illegitimen Macht- und Privilegienhierarchie in dieser Gesellschaft auszunützen, entlarven die grundgesetzlich fixierte Forderung nach massenkommunikativer Orientierung und Aufklärung, Kritik und Kontrolle als billige Ideologie.

6. Es läßt sich empirisch einwandfrei belegen, daß die privatwirtschaftlich organisierten wie die öffentlich-rechtlich etablierten Institutionen der Massenkommunikation in der Bundesrepublik deutlich unter der Herrschaft des Kapitals stehen und damit unter der Herrschaft derer, die in profitorientierter Weise über die vorhandenen wie gesellschaftlich möglichen Produktivkräfte verfügen, respektive diese Verfügung politisch absichern. Denn finanzielle Überschüsse und damit profitbringende Investitionsmöglichkeiten, Möglichkeiten zur Nutzung neuester technischer Entwicklungen, ziehen die Medien aus-

schließlich aus dem Insertionsgeschäft; hier können sie nur dann eine lukrative Stellung beziehen, wenn sie der Werbebranche große Publika und den dahinter stehenden Industrien absatzgarantierende Konsumentengruppen offerieren; solche Offerten vermag jedoch nur zu machen, wer sich in extremer Weise den vermeintlichen, nicht zuletzt und gerade von den Massenmedien selber indoktrinierten Interessen des Publikums anpaßt. Das heißt aber — konsequent marktorientiert gedacht —: Anpassung an die größte Gruppe des Publikums und deren soziopsychische Bedingungen. Aufgrund ihrer Klassenlage als abhängig Arbeitende, als durch verselbständigte Parteiapparate und staatliche Bürokratien politisch entmündigte Wähler, als durch ein Ausbildungsdefizit Benachteiligte befinden sich die meiste Leser, Hörer, Zuschauer in einem Zustand forcierter Entfremdung von der gesellschaftlichen, von ihrer eigenen Arbeit wesentlich getragenen Produktions- und Verwaltungsapparatur. Diese Entfremdungssituation provoziert auf Seiten der Betroffenen ein intensives Verlangen nach Möglichkeiten, diesen Zustand, wenn auch nur vordergründig und kurzfristig, aufzuheben. Eine derartige vordergründige und kurzfristige Aufhebung von Entfremdung offerieren die Angebote der Massenmedien auf mehrerlei Weise:

(1) durch Personalisierung gesellschaftlicher Tatbestände, die Abstraktheit und Anonymität, Intransparenz und Komplexität der betrieblichen und verwaltungstechnischen Zusammenhänge, denen der durchschnittliche Leser, Hörer, Zuschauer tagtäglich wehrlos, ohne Möglichkeit der Mit- und Selbstbestimmung ausgesetzt ist, oberflächlich kompensiert;

(2) durch Intimisierung, Privatisierung öffentlich-relevanter Angelegenheiten, die dem Leser, Hörer, Zuschauer, der sich in Beruf und Politik nur in extrem abhängiger Position erfährt, persönliches Beteiligtsein und direkte Kontrolle bei gesellschaftlich wichtigen Ereignissen suggeriert und somit daran hindert, die die Massenmedien bevölkernde politische und sonstige Prominenz als Charaktermasken festgefügtter Herrschaftsverhältnisse zu durchschauen;

(3) durch Vorgaukelung einer illustren Konsumwelt, die den Leser, Hörer, Zuschauer als ‚Kaufkraft‘ auf den Markt treibt und ihn über die Sorge, die akzeptierten Statussymbole für seinen individuellen sozialen Aufstieg zu erwerben, vergessen läßt, daß er mit einem Köder aus Kleinstprivilegien und Ersatzbefriedigungen um sein Recht auf Selbstbestimmung in Ökonomie und Politik gebracht wird;

(4) durch Provozierung und gleichzeitige Betäubung von Angst, welche zu einer verstärkten Anklammerung des Publikums an die Medien führten und so raffinierte Techniken darstellt, die eine erfolgreiche Praktizierung der zuvor genannten journalistischen Verfahrensweisen garantierten.

Die Massenmedien, insbesondere die privatwirtschaftlich organisierten, deren auf dem Markt zu realisierender Tauschwert, deren für die Medien selber und die in ihnen inserierende Industrie profitschaffende Qualität von der Synchro-

nisation ihres Angebots mit den Dispositionen eines Publikums abhängt, das im Verwertungs- und Verwaltungszusammenhang eines staatsmonopolistischen Kapitalismus seiner Fähigkeit, klassenkämpferisch auf Unterdrückung zu antworten, beraubt worden ist —, diese Massenmedien sind somit wesentliche Instrumente eines journalistischen Krisenmanagement, das mit Hilfe ausgeklügelter Befriedungsstrategien dem bestehenden System ökonomischer Herrschaft und politischer Gewalt die Loyalität der abhängigen Massen sichert. 7. Die skizzierten Tatbestände müssen in ihrer Gefährlichkeit vor allem deshalb genau erkannt werden, weil aufgrund der Konsequenzen, die die wissenschaftlich-technische Revolution im Bereich der Massenkommunikation nach sich zieht, die ideologische Kopplung journalistischer, publizistischer Arbeit an die Interessen des westdeutschen Großkapitals sich zunehmend intensiviert. Geht man zunächst nur von der materiell-technischen Basis der Massenkommunikation in der Bundesrepublik aus, so läßt sich folgendes für die Gegenwart feststellen und für die Zukunft voraussagen. Im Pressesektor wird sich die bereits angelaufene tiefgreifende Umstrukturierung der herkömmlichen Produktions- und Vertriebsverfahren insbesondere durch erhöhten Einsatz elektronischer Datenverarbeitungsanlagen und, damit ermöglicht, weitgehende Automatisierung des Produktionsprozesses mit Vehemenz fortsetzen. Im einzelnen heißt das: es werden in Kürze die Möglichkeiten vorhanden sein, Computer zur Steuerung von Schnellsatzmaschinen und Druckanlagen einzusetzen; von der traditionellen Satztechnik zum körperlosen (Licht-)Satz überzugehen; faksimilierte Seiten an andere Druckorte zu übertragen; mehrfarbig zu drucken durch Verbesserung des Hoch- und Offsetdrucks für Zeitungen und des Kupfertiefdrucks für Zeitschriften; und die Nachrichtenbeschaffung mittels Satelliten und anderer neuer Informationstechniken wesentlich zu erweitern. Beim Rundfunk werden sich, da die Sendetechnik bereits heute weitgehend perfektioniert ist, die wesentlichen Verbesserungen vor allem auf Studiotekniken und Übertragungsmöglichkeiten für stereofonische Sendungen konzentrieren. Da aus technischen Gründen im Mittel- und Langwellenbereich keine weiteren Sender mehr arbeiten können und der Kurzwellensektor für einen regional beziehungsweise lokal orientierten Rundfunkbetrieb kaum in Frage kommt, können zusätzliche Hörfunkprogramme nur über weitere UKW-Frequenzen ausgestrahlt werden. Diese Möglichkeit besteht in der Tat: der Bereich von 100 bis 104 MHz läßt die Erschließung von etwa 40 Kanälen und damit die Installierung von 60 leistungstarken UKW-Sendern zu. Ähnlich ist die Situation beim Fernsehen: im Zentrum stehen auch hier (und werden in den nächsten Jahren stehen) die möglichen Verbesserungen der Aufnahme- und Aufzeichnungstechnik insbesondere für Farbprogramme. Die zur Sendung von Fernsehprogrammen verfügbaren Bereiche I (41 bis 48 MHz), II (174 bis 223 MHz), IV (470 bis 582 MHz) und V (582 bis 790 MHz) werden durch die in der Bundesrepublik vorhandenen Stationen okkupiert. Für eine Erweite-

rung der Sendemöglichkeiten kommt lediglich der neu erschlossene Frequenzbereich VI (11,7 bis 12,7 GHz) in Betracht. Allerdings ist dieser Gigahertz-Bereich aufgrund der dort anzutreffenden sehr kleinen Wellenlängen nur für lokal begrenzte Empfangsgebiete nutzbar zu machen. Eine weitere, sehr brisante Möglichkeit innerhalb der Fernsehkommunikation liegt in der forcierten Entwicklung des Satellitenfernsehens, dessen technische und juristische Problematik bisher jedoch noch nicht voll gelöst ist.

8. Die Anwendung der neugeschaffenen Kommunikationstechniken und die Lösung der skizzierten produktions- und vertriebstechnischen Probleme im Bereich der westdeutschen Massenkommunikation erfordern äußerst umfangreiche Investitionen, Investitionen, die — das hat die bisherige Entwicklung der privatwirtschaftlich organisierten Presse wie des öffentlich-rechtlich etablierten Rundfunk- und Fernsehsystems eindeutig gezeigt — von den Massenmedien nur durch eine Forcierung des Werbegeschäfts aufgebracht werden können. Dieses Geschäft blüht jedoch nur, wenn die Medien der werbungstreibenden Industrie Leser- und Zuschauermärkte anbieten können, auf denen sich die Kaufkraft der Massen konzentriert. Solche Märkte lassen sich allerdings allein von jenen massenmedialen Institutionen herstellen, die aufgrund ihrer besseren Kapitalausstattung die neuesten kommunikationstechnischen Möglichkeiten im Konkurrenzkampf einsetzen können. Der Konkurrenzkampf vollzieht sich dabei nicht nur zwischen den privatwirtschaftlich arbeitenden Zeitungs- und Zeitschriftenverlagen, sondern auch (und zunehmend schärfer) zwischen diesen Verlagen und den Rundfunk- und Fernsehanstalten. Letzteres wird insbesondere aufgrund der Chance der Verleger, zusammen mit der Elektronik- und Chemi-Industrie die profitable Nutzung des Kassettenfernsehens und der Bildplattenkommunikation in die Hände zu bekommen, immer sichtbarer. Immer sichtbarer wird jedoch vor allem, daß aufgrund des Konkurrenzkampfes zwischen den Medien sowohl im privatwirtschaftlichen wie öffentlich-rechtlichen Bereich der westdeutschen Massenkommunikation zukünftig nurmehr einige wenige Blöcke publizistischer Macht existieren werden: bereits heute gilt die Hälfte der gegenwärtig noch eigenständig arbeitenden publizistischen Einheiten der bundesdeutschen Presse (das dürften zur Zeit rund 150 sein) als finanziell extrem gefährdet; gleiches trifft auf fast die Hälfte der Landesrundfunkanstalten und vor allem auf das ZDF zu (beispielsweise dürften selbst die ökonomisch gut situierten Anstalten aus Kostengründen nicht in der Lage sein, die bald zur Verfügung stehenden Giga-Hertz-Frequenzen zur Entwicklung von Lokalstationen zu nutzen; hier wird die „Infestitionsfreudigkeit“ der Privatwirtschaft geradezu provoziert). Die sich solchermaßen zusammenballende, von harten Profitabsichten gesteuerten publizistischen Machtzentren, deren öffentlich-rechtlich institutionalisierter Teil aufgrund der Möglichkeiten des Kassettenfernsehens, der Bildplatten- und besonders der Giga-Hertz-Wellenkommunikation zudem der Auflösung ent-

gegenzugehen droht, sind dann ohne weiteres imstande, endlich massiv zu versuchen, was heute noch nicht ganz gelingen will: nämlich die durch ihre Arbeits- und Lebenspraxis unterdrückten Massen zu einer (selbstverständlich sozialwissenschaftlich ausgezeichnet fundierten) apathischen Identifikation mit ihrem Zustand als materiell, psychisch und intellektuell Ausgebeutete zu bringen.

9. Jenen, die im Bereich der westdeutschen Massenkommunikation arbeiten, sind die ideologischen Funktionen der Massenmedien innerhalb des staatsmonopolistischen Kapitalismus nicht verborgen geblieben. Es gibt allerdings bisher nur wenige Journalisten in Presse, Rundfunk und Fernsehen, die gegen die Vereinnahmung ihrer publizistischen Tätigkeit durch undemokratische Herrschaftsinteressen konsequent zu protestieren versuchen. Dieser Journalistenprotest kam — historisch gesehen — auf, als sich — nach der langen Rekonstruktionsphase der Bundesrepublik — etwas in Westdeutschland ereignete, über das die Mehrheit der Bevölkerung längst hinweg zu sein glaubte: nämlich die Organisierung, außerparlamentarisch formierten Widerstandes gegen das westdeutsche Gesellschaftssystem und dessen — durch seine ökonomischen Herrschafts- und politischen Gewaltverhältnisse bedingten — Unterdrückungszusammenhang. Diese Situation stellt insofern den Ausgangspunkt jenes Journalistenprotests dar, als viele Redakteure und Reporter bei der Berichterstattung über den sich bildenden systemkritischen Widerstand und die daraus resultierenden Aktionen von ihren jeweiligen Verlegern, Chefredakteuren, Intendanten hart reglementiert wurden und so — in den meisten Fällen zum ersten Mal — nachdrücklich erfahren mußten, daß ihr liberales Selbstverständnis — ihr Anspruch auf intellektuelle Unantastbarkeit und kritischen Individualismus — kein Fundament hatte. Auf der Suche nach diesem Fundament entwickelten sich dann in einigen westdeutschen Presse- und Rundfunk-/Fernsehredaktionen Kämpfe um Statute, mit deren Hilfe die offenbar bedrohte Journalistenfreiheit wiederhergestellt werden sollte. Das gegenwärtige Ergebnis der Statutenkämpfe sieht — zunächst quantitativ betrachtet — folgendermaßen aus. Einige wenige Verlage und Redaktionen arbeiten auf der Basis von Statuten zusammen, die zumeist als Teil des Dienstvertrages interpretiert werden: STERN, MANNHEIMER MORGEN, SAARBRÜCKER ZEITUNG, HANNOVERSCHER PRESSE; in weiteren Redaktionen — vor allem in solchen von Tageszeitungen — werden mögliche Statutenregelungen diskutiert: ABENDZEITUNG, SÜDDEUTSCHE ZEITUNG. Zwischen drei Verlagen von Tageszeitungen und deren Redaktionen sind sogenannte ‚publizistische Grundsätze‘, ‚redaktionelle Leitsätze‘ ausgehandelt worden: NEUE RUHR-ZEITUNG, GENERALANZEIGER DER STADT WUPPERTAL, RHEIN-ZEITUNG. Dazu kommt, daß sich innerhalb der Rundfunkanstalten einige Redakteursversammlungen und Redaktionsausschüsse konstituiert haben, in denen zum Teil Statute diskutiert und verabschiedet wurden: WDR, BR, SDR,

DEUTSCHE WELLE, ZDF. Die verlags- und redaktionsinternen Auseinandersetzungen um Statute haben außerdem dann dazu geführt, daß mittlerweile auch die entscheidenden Verbände im Bereich der westdeutschen Massenkommunikation Entwürfe zur gesetzlichen und/oder vertraglichen Fixierung der Journalistenfreiheit, auch innere Pressefreiheit genannt, anbieten: die IG Druck und Papier, zu der auch die Deutsche Journalisten-Union (DJU) gehört, hat bereits Anfang 1968 ein ‚Bundes-Presserahmengesetz für Zeitungen und Zeitschriften‘ vorgelegt; der Gesamtvorstand des Deutschen Journalisten-Verbandes (DJV) zog 1969 mit dem ‚Entwurf eines Tarifvertrages für die Abgrenzung der Kompetenz von Verlag und Redaktion‘ nach; und im Februar 1970 trat schließlich der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (BDZ) mit dem ‚Entwurf eines Vertrages über die Zusammenarbeit Verleger—Redakteur‘ auf den Plan.

10. Ohne hier in die Details der einzelnen Statute und Gesetzesentwürfe, zu denen sich mittlerweile noch der ‚Entwurf eines Gesetzes zum Schutze freier Meinungsbildung‘ des so titulierten Arbeitskreises Pressefreiheit gesellt hat, gehen zu wollen, kann doch folgendes festgehalten werden. Progressiv war und ist an den Statuten und den Auseinandersetzungen um diese der Versuch demokratisch engagierter Journalisten, über Form, Inhalt und Ergebnis ihrer Arbeit mitentscheiden und dementsprechend ihren Tätigkeitsbereich strukturieren zu wollen. Kritisch diskutiert werden muß jedoch, ob ein solcher demokratischer Anspruch mit Regelungen zu sichern ist, deren zentrale Sätze sind: „Zusammenarbeit von Verleger (Herausgeber) und Redakteuren ist bestimmt durch die öffentliche Aufgabe der Presse“ (Entwurf des DJV) und „Kein Redakteur oder Mitarbeiter ... darf gezwungen werden, etwas gegen seine Überzeugung zu tun, zu schreiben oder zu verantworten. Aus einer Weigerung darf ihm kein Nachteil entstehen“ (STERN-Statut, Artikel II). **Denn beide Formulierungen, die sich übrigens sinngemäß im Statut der WDR-Journalisten wiederfinden, gehen — nimmt man sie als Sätze, die eine ganze Argumentationskette auf den Begriff bringen — von der Vorstellung aus, daß demokratisierende Reformen im massenkommunikativen Bereich möglich sind, indem man auf einen Topos (Öffentliche Aufgabe der Massenmedien) einer mittlerweile mehr als problematisierten Parlamentarismus-Konzeption zurückgreift und auf die juristische Absicherung eines individualistisch orientierten Journalisten-Freiheitsrechtes setzt. Gerade die politökonomische Entwicklung der westdeutschen Massenkommunikation hat aber doch gezeigt, daß einer Argumentation, die sich auf die so genannte öffentliche Aufgabe der Massenmedien und die Unantastbarkeit der Journalistenfreiheit (verstanden als Individualrecht) bezieht, jeder realgesellschaftliche Boden entzogen und einer — dieser Argumentation folgenden — Praxis kaum eine Chance gegeben ist. Damit soll die Notwendigkeit für Journalisten, sich an ihrem Arbeitsplatz selbst zu organisieren und — ausgehend von ihrem Arbeitsplatz — die Insti-**

tution, in der sie tätig sind, zu demokratisieren, in gar keiner Weise bestritten werden. Fragen müssen sich jedoch die Journalisten, die diese Notwendigkeit eingesehen haben, in welchem Horizont gesellschaftlicher Verhältnisse sie sich bewegen und in welcher Perspektive sie ihr politisches Handeln interpretieren.

11. Grundsätzlich müssen um Demokratisierung bemühte Journalisten davon ausgehen, daß die privatwirtschaftlich arbeitenden wie die öffentlich-rechtlich installierten Massenmedien in ihrem Informations- und Unterhaltungsangebot die Grundlagen des westdeutschen Gesellschaftssystems kaum in Frage stellen können, da Presse, Rundfunk und Fernsehen durch Bindung an das auf Werbung angewiesene (Groß-)Kapital und — was vor allem Rundfunk und Fernsehen betrifft — durch Verflechtung mit den politischen Machtgruppen hart in dieses Gesellschaftssystem eingepaßt sind. Die Massenmedien müssen aufgrund ihrer politökonomischen Lage und der Ausbeutungs- und Entfremdungssituation ihres Publikums solche Informations- und Unterhaltungstechniken anwenden, die das Denken und Handeln der Bevölkerung so regulieren, daß es den profit- und wahlstimmenorientierten Interessen der ökonomisch und politisch Herrschenden entspricht. Das bedeutet aber: der Kampf um eine Demokratisierung der Massenkommunikation muß zwar innerhalb dieses Bereiches vorbereitet werden — entschieden wird er aber dort, wo das kapitalistische System an seinem nervus rerum getroffen wird: in der materiellen Produktion. Und das wiederum bedeutet: die Auseinandersetzung um die innerbetriebliche Mitbestimmung der Journalisten in Verlagen und Rundfunk/Fernseh-Anstalten muß in Zusammenhang gebracht werden mit dem Vortreiben der inner- und überbetrieblichen Mitbestimmung insbesondere im Sektor der materiellen Produktion. Letzteres ist vor allem deshalb unabdingbar, weil sich in den industriellen Großbetrieben das Gros der Teilnehmer an der Massenkommunikation befindet — ein Gelingen der demokratisierenden Reformen innerhalb der Massenmedien jedoch nur Erfolg haben kann, wenn diese Reformen von der Masse des Publikums unterstützt werden. Das dürfte aber realistischerweise erst eintreten, wenn das Publikum sich instand gesetzt sieht, über seine tagtägliche Arbeits- und Lebenspraxis effektiv mitentscheiden und daher auf Verführungs- und Verschleierungsmanöver der Massenmedien verzichten zu können. Aus dem Zwang, das Bemühen um Mitbestimmung im massenkommunikativen Bereich kombinieren zu müssen mit dem Kampf aller Arbeitenden gegen ihre ökonomische und politische Abhängigkeit, ergibt sich für Journalisten als wichtigste Konsequenz die Notwendigkeit, sich in einem politischen Zusammenhang zu organisieren, in dem die Mitbestimmungssaktionen der Journalisten einer Demokratisierungsstrategie für die Masse der abhängig Arbeitenden integriert werden. Vorformen einer solchen Organisation können regional oder überregional konstituierte Selbsthilfegruppen sein: als Beispiele sind hier das neu gegründete Autorenbüro e. V. oder die bisher ausschließlich auf privater Basis fundierten Arbeitskreise kritischer

Journalisten. Bei der Entwicklung dieser und ähnlicher Institutionen sollte jedoch stets bedacht werden, daß sie lediglich Provisorien, Hilfskonstruktionen darstellen und daß die in ihnen artikulierten Interessen auf Mit- und Selbstbestimmung langfristig nur realisierbar sind, wenn sie sich Organisationen anschließen, die allein — aufgrund der von ihnen vertretenen Masse der Arbeiter und Angestellten — prinzipielle Veränderungen der Herrschaftsstruktur Westdeutschlands erzwingen können. Eine solche Organisation ist zunächst der DGB (hier: die IG Druck und Papier und die ihr angeschlossene Deutsche Journalisten-Union). In die Betrachtung muß aber auch die Deutsche Kommunistische Partei einbezogen werden, die heute die einzige politische Organisation in der Bundesrepublik ist, die ein antiintegrationistische Arbeiter- und Angestelltenpolitik verfolgt. Innerhalb des DGB wie in der DKP wäre es Aufgabe der Journalisten, ihre Interessen in Auseinandersetzung mit jenen zu klären und zu verfolgen, von deren Arbeit das Gesellschaftssystem der Bundesrepublik existiert und für die so auch der Bereich der Massenkommunikation (als Möglichkeit der Teilnahme am gesamtgesellschaftlichen Geschehen) da zu sein hat. In jenen Organisationen wäre es außerdem Aufgabe der Journalisten, darauf zu dringen, daß Voraussetzungen und Wirkungen der Massenmedien permanent unter wissenschaftlicher Kontrolle gehalten und Kommunikationsprojekte gestartet und weiterentwickelt werden, die im Unterschied zu den vorhandenen Massenmedien nicht an den suggerierten und manipulierten Bedürfnissen der arbeitenden Bevölkerung, sondern auf deren objektivem Interesse an Solidarität und Selbstbestimmung ausgerichtet sind. Die Forderungen, die Journalisten an DGB und DKP richten oder dort durchsetzen wollen, hätten dabei daraufhin geprüft zu werden, ob sie eher auf Realisierung journalistischer Sonderinteressen (insbesondere solcher ökonomistischer Art) oder aber auf Verfolgung einer politisch-systematisch angelegten Strategie in sozialistischer Perspektive zielen.

12. Die genauere Beantwortung der Frage, ob und inwieweit sich im Bereich von Presse, Rundfunk und Fernsehen eine konsequente Demokratisierung einleiten läßt, muß zunächst von der unterschiedlichen Situation privatwirtschaftlich organisierter und öffentlich-rechtlich eingerichteter Massenmedien ausgehen. Eindeutiger als im Rundfunk- und Fernsehsystem geht es im Zeitungs- und Zeitschriftensektor um den Zusammenhang von Kapitalkonzentration, Kapitalzentralisation und Informationsfreiheit, um die Auswirkung der Monopolisierung publizistischer Macht zu Zwecken der Profitmaximierung auf die Möglichkeit der Bevölkerung, gesellschaftsrelevante und aufklärende Kenntnisse über ihre Existenzbedingungen zu bekommen. Unterstellt man, daß die Monopolisierung publizistischer Macht aus Gründen besserer Kapitalakkumulation die Chance, sachgerecht über gesellschaftliche Tatbestände informiert und von bewußtseinsdeformierender Unterhaltung verschont zu werden, abschafft, fällt dem Problem der Kapitalkonzentration, Kapitalzentralisation im

massenkommunikativen Bereich entscheidende Bedeutung zu. Dabei ist zunächst wichtig, welche Formen der — durch Kapitalkonzentration ermöglichten — Zentralisation im Pressesektor vorliegen. Drei solcher Formen lassen sich unterscheiden: die horizontale Zentralisation, worunter das Zusammenfassen von Unternehmen gleicher Produktionsstufe zu verstehen ist (Beispiel: Heinrich Bauer Verlag, Hamburg, mit seinen diversen Zeitschriften); die vertikale Zentralisation, womit die Verbindung verschiedener Produktionsstufen von der Rohstoffquelle (Holz) bis zum Fertigprodukt (Zeitung) gemeint ist (Beispiel: die Beteiligung des Springer-Konzerns an Holding-Gesellschaften der Papier-Branche); und die diagonale Zentralisation, die als Betätigung branchenfremder Unternehmen im Pressebereich in Erscheinung tritt. Bezogen auf diese drei Formen der Zentralisation publizistischer Macht könnte ein erster Schritt zur Entflechtung der Massenmedien aus der privatkapitalistischen Ökonomie in einer Kontrolle der vertikalen und diagonalen Zentralisation bestehen, wodurch (in allerdings begrenztem Maße) nicht-publizistische Interessen aus dem Pressesektor herausgehalten würden. Ein solcher Versuch, vertikale und diagonale Zentralisation zu kontrollieren, kann jedoch vorerst nur theoretisch anvisiert werden, denn er ist genauso wenig wie eine Überwachung der horizontalen Zentralisation parlamentarisch durchsetzbar. Außerdem würde eine Zentralisationskontrolle, die lediglich auf Verbote und Beschränkungen weiterer Fusionen aus ist, qualitativ auch wenig ändern, sondern den bestehenden Zustand nur zementieren. Eine Kontrolle aber, die mit einer Entflechtung vertikal und diagonal zentralisierter Unternehmen einherginge, müßte konsequenterweise die Frage nach der Legitimität des Instituts der privaten Kapitalverwertung stellen. Wie die Antwort auf eine solche Frage heute ausfallen muß, braucht sicher nicht expliziert zu werden; einen Vorgeschmack davon gibt die offensichtliche Unfähigkeit der SPD-FDP-Koalition, sich auf ein Bundespresseggesetz zu einigen. Dennoch sollten Zentralisationskontrolle, Enteignung und Entflechtung bedrohlicher Pressegeiganten als Vorschläge beibehalten, präzisiert und immer wieder öffentlich propagiert werden. Die zuvor erwähnten Organisationen der Lohn- und Gehaltsabhängigen könnten eine aus Arbeiter- und Angestelltenvertretern, Journalisten und Wissenschaftlern bestehende Kommission gründen, die solche und ähnliche Vorschläge auszuformulieren und ihre Realisation vorzubereiten hätte —, wobei von dem zentralen Zusammenhang zwischen betrieblicher wie überbetrieblicher Mitbestimmung der arbeitenden Bevölkerung und der entpolitisierenden Wirkung der herrschenden Massenmedien auszugehen wäre.

13. Ein weiterer Schritt in Richtung auf eine Demokratisierung der privatwirtschaftlich betriebenen Massenmedien könnte darin bestehen, eine spezielle Form von Mitbestimmung in Institutionen der Massenkommunikation einzuführen; nämlich eine Form, die sich mit der für alle Unternehmen herzustellenden Mitbestimmung der Arbeiter und Angestellten zu verbinden, aber vor allem auf

das Verhältnis Journalist-Verleger zu richten hätte. Diese Form von Mitbestimmung müßte — wie es einige der vorliegenden Redaktionsstatute bereits tun — davon ausgehen, daß die Journalisten — als eigentliche Produzenten des massenmedialen Informations- und Unterhaltungsangebots — über Qualität, Herstellung und Verwendung ihrer Arbeiten selbst zu entscheiden haben und an der Nutzung des erwirtschafteten Gewinns zu beteiligen sind. Der Verleger wäre somit lediglich der vom Journalistenkollektiv (und dem Repräsentationsgremium der anderen Betriebsangehörigen) gewählte Geschäftsführer, der die kaufmännische Organisation zu leisten hätte. Hierbei kann allerdings die Forderung nach Mitbestimmung im privatwirtschaftlich geregelten Sektor der Massenkommunikation nicht stehenbleiben; denn damit wäre das Problem der Publikumsmitbestimmung, also der Einflußnahme der Zeitungs- und Zeitschriftenleser auf den ihnen offerierten Informations- und Unterhaltungsstoff, noch nicht gelöst. Dieses Problem muß aber angegangen werden, wenn die Demokratisierung der Massenmedien und die dann von ihnen möglicherweise bewirkte Politisierung des Publikums sichergestellt sein soll. Eine derartige Mitbestimmung des Publikums wäre denkbar in Form von Beiräten, die den Journalistenkollektiven zugeordnet und in denen die Organisationen, die die Interessen der arbeitenden Bevölkerung vertreten, präsent sind. Vor diesen Beiräten müßten die Journalistenkollektive die Redaktionspolitik und die kaufmännischen Direktorien die Finanzsituation offenlegen. In Weiterführung einer solchen Strategie, den lohn- und gehaltsabhängigen Massen Einflußnahme auf die Massenmedien zu gewährleisten, sollte noch eine andere Möglichkeit, die derzeitige Verkettung der Massenkommunikation mit den Absichten eines staatsmonopolistischen Kapitalismus aufzusprengen, überlegt werden. Eine derartige Möglichkeit könnte die Gründung von (sinnvollerweise regional begrenzten) Anzeigengenossenschaften bieten. Denn dadurch ließe sich die werbungtreibende Industrie als Bindeglied zwischen Massenkommunikation und bestehenden Herrschaftsverhältnissen angreifen und eine Trennungslinie zwischen ökonomische und publizistische Macht legen. Aufgabe einer solchen Genossenschaft, die zweifellos erhebliche, unbedingt zu diskutierende Probleme mit sich bringt, wäre es, die von der werbungtreibenden Industrie und ihren Agenturen angebotenen Inserate auf ihren sachlichen Gehalt zu prüfen, zu verteilen und die eingehenden Anzeigenerlöse nach einem bestimmten Schlüssel die angeschlossenen Presseverlage weiterzugeben. Dadurch hätte die Werbeindustrie nicht mehr die Möglichkeit, zwischen wichtigen und unwichtigen Reklameträgern zu unterscheiden, und die Privatunternehmen der Massenkommunikation wären dem Zwang, im Hinblick auf die Großinserenten um jeden Preis attraktiv zu sein, nicht mehr unmittelbar ausgesetzt. Die Anzeigengenossenschaften selber sollten durch Vertreter der angeschlossenen Journalistenkollektive, kaufmännischen Direktorien und Publikumsbeiräten gemeinsam verwaltet werden.

14. Schließlich wäre zu diskutieren, ob und wie die privatkapitalistischen, wenn auch durch eine spezielle Form von Journalisten- und Publikumsmitbestimmung sowie eine weitgehende Lösung von der werbungstreibenden Industrie bereits demokratisierten Unternehmen der Massenkommunikation in Anstalten des öffentlichen Rechts umgewandelt werden sollten. Dazu müßten allerdings — und damit werden jetzt auch die Vorschläge und Statuten für die bestehenden Rundfunk- und Fernsehanstalten angesprochen — drei Probleme gelöst werden, die die gegenwärtige Situation der öffentlich-rechtlich eingerichteten Massenmedien kennzeichnen: die Frage der innerbetrieblichen Mitbestimmung; die Form der Repräsentanz der so genannten gesellschaftlich relevanten Gruppen in den Programm- und Verwaltungsräten; und die enge Verflechtung dieser Anstalten, insbesondere über die ihnen angegliederten Werbegesellschaften, mit der Privatwirtschaft. Für die innerbetriebliche Mitbestimmung in den öffentlich-rechtlichen Anstalten müßte dabei das nämliche gelten, was zuvor schon hinsichtlich der privatkapitalistisch arbeitenden Medien gefordert worden war: diese Mitbestimmung hätte sich ebenso auf das Verhältnis der Arbeiter und technischen Angestellten zu Rundfunkrat, Verwaltungsrat, Intendanz wie auch auf das Verhältnis der Journalisten zu den gleichen Instanzen zu beziehen. Die Organisation der journalistischen Interessen könnte hier ebenfalls in Arbeitskollektiven stattfinden, möglicherweise etabliert auf dem Niveau von Rundfunk- und Fernsehabteilungen. Aus den Arbeitskollektiven müßten dann gewählte Vertreter in einem übergeordneten Rat für Programm- beziehungsweise Redaktionsgestaltung delegiert werden, der zusammen mit einem Publikumsgrremium, in das die Organisationen der arbeitenden Bevölkerung ihre Abgesandten schicken, die Intendanz (Koordinationsschuß) zu bestellen und einen die Geschäfte führenden Verwaltungsrat zu ernennen hätte. Der Rat für Programmgestaltung, der Verwaltungsrat und die Intendanz müßten dazu verpflichtet werden, periodisch vor dem Publikumsgrremium Redaktions- und Finanzpolitik klarzulegen. Langfristig gesehen sollte das Publikumsgrremium in jeder Kommunikationsanstalt des öffentlichen Rechts das oberste Entscheidungskomitee sein, das dann auch die journalistischen Arbeitskollektive zu berufen und mit diesen zusammen Intendanz und Verwaltungsrat zu benennen hätte. Jenes Entscheidungskomitee müßte außerdem Delegierte für die Verwaltung von Anzeigen- beziehungsweise Werbegesellschaften bestimmen, die ebenfalls öffentlich-rechtlichen Status erhalten und für die Verteilung der Inserate, Werbesendungen und -filme wie für die Weitergabe der aus diesem Geschäft fließenden Erlöse sorgen sollten. In einer solchen Anzeigen- oder Werbegesellschaft wären alle Presse-, Rundfunk- und Fernsehinstitutionen einer Region Mitglieder; sie würde dementsprechend von den Delegierten dieser Institutionen gemeinsam verwaltet.

15. Die hier vorgebrachten Argumente für eine Organisation von Journalisten, die die Einleitung einer konsequenten, auf die Interessen und Bedürfnisse der bis-

lang in Westdeutschland ausgebeuteten und entmündigten Klasse der abhängig Arbeitenden gerichtete Demokratisierung zum Ziel hat, mußten notwendigerweise skizzenhaft, andeutend bleiben. Sie bedürfen allerdings nicht nur einer weiteren Diskussion, Präzisierung, Modifizierung; sie müssen darüberhinaus in Aktionen der Betroffenen auch erprobt und einer praktischen Kritik unterzogen werden. Alle Demokratisierungsversuche im Bereich der Massenkommunikation sollten dabei in sich aufnehmen, daß die Auseinandersetzung um Mitbestimmung von Journalisten nur dann eine Erfolgchance hat, wenn sie sich mit dem Kampf der Mehrheit der Bevölkerung um effektive Entscheidungsmöglichkeiten in Ökonomie und Politik verbindet —, mit einem Kampf, dessen Ausgang von der herzustellenden Solidarität zwischen arbeitenden Massen und wissenschaftlich ausgebildeter Intelligenz bestimmen wird. Erst innerhalb eines solchermaßen abgesteckten gesellschaftspolitischen Horizonts läßt sich eine konsequente Strategie unter der Devise „Medien für die Massen, nicht für die Monopole“ formulieren und verfolgen.

Organisationsmodelle für Autoren — Zwischenbilanzen

In den vergangenen Jahren ergriffen Schriftsteller, Journalisten, Publizisten, Übersetzer, Regisseure, Redakteure u. a. verschiedene Initiativen für die Demokratisierung ihrer Arbeitsbedingungen. Inzwischen ist vielen Angehörigen der Intelligenz klargeworden, daß wirksame Organisationen der Interessenvertretung und der praktischen Solidarität der Autoren gegen die Macht der Meinungsmonopole notwendig sind. Freilich sind die Vorstellungen über Form und Realisierung solcher Organisationen mit Auseinandersetzungen verbunden, die die Beteiligten oftmals ratlos machen. Dieser Zustand begünstigt die Herrschenden, die ihre Strategie und Taktik keineswegs so einheitlich und selbstsicher beherrschen, wie das vom Schreibtisch des literarischen Einzelarbeiters aussehen mag. Die Diskussion über die Praxis der Literaten im gesellschaftlichen Prozeß hat erst begonnen. Vom 21. bis 23. November 1970 findet in Stuttgart der erste Kongreß des Verbands (West-) Deutscher Schriftsteller (VS) statt. Es gibt inzwischen über 3000 Mitglieder dieses Verbands. Redaktion „kürbiskern“ beteiligt sich an der Diskussion über Gegenwart und Zukunft der Schriftsteller in unserem Land. In diesem Heft veröffentlichten wir — neben dem Aufsatz von Horst Holzer — Zwischenbilanzen bestehender Organisationsmodelle: Dieter Lattmann vom VS, H. D. Müller vom Autoren-Büro, Statut und Programm der Literaturproduzenten (die Diskussionsgrundlage der III. Arbeitstagung der Literaturproduzenten in München vom 3. bis 5. 4. 1970). Red.

Dieter Lattmann
Schriftsteller in der Arbeitswelt

15 Monate VS

Der Verband deutscher Schriftsteller (VS) wurde — am 8. Juni 1969 — gegründet, um jahrzehntelang Versäumtes nachzuholen. In der Nachkriegszeit besaßen westdeutsche Schriftsteller wenig Neigung, sich als Gruppe zu organisieren. Die Reichsschrifttumskammer, jene Perversion, der die Schriftstellerverbände der

Weimarer Republik 1933 unterworfen wurden, reichte als Erfahrung aus, um die geborenen Einzelgänger noch stärker als früher zu vereinzeln. Das Resultat: Die gesellschaftliche Entwicklung ging über die Autoren hinweg. Aus freien Schriftstellern wurden unterprivilegierte Worturheber, ohne Tarifschutz, abhängig von den Massenmedien und der Verlagsindustrie.

Seit Heinrich Böll bei der VS-Gründung in Köln das „Ende der Bescheidenheit“ forderte und zahlreiche Autoren sich mit dem Programm des Schriftstellerverbandes solidarisierten, zeichnen sich neue Positionen in der Auseinandersetzung um die Rechte der Schreibenden aller Art ab. Was hat der VS bisher zustandegebracht und was zählt zu den dringendsten Forderungen der nächsten Zeit? Erreicht wurde:

1. Die Mitgliedschaft von nahezu 3000 Schriftstellern und Publizisten — von Romanciers und Lyrikern über Jugendbuchautoren, Bühnenschriftsteller und Sachbuchschreiber bis zu Kritikern, Übersetzern und Wissenschaftlern. Unter ihnen in großer Zahl Namen von öffentlichem Gewicht und internationaler Geltung.
2. Der Aufbau einer handlungsfähigen Bundesgeschäftsstelle in München sowie einer Gliederung in Landes- und Fachgruppen von gegenwärtig allerdings noch unterschiedlichem Arbeitsvermögen.
3. Die soziale Misere der Schriftsteller wurde den politisch Verantwortlichen und der Öffentlichkeit durch Pressearbeit, Funk- und Fernsehbeiträge sowie Veranstaltungen (Diskussionen) bewußt gemacht. Die VS-Initiativen erlangten Publizität.
4. Die Sozialenquete zur Situation der Schriftsteller in der Bundesrepublik — Grundlage für das angestrebte Sozialwerk — ist in greifbare Nähe gerückt. Die Finanzierung (bis zu DM 100 000,—) soll durch Regierungsauftrag oder über die Kultusministerkonferenz erfolgen. Die Entscheidung darüber wird von den Bundestagsfraktionen voraussichtlich bis zum Schriftstellerkongreß im November getroffen.
5. Alle drei Bundestagsfraktionen haben dem VS die Realisierung der geforderten Urheberrechtsnovelle möglichst innerhalb der laufenden Legislaturperiode zugesagt. Entsprechende Initiativanträge sind gestellt. Die Gesetzesänderung soll den Autoren unter anderem Honorare für Schulbuchbeiträge und Tantiemen für die Buchausleihe durch öffentliche Bibliotheken wie Werkbüchereien garantieren.
6. Das Sozialwerk der Schriftsteller läßt sich durch die Novelle zur Urheberrechtsgesetz nach den Plänen des VS verwirklichen: Bei rund 85 Millionen Buchausleihen pro Jahr in der BRD ergibt die angestrebte Gebühr von 10 Pfennig (halb Honorar und halb Sozialabgabe) jährlich den Betrag von DM 4 250 000,— für das Autoren-Sozialwerk. Daraus sollen bestritten werden: Altersversorgung für Schriftsteller, Unterstützung in Notfällen, Arbeitsförderungen für junge Autoren.

7. Der VS war beteiligt an der Verhinderung der Ratifizierung des Stockholmer Protokolls für die Entwicklungsländer. Es sah vor, kulturelle Entwicklungshilfe durch partielle Enteignung der Autoren (analog zum Schulbuchparagrafen) zu betreiben. Der VS tritt für kulturelle Entwicklungshilfe ein, jedoch nicht ohne ausreichende Entschädigung der Urheber.

8. Mit den VS-Informationen hat der Schriftstellerverband gemäß seinem Vorhaben ein Organ zur Unterrichtung der Mitglieder und der Öffentlichkeit geschaffen. Die gedruckten Mitteilungen erscheinen seit März 1970 zunächst einmal im Vierteljahr.

9. Der VS hat Kontakt mit zahlreichen Schriftstellerorganisationen des Auslands hergestellt. Er ist Mitglied der International Writers Guild (Internationale Schriftstellergewerkschaft), auf deren Kongreß in Moskau im Juli 69 die VS-Delegationen Verbindung zu siebzehn Mitgliedsverbänden aus Ost und West knüpfen konnte.

10. Nach der ersten VS-Delegiertenversammlung im April dieses Jahres in Hannover — sie war vorwiegend intern sachorientiert — und nach der Erprobung durch regionale Veranstaltungen hat der VS die organisatorische Vorbereitung seines ersten Schriftstellerkongresses so gut wie abgeschlossen. Der Kongreß (gleichzeitig Mitgliederversammlung) findet vom 21. bis 23. November in Stuttgart statt. Sein Motto lautet: Einigkeit der Einzelgänger — Schriftsteller in der Arbeitswelt. Neben Sach-Diskussionen in Gegenwart der Presse steht am Samstag, den 21. 11., eine öffentliche Großveranstaltung unter dem Tagungsmotto auf dem Programm. Rednerliste u. a.: Bundeskanzler Willy Brandt, Heinrich Böll, Günter Grass, Martin Walser. Der Kongreß dient vor allem der Aufgabe, das Selbstverständnis der Schriftsteller in der Gesellschaft neu zu definieren und die Forderungen des VS weithin vernehmbar zu artikulieren. Die innere Auseinandersetzung über gesellschaftspolitische Auffassungen ist Bestandteil dieses Prozesses. Nicht zuletzt über die Erfüllung sozialer Forderungen hofft der VS die Übereinstimmung zu erreichen, die ihm zunehmend auch als gesellschaftskritisches Instrument Gewicht und Arbeitsbasis gibt. Die Einigkeit der Einzelgänger kann nur gelingen, wenn sie Konflikte im eigenen Lager nicht scheut und sich konsequent als Experiment auffaßt. Die Paradoxie der Ausgangslage gehört zum Konzept.

Noch nicht erreicht:

1. Zwar hat der VS gemeinsam mit den Verbänden der Journalisten, der Komponisten, mit der Rundfunk-Fernseh-Film-Union und der Bühnengenossenschaft zur Verhandlung mit Rundfunk und Fernsehen die AFM (Arbeitsgemeinschaft der freien Mitarbeiter) ins Leben gerufen und erste Verhandlungen mit den Intendanten der ARD geführt. Doch die Forderung nach neuen tarifartigen Honorar- und Arbeitsbedingungen auf der Basis zweiseitiger Gleichberechtigung wird von der Gegenseite noch keineswegs ausreichend anerkannt. Weitere Verhandlungsrunden sollen das Blatt wenden.

2. Zwar hat eine VS-Delegation im November 69 die Verhandlungen mit den Verlegern über Musterverträge nach skandinavischem Modell aufgenommen, aber auch hier war der erste Schritt nicht mehr als ein Vortasten in eine Zone mangelnder Bereitschaft. Die Autoren müssen die Überzeugungskraft ihrer Argumente verbessern und ihren Zusammenhalt steigern, um mit den Verlegern zu tarifartigen Grundsatzvereinbarungen zu gelangen.

3. Nicht erst seit die VS-Mitglieder Günter Grass, Siegfried Lenz, Paul Schallück, Gerhard Zwerenz und Lattmann am 4. Februar 70 mit dem Bundesvorstand des DGB auf dessen Einladung in Düsseldorf zusammentrafen, ist die Frage der gewerkschaftlichen Organisation der Schriftsteller aktuell. Der VS hat sich vorerst vorgenommen, *wie* eine brauchbare Gewerkschaft zu handeln. Das Problem des Anschlusses etwa an die IG Druck und Papier ist ungelöst, auch Stuttgart wird kein Patentrezept bringen. Fest steht: Die Zwänge der Arbeitswelt weisen die Autoren in die gewerkschaftliche Richtung.

4. Eng damit zusammen hängt die bisherige Einstufung der Schriftsteller als „Unternehmer“, die wie Teppichhändler und Konservenfabrikanten der Umsatzsteuer unterliegen. Der VS bleibt bemüht, diese Absurdität zu beenden. Fällt der Unternehmerstatus, kommt die Tariffähigkeit. Im europäischen Ausland gibt es lehrreiche Beispiele.

5. Mit der Vorstellung von Mitbestimmung, redaktionell und später auch wirtschaftlich, ist der VS in Sachen der Schriftsteller über das deklamatorische Stadium nicht hinausgediehen. Freilich sieht, wer die Voraussetzungen gründlich kennt, zumeist auch ein, wie unmittelbar die Verwirklichung von Einzelpersonen abhängt. Der ökonomische Sachverstand der Autoren hält sich in Grenzen. Modelle wie ein Buchverlag der Autoren, eine genossenschaftliche Agentur der Autoren werden erwogen — weiter ist man noch nicht. Es fehlt an Geld, vor allem an Schriftstellern, die das Zeug zum Organisieren und Durchsetzen solcher Gründungen besitzen.

6. Zum Katalog des Unerreichten gehört die Wunschvorstellung, der VS solle eines Tages in allen Bundesländern (wie in mehreren schon heute) eine voll-arbeitsfähige Landesgruppe zur Verfügung haben, die mit dem Bundesvorstand an einem Strang zieht. Die Gemeinsamkeit möge so praktikabel und die Finanzlage ausreichend werden, um den Streik der Schriftsteller nicht in allen Fällen auszuschließen. Ferner die Idee, es könne unter Autoren einen Zustand geben, in dem Utopien die Realitäten fördern, in dem allen Ernstes der Humor den meisten nicht ausgeht und der Sinn fürs Spielerische knochentrockenen Notwendigkeiten den Rang abläuft.

Fazit: Wenn Sie mich fragen, ich glaube, der VS hat eine Chance. Er soll seine Sache so lange und so gut wie möglich machen. Und wenn er in Gefahr kommt, routiniert und stur zu werden nach Art der Dreimalklugen, soll man ihn lieber wieder auflösen. Das hat, meine ich, noch ziemlich viel Zeit. Wer übrigens macht die Arbeit eines Tages weiter?

Hans-Dieter-Müller Autoren-Büro

Selbstorganisation wissenschaftlicher und literarischer Autoren — Ein praktischer Versuch

Der liberale Gedanke von Aufklärung, die in die Köpfe hineinwirke und damit schon politisch werde, hat das Bewußtsein der Intellektuellen in der Bundesrepublik lange geprägt. Er gründete auf die Erfahrung von Freiräumen, die materiell ausreichend ausgestattet und unantastbar zu sein schienen. In den Konflikten der letzten Jahre, ausgelöst von den nicht genügend erkannten ökonomischen und technologischen Entwicklungen, fand er ein jähes Ende.

Eine Arbeitsgruppe Massenkommunikation/Verlag diagnostizierte im Januar 1970: „Der Buchmarkt verfällt rapide. Kapitalstarke Unternehmen bauen ihre Verteilmöglichkeiten aus, die Massenaufgaben und niedrigste Kalkulationen erlauben (Buchgemeinschaft, Taschenbuch, Ladenketten, Warenhaus, Mail-order). Im Kampf um die Vertriebswege sterben die kleinen, inzwischen auch die mittleren Verlage. Kostensteigerungen und Aufnahme von Fremdkapital lassen sich durch Umsatzsteigerungen in Größen zwischen 6 und 20 Millionen Mark nicht mehr nennenswert auffangen. Senkungen der Binnenkosten sind allenfalls auf Kosten der produzierenden Autoren und Lektoren möglich und werden teilweise auch versucht. Die Unzufriedenheit in den Verlagen wächst.

Die Kommunikationsmärkte Buch, Periodika und Film/Fernsehen werden im Zuge dieser Entwicklung zu einem verschmelzen. Voraussagbar sind ‚geschlossene Informationssysteme‘ nach amerikanischem Muster, in denen die Herstellung und Verwertung von Zeitungen, Büchern und Fernsehfilmen miteinander verbunden sind (‚Medienverbund‘ vom Wissenschafts- über den Informations- bis zum Unterhaltungsmarkt), im Kern neue Technologien, Datenbanken und gehortete Urheberrechte über den Aufkauf von Verlagen und extensiv arbeitende Rechtsabteilungen. Der Größenordnung nach — ‚Fernsehgröße‘ wird der zukünftige Maßstab sein — werden es vor allem Zusammenschlüsse von Presse-, Buchgemeinschafts- und großen Konzernen der elektronischen Industrie sein.

Diese Entwicklung vollzieht sich nach reinen Kapitalgesichtspunkten ohne Beteiligung der Produzierenden. Selbst an den zaghaften, kapitalmäßig kaum zu reichenden Zusammenschlüssen der mittleren Verlage sind Autoren und Lektoren durch Mitsprache oder Beratung nicht beteiligt, es wird stillschweigend über sie verfügt. Der mechanische Kaufweg zerstört den Einfluß der Urheber auf den Kommunikationsprozeß endgültig. Über die politischen Folgen eines Kommunikationsmarktes in der Hand einiger weniger Großunternehmen und seine vollständige Kommerzialisierung braucht hier nicht gesprochen zu werden (der Größenordnung nach kommen heute nur Springer, Bertelsmann, Holtzbrinck,

mit Abstand Bauer, Gruner + Jahr und Augstein/SPIEGEL in Frage). Es sind ihrer Entstehung nach ‚rechte‘ Konzentrationen, die auf die Stabilisierung des gesellschaftlichen status quo angewiesen sind. Sie machen emanzipatorische Inhalte auf die Dauer unmöglich.“

Kaum vier Wochen später bestätigte die Transaktion Bertelsmann/Springer die Prognose (ihre Wiederentflechtung aus Gründen der rivalisierenden Managements und einer „organischeren“ Kooperation Bertelsmann/Gruner + Jahr mindert nicht die symptomatische Bedeutung dieses ersten Versuchs einer Superstruktur). Die Arbeitsgruppe beschloß, folgende Fragen aufzugreifen: Analyse der ökonomischen Situation im Verlagsbereich, ausgedrückt etwa in der Suhrkamp-Krise und der Rowohlt-Krise, Frage der Gegenöffentlichkeit und Raubdrucke, Frage der Selbstorganisation des Publikums, Frage der Sanktionsgewalt durch kooperative Formen in der Auswertung und Verwaltung der eigenen Urheberrechte.

Die letzte Frage erwies sich als die vordringlichste. Sie warf den Autoren-Begriff auf. Wissenschaftliche Arbeit, literarische Arbeit, auf Emanzipation gerichtet, ließ sich nicht mehr von der politischen Frage trennen, wie denn die Emanzipation der Nichtemanzipierten zu bewerkstelligen sei. Ferner ließ sie sich nicht trennen von der Wandlung der Wissenschaft zur Produktivkraft, die der Verwertung „nach reinen Kapitalgesichtspunkten“ unmittelbar ausgesetzt ist. Der immer noch liberale Ansatz, daß Intellektuelle sich organisieren und ihre Rechte zu wahren suchen, stellte sich als kurzatmig heraus. Es kamen auch Bedenken, ob er Konfliktsituationen wirklich aushielte. Alle Organisationsansätze, wurde von West-Berliner Seite in einer der nächsten Diskussionen eingewandt, müßten darauf bezogen bleiben, der Arbeiterschaft einen Verbündeten an die Seite zu stellen. Eine Intellektuellen-Organisation auf der Grundlage von Interessenvertretung neige zur Verselbständigung und Orientierung an den Herrschaftsinteressen. Sie werde bei linkem Anspruch am Ende gar zum Organisationsersatz unter technokratischem Vorzeichen, der tatsächliche Organisation der Basis verhindere.

Bei einer Sitzung in Frankfurt am 26. April 1970 bildete sich ein Consensus heraus, einen Zusammenschluß wissenschaftlicher und literarischer Autoren unter dem Namen „Autoren-Büro“ unter diesen Voraussetzungen zu gründen. Er stellte sich folgende Aufgaben:

1. die pragmatische Aufgabe eines verbesserten Kommunikationszusammenhangs zum Austausch von Konflikterfahrung.
2. Konzipierung und Förderung von wissenschaftlichen und Medienprojekten unter klassenanalytischem Aspekt.
3. die Herstellung einer Kommunikationsebene unterhalb der Ebene von Buch- und Zeitschriftendruck für Selbstaufklärungs- und Politisierungsprozesse innerhalb der Berufsbereiche.
4. die Beratung wissenschaftlicher und literarischer Autoren gegenüber den

Eigentümern von Kommunikationsmitteln, Gründung eines Ausschusses Recht.

Zur minimalen Institutionalisierung wurde die Form des nichtwirtschaftlichen Vereins gewählt. Die Geschäfte führen Oskar Negt, Rudolf Sinz und H. D. Müller. Die nächsten Initiativen gelten der Konkretisierung, für die vier Projektbereiche gebildet wurden: Wissenschaftsorganisation, Komplementäre Planung, Intelligenz und Arbeiterklasse, Massenkommunikation.

Literaturproduzenten

1. Statut

1. Die deutschsprachigen Literaturproduzenten konstituieren sich als politische Vertretung aller sozialistischen Gruppen und berufsspezifischen Sektionen aus dem Bereich der Literaturproduktion. Sie können sich nicht als proletarische Organisation verstehen, arbeiten aber auf eine solche hin.

Legitimationskriterien, nach denen sich die Gruppen und Sektionen politisch auszuweisen haben, sind:

Einsicht in den antagonistischen Widerspruch von Kapital und abhängiger Arbeit im kapitalistischen System; die Gruppen und Sektionen definieren Lohnabhängigkeit als Ausbeutung, ihr Ziel ist die Abschaffung der kapitalistischen Verfügungsgewalt an Produktionsmitteln und die ‚freie Assoziation der Produzenten‘ (Karl Marx).

Sozialistische Praxis. Darunter ist Basisarbeit auf Betriebs- und Sektionsebene bzw. am Arbeitsplatz zu verstehen, unabhängig davon, ob diese Arbeit in Basisgruppen oder innerhalb bestehender Organisationen, Institutionen und Apparate erfolgt.

2. Aufgabe der Literaturproduzenten ist die Analyse der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, ihre Auswirkung auf den Bereich der Literaturproduzenten und deren Stellenwert im System des Kapitalismus. Daraus ist eine sozialistische Strategie und Praxis im Klassenkampf zu erarbeiten. Ziel ist die Aufhebung der branchen- und sektionsspezifischen Organisationsformen.

Zu diesem Zweck bilden die Gruppen und Sektionen einen provisorischen Rat der Literaturproduzenten. Dieser Rat dient der Vorbereitung eines Entwurfs über die künftige Organisationsform und Strategie der Literaturproduzenten. Die nächste Vollversammlung wird, nach Behandlung der Entwürfe des provisorischen Rates in den Gruppen und Sektionen, darüber entscheiden.

II. Programm

Literaturproduzenten sind alle an der Produktion und Distribution von Literatur Beteiligten. Literatur ist alles, was durch Sprache öffentlich vermittelt wird. Literatur ist von den Herrschenden immer als ihr Instrument eingesetzt worden. Ihre Produzenten wurden privilegiert, um sie und ihre Produkte ideologisch einsetzen zu können; andernfalls eingekerkert und liquidiert. Das ist die stolze Tradition der Literaturproduzenten von Sokrates Tod über die Inquisition bis zu den Konzentrationslagern unserer Zeit.

Im Kapitalismus erreicht die Herrschaftsverwertung literarischer Produktion ihren bisherigen historischen Höhepunkt. Die Produktivkraft Wissenschaft ausbeutend und total von ihr abhängig, hat diese Gesellschaft es verstanden, die Literaturproduzenten für die Erzeugung von Ideologie zum Zwecke der Disziplinierung der lohnabhängigen Massen einzusetzen. Sie hat der materiellen Ausbeutung die totale Manipulation zur Seite gestellt, mit dem Zweck, das Bewußtsein von Abhängigkeit und Ausbeutung als Voraussetzung für Protest und politische, sozialistische Gegenarbeit unmöglich zu machen.

Private und staatliche Meinungsmonopole können sich aufgrund der von Literaturproduzenten geschaffenen und bedienten industriellen Technologie mittels zunehmender automatischer Informationserzeugung und -übermittlung totale und universale Verfügungsgewalt zulegen: ökonomische Herrschaft und ideologische Manipulation beginnen, sich wechselseitig zu bedingen.

Zwei Ereignisse haben zur Organisation der Literaturproduzenten geführt: einmal die sozialistische Kulturrevolution in der dritten Welt, die zeigte, daß eine gesellschaftliche Kultur heute nur im Sozialismus möglich ist und die Einsicht, daß die bisher die Klassenlage verdeckenden gesellschaftlichen Prämien für Literaturproduzenten in keinem Verhältnis zu der Produktion von weltweitem Elend stehen, auf dem der Kapitalismus heute basiert.

Im Zuge der studentischen Protestbewegung haben sich in Westdeutschland Literaturproduzenten organisiert, um — ausgehend von systemkonformen liberalen Forderungen mit zunächst gewerkschaftlichen Arbeitsformen — liberale Änderungen zu erreichen.

Es hat sich in den zurückliegenden Jahren gezeigt, daß liberale Veränderungen, so erleichternd sie im einzelnen für Einzelne sein mögen, keine Änderungen erreichen lassen, die sozialistische Kultur ohne Ausbeutung erlauben. Die Literaturproduzenten müssen daraus Konsequenzen ziehen:

1. daß nichtbranchenspezifische, sondern gesamtgesellschaftliche Veränderungen auf der Tagesordnung stehen;
2. daß nur eine sozialistische Strategie individuelles Glück mit gesellschaftlichem Fortschritt verbunden erreichen läßt;
3. daß sie sich als Teil der internationalen Arbeiterbewegung mit organisationsstimulierender Funktion für die Massen verstehen müssen.

Deshalb konstituieren sich die Literaturproduzenten als politische Vertretung

aller sozialistischen Gruppen aus dem Bereich der Literaturproduktion. Voraussetzung ihrer Arbeit ist die Einsicht in den antagonistischen Widerspruch von Kapital und Arbeit im kapitalistischen System, das Verständnis von Lohnabhängigkeit als Ausbeutung, die praxisbezogene Forderung nach Abschaffung der kapitalistischen Verfügungsgewalt an Produktionsmitteln mit dem Ziel „einer freien Assoziation von Produzenten“ (Marx).

Die Arbeit selbst ist Berufspraxis im Bereich literarischer Produktion: in den Druckereien, Verlagen und Buchhandlungen, in künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeit, in Schulen, Bibliotheken und Universitäten, in Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen, in den politischen und kulturellen Institutionen und den Zulieferungs- und Hilfsapparaten, die im heutigen Kapitalismus bei zunehmender Verwissenschaftlichung immer weitere Bereiche umfaßt.

Aufgabe der Literaturproduzenten ist es, die literarischen Produktionsverhältnisse und ihren Stellenwert im Kapitalismus zu analysieren, davon ausgehend das Klassenbewußtsein der beteiligten Intellektuellen mit dem der Lohnarbeiter praktisch zu vereinheitlichen und von der Klassenlage ausgehend eine sozialistische Strategie und Taktik gegen den Kapitalismus zu erarbeiten und anzuwenden mit dem Ziel

- destruktive und parasitäre Produktion abzubauen, um
- eine repressionsfreie Gesellschaft und eine souveräne sozialistisch-proletarische Kultur zu erreichen.

Die Literaturproduzenten unterstützen die Organisation in Fachgruppen der bestehenden Gewerkschaften mit dem Ziel, lohnpolitische Forderungen zu gesamtpolitischen Veränderungen zu benutzen.

Die Literaturproduzenten organisieren sich — mangels einer zuständigen Klassenpartei — als freie Assoziation.

Ihr Beschlußorgan ist die Vollversammlung, die die Gesamtstrategie festlegt, ohne daß Entscheidungen arbeitender Gruppen im lokalen Bereich dadurch festgelegt werden.

Die Vollversammlung wählt mit Mehrheit einen Literaturproduzentenrat als Exekutivorgan für die Zeit zwischen den Vollversammlungen und Ausschüsse für bestehende Aufgaben.

Hermann Korte
Was ist Humanität

werden wir einen gedankenstrich
in die kanonen schießen
und die bombentrichter
mit honig füllen
dann werden
in einigen jahren oder später
die nachfolgenden
uns utopisten heißen
denn wir vergaßen
den honig zu essen
und
in die geschichtsbücher die
gedankenstriche zu setzen

Barbara Schilling/Karl Unger
Guinea-Bissau*Kolonialismus, Imperialismus und nationaler Befreiungskampf*

„Wir können nichts anderes tun, als ins Bewußtsein der öffentlichen Meinung Westdeutschlands, Afrikas und der Welt diese Tatsachen tragen, welche die eminente und jeden Tag wichtiger werdende Rolle bestätigen, die von der BRD im Kolonialkrieg des Völkermordes, den die portugiesische Regierung gegen unser Volk und gegen Afrika führt, gespielt wird. Indem wir dies tun, richten wir an alle Menschen und Organisationen in der BRD und in der ganzen Welt, die sich der Gerechtigkeit und der Freiheit verpflichtet fühlen, den dringlichen Aufruf, wirksame Aktionen durchzuführen, die darauf hinzielen, der politischen, militärischen, ökonomischen und finanziellen Kollaboration zwischen der Regierung in Bonn und derjenigen in Lissabon, die ein entscheidender Faktor in der Durchführung des ungerechten und verbrecherischen Krieges gegen unser afrikanisches Volk geworden ist, ein Ende zu setzen.“ (Amilcar Cabral)¹

Die Bedingungen des Kampfes

Ein kurzer Blick auf die politische Karte Afrikas zeigt den Anachronismus: 2 058 900 qkm afrikanischen Bodens sind im Besitz Portugals. Damit ist das europäische „Entwicklungsland“ Portugal die größte Kolonialmacht der Welt. Dies zu einem Zeitpunkt, an dem die Strategen des Imperialismus bereits seit langer Zeit von der offenen politischen Unterdrückung auf die „subtilere“ Form der politischen „Freiheit“ in wirtschaftlicher Abhängigkeit umgeschwenkt sind. Die Imperialisten aller Länder hatten in China, in Indien, in Indonesien, in Madagaskar, in Kamerun, in Algerien usw. gelernt, daß unter dem Druck des Sozialismus als Weltsystem und der Kräfte der nationalen Befreiung offene Versklavung und Entrechtung nicht mehr zur Sicherung ökonomischer Privilegien genügen, ja sogar diese gefährden. Portugal hat diese strategische Umstellung der Freilassung der Kolonien und ihrer Eingliederung in große Wirtschaftsverbände (wie z. B. Großbritanniens Commonwealth und Frankreichs Communauté Française) nicht mitgemacht, konnte es auch nicht mitmachen. Diese Unfähigkeit Portugals, den neuen politischen Gegebenheiten Rechnung zu tragen, resultiert aus der inneren Struktur der portugiesischen Gesellschaft. Leicht modifiziert galt für Portugal bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, was Engels in einem Brief an Marx über die orientali-

schen Despoten bemerkte: „Die Regierung im Orient hat immer auch nur drei Departments: Finanzen (Plünderung des Inlandes), Krieg (Plünderung des Inlandes und des Auslandes) und travaux publics (Sorge für die Reproduktion).“² An die Stelle des Kriegsministeriums trat für Portugal das Kolonialministerium. Zwangshandel und Zwangsarbeit bestehen in den portugiesischen Kolonien weiter. Erst jetzt zeichnet sich, wie wir weiter unten sehen werden, ein Übergang zu „moderner“ Ausbeutungsformen ab.

Die sozial-ökonomische Stagnation des „Mutterlandes“, dessen erst spät und nur im geringen Ausmaß vollzogener Übergang zur industriellen Form des Kapitalismus, hatte für die Kolonien zur Folge, daß ihre potentiellen Bodenschätze ungenutzt blieben. Portugal gelang es auch aufgrund des niedrigen Entwicklungsstandes seiner Wirtschaft nicht, durch massenhafte Einfuhr billiger Industriewaren die einheimische Produktion zu zerstören und sich dadurch eine Reservearmee an Arbeitslosen heranzubilden. Daher mußte Portugal auf Formen der Arbeitskräfterekrutierung zurückgreifen, die in den vor- und frühkapitalistischen Phasen der Erschließung von Kolonialgebieten angewandt wurden, nicht jedoch den Reproduktionsbedingungen eines imperialistischen Landes adäquat sind. So gelten noch heute Gesetze, nach denen, einem Bericht der UNO folgend, jeder Afrikaner, der keine feste Anstellung nachweisen kann oder als Viehzüchter nicht über mindestens 50 (!) Kühe verfügt oder als Bauer unter ein Spezialgesetz fällt, sechs Monate im Jahr zur Arbeit gezwungen werden kann.³

Die Rückständigkeit der Exploitationsmethoden aber ist die entscheidende Schwäche des Kolonialsystems.

Wo der freie Lohnarbeiter nicht existiert, wo die Möglichkeiten der Erschließung der natürlichen Ressourcen nicht gegeben ist, wo die gesamte Wirtschaftsstruktur, vom Standpunkt des Kapitalismus betrachtet, archaisch und bankrott ist, kann politische Unterdrückung nicht durch ökonomische Korruption breiter Schichten ausgeglichen werden. (Da in den letzten Jahren die imperialistische Erschließung Angolas und Mozambiques durch das internationale Kapital vehement eingesetzt hat, muß diese These für die beiden rohstoffreichen Kolonien anhand der künftigen Entwicklung erneut überprüft werden.)

Die Durchsichtigkeit des Systems, in dem der Unterdrückte seinen Ausbeuter genau erkennen und benennen kann, in jener kleinen privilegierten Schicht der Weißen, auf die er seinen ganzen Haß richten kann, macht die „Überseeprovinzen“ zum schwächsten Glied der imperialistischen Kette in Afrika.

Dies ist vor allem, was Mozambique und Angola betrifft, von strategischem Interesse. Diese beiden Provinzen nämlich bilden die Flanken der Südafrikanischen Republik (SAR) und Rhodesiens (Zimbabwe). Dies nicht nur im militärisch-politischen Sinne (was bedeutet, daß Guerillas in den beiden letztgenann-

¹ Communiqué der PAIGC vom 26. 4. 1969, S. 1 f

² Zitiert nach Karl Marx, Über China und Indien, mit einer Einleitung von D. Rjasanoff, in: Unter dem Banner des Marxismus Jg. I, H. 2, S. 370–402, hier: S. 375

³ Official Bulletin of the International Labour Office, Vol. XLV (1962)/No 2 (April), S. 84

ten Ländern in einem freien und unabhängigen Angola und Mozambique ihre logistischen Basen haben könnten, wie auch zeitweilig ihre Kadenschulungen etc. dahin verlagern könnten) sondern auch in einem direkten ökonomischen Sinn. Denn diese beiden Kolonien liefern heute nicht nur den größten Teil der industriellen Reservearmee Zimbabwes und der SAR, (Mozambique z. B. liefert heute jährlich rund 300 000 Kontraktarbeiter in jene Staaten⁴) sondern werden in Zukunft auch die Hauptlieferanten elektrischer Energie sein. Das schwächste Glied aber innerhalb des portugiesischen Überseegebietes ist ohne Zweifel Guinea-Bissau.

Der nationale und soziale Befreiungskampf des Volkes von Guinea (B) unter der Führung der PAIGC (Partido Africano da Independencia da Guinea e Capo Verde) und ihres Generalsekretärs Amilcar Cabral ist inzwischen schon soweit fortgeschritten, daß das Volk bereits $\frac{2}{3}$ seines Landes kontrolliert und die portugiesischen Kolonialisten sich nur mehr in den großen Städten und bewaffneten Forts, die durch die Luft versorgt werden müssen, halten können.

Der Stellenwert Guineas (B) liegt, wie die Portugiesen mit Recht annehmen, weniger in seiner wirtschaftlichen als in seiner politisch- wie militär-strategischen Bedeutung. Die portugiesischen Vorstellungen erläuternd meint „Christ und Welt“: „Geben sie Guinea auf, . . ., wird ihnen Capo Verde nicht mehr lange bleiben. Fällt aber Capo Verde an Amilcar Cabral — der sich offensichtlich an die Kommunisten verkauft hat — dann droht der Seeweg durch den Südatlantik für den freien Westen zu einer sehr unsicheren Route zu werden.“⁵ Hinzu kommt noch, daß ein Sieg der PAIGC die Position der Befreiungsbewegungen in Angola und Mozambique entschieden verbessern würde.

Dies bewog die Portugiesische Regierung auch zu einer massiven Truppenkonzentration in Guinea (B). 1969 waren dort 30 000 Mann stationiert⁶, d. h. auf 27 Zivilisten kommt ein Soldat. Verglichen mit Vietnam würde dies den Einsatz von ca. 640 000 GI's bedeuten. Da das portugiesische Kolonialistenregime den Vormarsch der Befreiungsbewegung trotzdem nicht zu stoppen vermag, hat es auch die ursprüngliche Strategie der Zerschlagung der PAIGC und die Wiedereroberung des Landes aufgegeben. Mit massiver Unterstützung durch seine NATO-Freunde versucht Portugal jetzt den Krieg permanent zu machen und so den völligen Sieg der Kräfte der Volksbefreiung zu verhindern.

Im folgenden soll nun versucht werden, am Beispiel Guineas (B) die Bedingungen revolutionären Kampfes unter Kolonialherrschaft zu analysieren.

Die Antworten auf jene „Frage, die für die Revolution erstrangige Bedeutung

⁴ Berechnet nach: Official Records of the General Assembly of the UN, Twenty-first Session (1966), Annexes, Vol. II, S. 447

⁵ Christ und Welt, 20. 3. 1970

⁶ Neue Zürcher Zeitung, 16. 11. 1969, Fernausgabe, Nr. 315

hat“: „Wer sind unsere Feinde? Wer sind unsere Freunde?“⁷ sind von Cabral wie folgt gegeben worden:

Der Feind ist klar, denn „die kolonisierte Welt ist in zwei Teile geschnitten. Die Trennungslinie, die Grenze wird durch Kasernen und Polizeiposten markiert“.⁸ Dahinter verbirgt sich nicht nur der weiße Kolonialist, auch seine schwarzen Agenten suchen hier Zuflucht.

Eines der wesentlichsten Merkmale des Befreiungskampfes besteht in der Tatsache, daß jene soziale Schicht, die als erste zum Bewußtsein der Unterdrückung kam und daraus politische Schlußfolgerungen zog, die einheimische Kleinbourgeoisie war. Diese Tatsache ist nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, daß sie von ihren objektiven und subjektiven Bedingungen her die besten Voraussetzungen dafür hat. Da sie über einen höheren Grad von allgemeiner und politischer Bildung und Information verfügt, kann sie, im Vergleich ihrer eigenen Situation mit der sozialen und politischen Lage ihrer Schicht in den unabhängigen Nationalstaaten, das Ausmaß ihrer Unterdrückung konkreter ausmachen. Deshalb, und weil sie mit den Kolonialisten und ihren Agenten in engerer Verbindung steht und so mehr Gelegenheit hat, gedemütigt zu werden, ist ihr Haß stärker und oft auch politischer. Die Haltung dieser Schicht ist aber ambivalent: Wohl ist sie bereit, für ihre formale politische Unabhängigkeit zu kämpfen, aber nicht für ihre ökonomische, da dies ja ihre Liquidation als Klasse zur Folge hätte. Es ist das historische Verdienst der PAIGC, diese Schicht mobilisiert zu haben, aber sich andererseits über die Beschränktheit der Kleinbourgeoisie keiner Illusion hinzugeben.

Die Rolle des Proletariats, wenn man überhaupt von der Existenz einer solchen Klasse sprechen kann (Cabral vermeidet diese Bezeichnung und spricht bewußt nur von Ausgebeuteten, die er wiederum verschiedenen Gruppen zuordnet) ist quantitativ gesehen gering. Qualitativ aber sind die Arbeiter in den Häfen und der Binnenschifffahrt mit die wichtigsten, weil diszipliniertesten Kader der Befreiungsbewegung.

Die größte Gruppe des Befreiungskampfes aber stellen die Bauern. Die Rolle des Klassenkampfes auf dem Dorf ist gering, da bei den animistischen Stämmen, die ca. 70 Prozent der Bevölkerung ausmachen, soziale Differenzierungen nur schwach ausgebildet sind. Hingegen ist die Klassenstruktur bei den islamitischen Stämmen scharf ausgeprägt. Die Häuptlinge der Moslems nehmen auch am Befreiungskampf nicht teil, da sie sich mit den Kolonialisten arrangiert haben und als deren Agenten im Lande fungieren. Sie stellen das hemmende Moment in der Mobilisierung der Kampfkraft vor allem des Fulbe-Stammes dar.

Beachtung verdient, was Cabral über die Bauern sagt: „... die Bauern sind keine

⁷ Mao Tse-Tung, Analyse der Klassen in der chinesischen Gesellschaft, in: drs., Ausgewählte Werke Bd. I, S. 9—21, hier: S. 9

⁸ Frantz Fanon, The Wretched of the Earth, Harmondsworth 1967, S. 29

revolutionäre Kraft, das mag stark erscheinen, wo wir unseren ganzen bewaffneten Befreiungskampf mit den Bauern als Basis führen. Aber es muß eine Unterscheidung getroffen werden zwischen physischer und revolutionärer Kraft: *physisch* sind die Bauern eine starke Kraft in Guinea: sie stellen fast die gesamte Bevölkerung, sie kontrollieren den Reichtum der Nation, sie sind es auch, die produzieren; aber aus Erfahrung wissen wir, welche Schwierigkeiten es gibt, sie zum Kampf zu bewegen.“⁹ Diese Einschätzung Cabrals beruht auf der genauen Kenntnis der spezifischen Bedingungen des Kampfes in Guinea (B). Indem er konkretes Wissen den inzwischen zur Allgemeingültigkeit hypostasierten Theorien über die Rolle der Bauern im revolutionären Kampf in der Dritten Welt entgegenhält, sagt er: „Wenn ich höre, daß einzig die Bauern die Avantgarde des Kampfes sein können, nehme ich dann an, daß wir einen Fehler gemacht haben? Alles, was ich sagen kann, ist, daß im Augenblick unser Kampf erfolgreich ist.“¹⁰ Wie wir sehen, rekrutieren sich die Kämpfer für die Befreiung des Landes aus allen Schichten der Bevölkerung.

Dies ist auch der wesentliche Unterschied zu den Kampfbedingungen in neokolonialen Systemen, denn in diesen ist die Herstellung einer alle Klassen und Schichten umfassenden Volksfront für die völlige nationale und soziale Befreiung nicht mehr möglich, da es hier spezifische Schichten, wie die sogenannte Kompradorenbourgeoisie, gibt, deren Existenzbedingungen als Klasse untrennbar mit der Herrschaft des ausländischen Kapitals verbunden sind, und die daher in der Regel von Anfang an gegen die Kräfte der Revolution kämpfen.

Vom Antikolonialismus zum Antiimperialismus

Die Geschichte der afrikanischen Dekolonisation zeigt deutlich genug, daß der Schritt von antikolonialistischer zu antiimperialistischer Politik, vorausgesetzt man versteht darunter Konkretes als die häufig anzutreffende abstrakte Polemik gegen die Allmacht des US-amerikanischen Kapitals, keineswegs selbstverständlich erfolgt.

In welcher Gestalt hat das Volk von „Portugiesisch“-Guinea den Imperialismus erfahren?

Dessen Rolle als direkter Ausbeuter der Ressourcen oder der Arbeitskraft des Landes hatte für Guinea (B) eine weit weniger wichtige Bedeutung als in Angola und Mozambique. Dies ergibt sich nicht nur daraus, daß der aktuelle Reichtum des Landes an Rohstoffen unerheblich ist und das einzig bedeutende agrarische Produkt, Erdnüsse, infolge permanent sinkender Weltmarktpreise für die Imperialisten nicht von Interesse ist, sondern vor allem daraus, daß zu dem Zeitpunkt, als Portugal mit Hilfe ausländischer Kapitalspritzen endlich in der Lage gewesen wäre, nach Erzen zu prospektieren, die Befreiungsbewegung bereits

⁹ Amílcar Cabral, *The Struggle in Guinea*, in: *International Socialist Journal*, August 1964, S. 428–446, hier: S. 433

¹⁰ Ebd., S. 439

wesentliche Teile des Landes kontrollierte und somit langfristige Investitionen mit hohem Risiko belastet sind.¹¹

Als die PAIGC im August 1959 einen Streik der Hafenarbeiter und Handelsmatrosen in Pídjiguiti organisierte, erteilte ihr die Reaktion der portugiesischen Obrigkeit eine Lektion, die für die Partei der Anstoß für eine wesentliche theoretische Neuorientierung werden sollte. Der Einsatz des Militärs am 13. August, bei dem mehr als 50 Menschen erschossen und weit über 100 verletzt worden waren, zwang dazu, sich auf die realen Klassenverhältnisse zu besinnen. Die geringe Zahl und die Isoliertheit des Proletariats machen deutlich, daß man weder eine Strategie ungeprüft übernehmen konnte, die für entwickelte kapitalistische Industrienationen adäquat ist, noch eine für „Entwicklungsländer“, die seit langem imperialistisch „erschlossen“ werden und somit ein relativ entwickeltes Proletariat aufweisen. So wurde der Schwerpunkt der politischen Arbeit auf die bäuerlichen Massen ins Landesinnere verlegt, die in Guinea (B) nahezu 99 Prozent der afrikanischen Bevölkerung ausmachen. Diese Umorientierung verhalf den Befreiungskämpfern zu einem ungeheuren Aufschwung, sowohl bezüglich der politischen Konsolidierung als auch der militärischen Erfolge gegenüber den portugiesischen Streitkräften.

Damit war die Notwendigkeit für Portugal gegeben, die in der NATO versammelten imperialistischen Mächte gegen Guinea (B) zu mobilisieren.

Seitdem Portugal durch die NATO-Staaten — insbesondere durch die Bundesrepublik — militärische Unterstützung erhält, seitdem das Land einem unbarmherzigen Bombenterror unterworfen wird, wobei ganz offensichtlich ist, daß dies nicht etwa zur Sicherung der Exploitationsmöglichkeiten des Landes selbst geschieht, sondern als Präventivmaßnahme gegenüber den eigentlich interessanten Gebieten gedacht ist, seitdem ist das Bündnis des internationalen Kapitals mit den portugiesischen Kolonialisten nicht mehr zu übersehen.

Um das Ausmaß der militärischen Hilfeleistungen nur anzudeuten, seien hier einige Lieferungen an Portugal aufgeführt: Gegenwärtig baut die Hamburger Werft Blohm & Voss drei große Kriegsschiffe, die für den Einsatz in den Kolonien bestimmt sind; die Bundesregierung lieferte in den letzten Jahren hunderte von Kampf- und Transportflugzeugen, die zum größten Teil ausdrücklich nur für NATO-Zwecke bestimmt waren (was die Kolonien südlich des Wendekreises des Krebses nicht mit einschließt), des weiteren Waffen und Munition (darunter 10 000 israelische MP's des Typs Uzi gegen das ausdrückliche Verbot der Israelischen Regierung), medizinische Hilfe für die verwundeten Soldaten auf deutschem und portugiesischem Territorium und Personal zur Beaufsichtigung und Wartung von Munitionsfabriken, Flugzeugen usw. in Portugal.

Die USA lieferten u. a. 173 Flugzeuge verschiedener Typen und 32 Schiffe (Fregatten, Minenräumboote, Patrouillenboote etc.). Aus Großbritannien kamen

¹¹ Z. B. hat inzwischen eine holländische Firma ihre Forschungsarbeiten in Boé (Bauztlager) wegen der Tätigkeit der PAIGC einstellen müssen.

mehrere hundert Flugzeuge und 19 Schiffe. Frankreich beteiligte sich mit 91 Flugzeugen (darunter mindestens 75 Hubschrauber), 4 Fregatten und 4 U-Booten.¹²

Die Napalm-, Giftgas-, Splitter- und „gewöhnlichen“ Bombenangriffe erforderten, daß die PAIGC eine Kampagne zur Umsiedlung der Bevölkerung in die geschützten Waldgebiete durchführte und in der benachbarten Republik Guinea Spezialkrankenhäuser für Napalmverbrannte einrichten mußte.

Zum einen hat also das Volk von Guinea (B) die Auswirkungen imperialistischer Aggression in ihrer ganzen Brutalität am eigenen Leib erfahren. Dazu kommt aber auch, daß die PAIGC aus der Geschichte anderer afrikanischer Staaten gelernt hat. Die Erkenntnis, daß nationale Unabhängigkeit nicht damit gewährleistet ist, daß „die Flagge gehißt und die Nationalhymne gespielt wird“¹³, sondern daß auch dort, wo der Imperialismus sein freundliches, „konstruktives“ Gesicht aufsetzt, die reale Vergewaltigung der Interessen des Volkes stattfindet, die Erkenntnis, daß es keine nationale ohne soziale Freiheit geben wird, mündete bei der PAIGC konsequent in die Forderung, das Ziel des Kampfes müsse „die Wiedererlangung dieses vom Imperialismus geraubten Rechts, nämlich die Befreiung des Entwicklungsprozesses der nationalen Produktivkräfte“¹⁴ sein. Daß derartige Zielvorstellungen unter den Bedingungen sozial-ökonomischer Stagnation ohne Zweifel sozialistische Methoden und Inhalte der Durchführung implizieren, läßt sich unschwer an Hand der Entwicklungstendenzen praktisch aller nichtsozialistischen Länder der Dritten Welt nachweisen.

Die konsequent antiimperialistische und sozialistische Position der PAIGC läßt sich nicht nur mit ihrem 1961/62 veröffentlichten Parteiprogramm, in dem die Beseitigung der „Unterwerfung des menschlichen Wesens im entwürdigenden Interesse des Profits von Individuen, Gruppen oder Klassen“ und die „effektive Beteiligung und und kreative Initiative der Volksmassen auf allen Ebenen der nationalen Führung“¹⁵ gefordert wird, sondern vor allem mit der Praxis dieser Partei belegen.

Die Fronten des Kampfes

„Ein ... wichtiger Unterschied zwischen der kolonialen und der neokolonialen Situation liegt in der Kampfperspektive. Im Kolonialismus (wo die ‚Klasse Nation‘ gegen die repressive Macht der Bourgeoisie der Kolonialmacht kämpft)

¹² Detailliertere Angaben mit genauen Quellen finden sich in: Bosgra/van Krimpen, Portugal and Nato, Amsterdam 1969. Auszugsweise auch abgedruckt in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 3/70

¹³ Amílcar Cabral, Grundlagen und Ziele der nationalen Befreiung in bezug auf die Sozialstruktur (Rede auf der Trikontinentale, 3. bis 12. 1. 1966 in Havanna), in: drs., Die Theorie als Waffe, Berlin 1968, S. 16–40, hier: S. 34

¹⁴ Ebd., S. 30

¹⁵ Cabral, zitiert nach Projektgruppe Afrika im INFI Berlin, Der revolutionäre Befreiungskrieg in Angola, Guinea-Bissau und Mozambique, Berlin 1969, S. 98

kann es zumindest nach außen hin zu einer nationalistischen Lösung kommen (nationale Revolution): die Nation erringt ihre Unabhängigkeit und übernimmt, im hypothetischen Fall, die ihr angemessene ökonomische Struktur. Im Neokolonialismus (wo die Arbeiterklasse und ihre Verbündeten gleichzeitig gegen die imperialistische Bourgeoisie und die einheimische herrschende Klasse kämpfen) wird durch eine nationalistische Lösung nichts erreicht; vielmehr sind die Zerstörung der vom Imperialismus in das Land hineingetragenen kapitalistischen Struktur und eine sozialistische Lösung erforderlich.“¹⁶

Diese von Cabral skizzierte Kampfperspektive hängt im wesentlichen von zwei Determinanten ab.

Die „nationalistische Lösung“ ist für ein Volk, das um seine Befreiung kämpft, nur erreichbar, wenn das sogenannte Mutterland fähig und bereit ist, formal die politische Unabhängigkeit seiner Kolonien zu garantieren, im Wissen, daß die wirtschaftlichen Privilegien nicht verloren gehen. Dies ist aber in Guinea (B) nicht gesichert, da, wie wir gesehen haben, diese Kolonie nicht nach den Bedürfnissen eines imperialistischen Landes ausgebeutet wird, sondern dem Raub verfallen ist.

Eng damit hängt die zweite Bedingung zusammen: die Frage der ökonomischen Struktur.

Während die imperialistische Durchdringung der Kolonien, zumindest in einem beschränkten Maß, industriell-kapitalistische Strukturen geschaffen hat, die nach einer nationalen Revolution übernommen werden können und ausgebaut werden müssen, existieren in Guinea (B) solche Strukturen nicht. Vielmehr basiert hier die Volkswirtschaft auf landwirtschaftlicher Subsistenzwirtschaft, die zudem teilweise noch mit urgemeinschaftlichen Zügen (vor allem bei den animistischen Stämmen) durchsetzt ist. Diese beiden Punkte haben wesentlich die Strategie und Taktik der PAIGC bestimmt. Dazu kommt noch die Notwendigkeit, sich auf einen langandauernden Krieg einzurichten.

Guerillakrieg wird, worauf die großen Strategen Mao Tse-Tung, Nguyen Giap, Fidel Castro und Che Guevara hingewiesen haben, an drei Fronten geführt: an der militärischen, der politischen und der ökonomisch-sozialen. Die beiden letzten Fronten sind es schließlich, an denen der Kampf um den Charakter der künftigen Gesellschaft entschieden wird.

Der Ausgangspunkt für den sozial-ökonomischen Kampf der PAIGC war klar: Abschaffung aller Steuern und ganz besonders der verhaßten Kopfsteuer. Auch die Umstellung von kolonialer Monokultur (Erdnüsse) auf Bedarfsdeckungswirtschaft war eine sowohl aus den Bedürfnissen der Bauern wie der Revolutionsarmee vorgezeichnete Maßnahme. Da es mit Ausnahme einer einzigen portugiesischen Gesellschaft in Guinea keinen nennenswerten Großgrundbesitz gibt, waren bis heute keine Enteignungsmaßnahmen notwendig. Diese Situation

¹⁶ Amílcar Cabral, Grundlagen ..., S. 34

wird sich etwas verändern, wenn der Befreiungskampf in stärkerem Maß auch auf die islamitischen Stämme übergreift, wo zumindest die Häuptlinge den sozialen Status von Mittel- bzw. Großbauern haben. Auf Grund einer langen Tradition in kooperativer Zusammenarbeit, und da das Ackerland der Dorfgemeinschaft gehört (nur die Arbeitsgeräte sind individuelles Eigentum), konnte die Partei in den Fragen der Arbeitsorganisation an den vorhandenen Strukturen anknüpfen. Die Unterstützung durch die Bauernmassen ist nicht nur wichtig, weil sie den wesentlichen Teil der Kämpfer stellen, sondern auch, weil sie in den befreiten Gebieten, in welche die Portugiesen zum Teil schon seit Jahren keinen Fuß mehr gesetzt haben, auch die Kämpfer versorgen müssen — daher muß die Organisierung der Landwirtschaft vor allem anderen betrieben werden. Cabral formulierte dies einmal so: „Wenn einer ein Gewehr hat und ein anderer ein Arbeitsgerät, dann ist derjenige der wichtigere von beiden, der das Arbeitsgerät hat.“¹⁷

Einen anderen zentralen Schwerpunkt stellt in der Arbeit der Partei der Kampf um die Bildung der Massen dar.¹⁸ Die Beseitigung der Analphabetenquote von 99 Prozent — Erbe der 500jährigen Anstrengungen der Kolonialmacht, den „Heiden“ abendländisches Kulturgut nahezubringen — macht enorme Fortschritte. 1965, als es in den befreiten Gebieten etwa 50 Schulen der Unterstufe gab (1966/67 waren es bereits 159), veröffentlichte die PAIGC einen Bericht über die Arbeit an den Schulen. Danach verfügten die befreiten Gebiete zu diesem Zeitpunkt über 60 Lehrer und Lehrerinnen im Alter von 15 bis 25 Jahren, von denen zwei Universitätsausbildung besaßen. Sie stammten zum größten Teil aus Arbeiter- und Bauernfamilien; einige waren ehemalige Lehrer, Beamte und Studenten. Im Juli 1965 führte die Partei ein Spezialseminar für Lehrer durch, um deren pädagogisches Niveau zu heben und um über die Hauptprobleme des Unterrichts zu sprechen: die schon erreichten Resultate, die Möglichkeiten, gewisse festgestellte Mängel zu beseitigen, die Richtlinien, die den Lehrplänen zugrunde liegen sollten, etc.

Die Unterrichtsfächer der drei Grundschulklassen (es gibt auch Kurse der vierten Klasse) sind: Lesen, Arithmetik, Abschrift, Diktat, Zeichnen, Gesang, politische Bildung; ab der zweiten Klasse zusätzlich Grammatik, Aufsatz, Geometrie; ab der dritten Klasse zusätzlich Landes- und Naturkunde. Die Notwendigkeiten des Kampfes und die Organisationsaufgaben, die in den befreiten Gebieten entstehen, erfordern, „daß sich die Schule eng mit dem Kampf und mit dem Leben verbindet.“ So erhalten die Schüler zum einen eine militärische Ausbildung, sie werden aber auch, da die Kämpfer versorgt werden müssen, bei der Feldarbeit gebraucht.

Im allgemeinen sind an jedem Wochentag Schulstunden; die tägliche Stunden-

zahl schwankt zwischen 4 und 10 Stunden. Die militärische Ausbildung (nur für Jungen und Mädchen, die älter als 12 Jahre sind) beinhaltet: Gymnastik, Waffenbedienung, deren Sauber- und Instandhaltung. In den Schulen, die sich in den Stützpunkten der Guerillas befinden, müssen sich die Schüler zu einem bestimmten Teil um das Funktionieren und den Unterhalt derselben kümmern. Bis 1965 waren 4000 Exemplare des neugeschaffenen grundlegenden Lesebuches verteilt, und es wurde die Herausgabe neuer Lesebücher, eines Märchenbuches in portugiesisch und kreolisch und eines Buches mit Legenden des Landes vorbereitet. „Außerdem mußte unseren Schülern das gewöhnliche Schulmaterial beschafft werden: Hefte, Bleistifte, Gummis, Tinte usw. Trotz zahlreicher Schwierigkeiten konnten wir — gestützt auf die internationale Solidarität für unseren Kampf — unsere Schulen mit dem notwendigen Material versorgen . . . In gewissen Fällen — so geschah es in vielen Schulen mit den Bänken und Schultaschen — griffen wir auf eigene Quellen zurück und benutzten zu deren Anfertigung Abfallmaterial wie Buschholz, Palmblätter usw. In der großen Mehrzahl wurden diese Dinge von den Schülern selbst angefertigt.“

Gleichzeitig schuf die Partei eine Schule besonderen Typs: die Leitschule. „Die mit dem Lehr- und Erziehungssystem dieser Schule gemachten Erfahrungen sind neu in unserem Kampf um die nationale Befreiung: sie liefern uns die unumgänglichen Indikationen für die zukünftige Orientierung, die der Schaffung von Lehranstalten im Lande zugrunde liegen muß, um eine schnelle und wirksame Ausbildung von Kadern zu erhalten.“ Die Schule ist besonders für die Kinder bestimmt, die verletzt wurden, oder die aus Gründen des Kampfes evakuiert werden mußten — fast alle Schüler sind Interne. Die Stunden beinhalten folgende Fächer: Portugiesisch, Mathematik, Geographie, Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Mineralogie), Geschichte (im wesentlichen Grundzüge der allgemeinen Geschichte), politische Bildung, Zeichnen, Sport und Gesang. „Die Versetzung von einer Klasse in die andere verliert ihren gewöhnlich strengen Charakter, sie hängt von dem Grad der Fähigkeiten der Schüler ab, die entsprechend ihrem Wissensniveau eingruppiert werden. Auf dieser Grundlage wurde es möglich, daß einige Schüler, die vorher nicht lesen konnten, sich in 18 Monaten mit Kenntnissen ausrüsteten, die denen der Schüler des ersten Lyzealzyklus portugiesischer Schulen entsprechen.“

Die Leitung und Verwaltung der Schule, die Regelung des Tagesablaufs liegen fast völlig in den Händen der verschiedenen Schülerkomitees. Das Leitungskomitee (3 Mädchen, 3 Jungen) ist das höchste Leitungsorgan der Schule. Die „Kontrollgruppe“ (2 Jungen, 2 Mädchen) überwacht Mahlzeiten, Hygiene, Kleidung usw. und ist dem Leitungskomitee rechenschaftspflichtig. Das Leitungskomitee versammelt sich mindestens einmal wöchentlich, es kann, falls es schlecht arbeitet, kollektiv abgesetzt werden. Alle Schüler beteiligen sich abwechselnd an den verschiedenen notwendigen Diensten. Zu den wichtigsten gehören: Sauberkeit, Speiseraum, Küche, Spezialküchendienst (Anfertigung von Mahlzeiten für

¹⁷ Chaliand, Gérard, *Bewaffneter Kampf in Afrika*, München, 1969, S. 44

¹⁸ Alle Angaben und Zitate über das Bildungswesen sind entnommen: PAIGC, *Unser Kampf um die Bildung der Massen und die Heranbildung von Kadern*, o. O., o. J. (1965) (hktg.)

die in den Krankenhäusern stationär behandelten Kämpfer), Sanitätsdienst und Wache. Der Wachdienst arbeitet ununterbrochen — jeder Junge und jedes Mädchen machen diesen Dienst einmal wöchentlich.

Der Schultag in der Leitschule beginnt mit Sport und Gymnastik (Volleyball, Tischtennis, Fußball, Scheibenschießen, einige Kinderspiele usw.) und teilt sich dann auf in Klassenunterricht, Selbststudium, Dienste, Erholung und Pausen. Wenigstens einmal wöchentlich finden Filmvorführungen statt, die von den Schülern in eigener Regie durchgeführt werden. Sie gewährleisten auch Funktion und Wartung der Filmapparate. Sonntags besuchen die Schüler häufig die verletzten und in den Krankenhäusern liegenden Kämpfer.

„Strafen irgendwelcher Art werden höchstens in Ausnahmefällen angewandt. Man ist bemüht, alle Probleme und Schwierigkeiten durch die gemeinsame Diskussion zu lösen. ... Immer wenn es nötig ist, versammelt sich die Schülervollversammlung. Sie gewöhnen sich so an die offene Diskussion, stärken ihre Persönlichkeit, gewöhnen sich daran, Meinungen und Ideen auszutauschen, an Kritik und Selbstkritik.“

Die „vierte Front“

Die wichtigste Frage, die sich für uns in der Bundesrepublik im Zusammenhang mit dem Befreiungskampf des guinesischen Volkes von der Kolonialherrschaft und der militärischen Unterdrückung durch den deutschen und internationalen Imperialismus stellt, lautet: Wie kann hier konkrete Solidarität aussehen? Die vietnamesischen Genossen haben immer darauf hingewiesen, wie wichtig für sie in ihrem Kampf nicht nur konkrete materielle Hilfe, Medikamente, Geldspenden etc. sind, sondern auch wie sehr ihnen das Wissen hilft, daß sie den Kampf gegen den US-Imperialismus nicht isoliert führen, daß die Regierungen, die direkt oder indirekt an den Verbrechen gegen das vietnamesische Volk beteiligt sind, sich die Feindschaft und den Widerstand beträchtlicher Teile der eigenen Bevölkerung zugezogen haben und damit ihre aggressive imperialistische Politik nicht unbegrenzt steigern können. Eine unserer wichtigsten Aufgaben müßte es daher sein, die breite Öffentlichkeit, die gegen den Krieg in Vietnam bereits existiert, nun auch — zumindest in der BRD — für ein Land zu schaffen, das eine solche Unterstützung ebenso bitter benötigt (dies versteht sich selbstverständlich nicht etwa als Ablösung der Anti-Vietnamkriegskampagne, sondern als deren Ausweitung).

— Das bedeutet: die möglichst intensive publizistische Ausnutzung nicht nur linker oder halblinker Zeitschriften und Verlage, sondern auch der liberalen Presse, da es gilt, die Kenntnisse der Machenschaften westdeutscher Monopole und der Bundesregierung einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln.

— Das bedeutet: die Mobilisierung aller in dieser Frage bündnisbereiten Gruppen und Schichten. Die Bundesregierung einschließlich ihres sozialdemokratischen Verteidigungsministers Helmut Schmidt soll es sich hinfert nicht mehr

derart unangefochten leisten können, einer der verlässlichsten Bündnispartner des portugiesischen Kolonialismus zu sein. Anlässlich der Kritik der Organisation für Afrikanische Einheit an der Beteiligung westdeutscher Monopole am Bau des Cabora-Bassa-Staudammes in Mozambique wurde in Bonn „darauf hingewiesen, daß angesichts des privaten Charakters der deutschen Beteiligung kaum staatliche Einwirkungsmöglichkeiten bestünden.“¹⁹ Nun mag für die Bundesregierung unmöglich sein, was in Schweden geschah: der Rückzug einer großen schwedischen Firma von der Beteiligung an diesem momentan größten Bauprojekt der Welt (allerdings erst auf Grund massiven Drucks seitens der Öffentlichkeit), zumindest aber sollten die eigenen Ministerien doch in den Zuständigkeitsbereich der Bundesregierung fallen — ganz abgesehen davon, daß die Unterstützung Portugals und damit seiner Kolonialkriege nicht nur UNO-Beschlüsse mißachtet, sondern auch das am 9. Mai 1969 vom Bundestag beschlossene Gesetz zum Internationalen Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von Rassendiskriminierung verletzt. In diesem Gesetz, das vom damaligen Außenminister Brandt unterzeichnet ist, wird ausdrücklich die Apartheid und die Kolonialpolitik verurteilt.

— Das bedeutet: Sammlungen von Geld und dringend benötigten Medikamenten. Und nicht zuletzt wäre es eine wichtige Aufgabe besonders für jene Kader, die in den Betrieben arbeiten, welche entweder als Lieferanten von Rüstungsmaterialien oder aber durch direkte ökonomische Ausbeutung mit den portugiesischen Kolonien verknüpft sind, in eventuell bestehenden Betriebszeitungen die Kollegen darüber zu informieren, was mit den Produkten, die sie herstellen, geschieht, und woher „ihre“ Unternehmer die Extraprofiten beziehen.²⁰ Ob solche Informationen angebracht sind und in welcher Form sie verbreitet werden, hat sich selbstverständlich nach der Situation der Belegschaft in den jeweiligen Betrieben zu richten.

Vielleicht ist es nützlich, in diesem Zusammenhang etwas zu Strategievorstellungen, wie sie seit geraumer Zeit in einigen studentischen Gruppen existieren,²¹ zu sagen. Die seit Ende letzten Jahres ausgegebene Losung „vom abstrakten zum konkreten Internationalismus“ klingt zunächst einsichtig, impliziert jedoch einige Fehler. Erstens ist die Agitation gegen die Bundesregierung, die die Amerikaner durch Ausgleichszahlungen und Entwicklungshilfe in Vietnam unterstützt, mitnichten abstrakter als diejenige gegen Krupp, weil er in Angola Land und Leute ausbeutet. Die mit diesem Irrtum einhergehende Vorstellung, man müsse, um sich nicht revisionistisch auf „nur innerbetriebliche Widersprüche“ zu beschränken, den internationalistischen Aspekt zum zentralen Angelpunkt der Mobilisierung der Arbeiterklasse machen, zeigt, wie sehr die Schöpfer dieser

¹⁹ Frankfurter Rundschau, 19. 3. 1970, Nr. 66

²⁰ Eine relativ detaillierte Darstellung westdeutscher Kapitaltätigkeit und Militärhilfe in den portugiesischen Kolonien und der SAR, befindet sich in dem demnächst erscheinenden „Kursbuch“, Heft 21

²¹ Vgl. u. a. das Vorwort zu, Der revolutionäre . . . , S. 7—14

Strategie an den realen Bedingungen des Klassenkampfes in der BRD vorbeigehen. Da der Hauptwiderspruch in Westdeutschland nach wie vor der zwischen Lohnarbeit und Kapital ist, und nicht darin besteht, daß die Arbeiterklasse hier durch relativ höheren Lebensstandard an der Ausbeutung der „Dritten Welt“ partizipiert, kann sich der Klassenkampf in der Bundesrepublik wohl auch nur an der ersteren Problematik voll entfalten. Dieser Schwierigkeiten bewußt, sagt Cabral: „Wenn, wie es ganz offensichtlich der Fall ist, der Imperialismus existiert und wenn er versucht, gleichzeitig die Arbeiterklasse in allen fortgeschrittenen Ländern zu beherrschen, sowie die nationalen Befreiungsbewegungen in allen unterentwickelten Ländern zu unterdrücken, dann gibt es nur einen gleichen Feind, gegen den wir kämpfen. Wenn wir kämpfen, ist der Hauptaspekt unserer Solidarität äußerst einfach: zu kämpfen — ich glaube nicht, daß dies besonders diskutiert werden muß. Wir kämpfen in Guinea mit der Waffe in der Hand, ihr müßt in euren Ländern ebenfalls kämpfen — ich behaupte nicht, mit der Waffe in der Hand, ich werde euch nicht erzählen, wie ihr kämpfen müßt, das ist eure Angelegenheit; aber ihr müßt die wirksamsten Mittel und Wege finden: das ist die beste Form der Solidarität. Es gibt natürlich andere ebenfalls wichtige Formen der Solidarität: Veröffentlichungen, Versorgung mit Medikamenten etc.; ich kann euch versichern, sollte uns morgen der Durchbruch gelingen und ihr euch im bewaffneten Kampf gegen den Imperialismus in Europa befinden, wir werden euch ebenfalls Medikamente schicken.“²²

²² Cabral, *The Struggle* . . . , S. 445 f

Lehrlingsausbildung bei Siemens

„Kommen Sie in unsere Zukunftsmannschaft. Nutzen Sie Ihre Talente und Neigungen. Unsere Ausbildungsleitung berät Sie gern. Sie haben die Wahl.“

(Aus einer Anzeige der Fa. Siemens, AZ vom 19. 2. 1970)

Zum letzten Male wurden wir gesiezt, als wir uns in der Firma vorstellten. Schon bei der Aufnahmeprüfung hörte die Freundlichkeit auf. Neben der Einführung in unsere Arbeit hörten wir dann drei Wochen lang Vorträge, so u. a. über das „Benehmen bei der Lehrfirma“, „Sinn und Zweck der Lehre“, „Die Werkstattordnung“, „Das Führen von Berichtsheften“ und über den „Jugendlichen im Lehrlingsalter“. In unser Berichtsheft mußten wir schreiben: „Aller Anfang ist schwer. Aber es hängt von einem selbst ab, wie schwer er ist. Wenn Du jetzt von der Schule in die Lehre kommst, lernst Du viel Neues kennen. Du mußt Dich an manches gewöhnen.“

Wir haben es drei und mehr Jahre am eigenen Leib erfahren, was es heißt, sich an die Siemens-Ausbildung gewöhnen zu müssen. An eine Ausbildung, in der wir als Lehrlinge während der Arbeit nicht miteinander reden durften, in der wir uns weder einmal setzen noch anlehnen durften, in der für den Gang zur Toilette immer eine Erlaubnis einzuholen war und jeden Mittag vor dem Essen die gewaschenen Hände vorgezeigt werden mußten. Und nicht zuletzt, daß wir von unseren Ausbildern oft genug geschlagen wurden. Wir haben alle Vorfälle gesammelt und von Augenzeugen belegen lassen. Wir mußten dabei Abkürzungen verwenden, damit uns keine Nachteile erwachsen können. Selbst der Bericht der drei Jugendsprecher bleibt anonym, wer das Haus Siemens kennt, weiß warum. Wir haben alle Unterschriften hinterlegt, die gebrauchten Abkürzungen der Namen sind willkürlich gewählt.

Wer uns mangelnde Offenheit vorwirft, verkennt die verschiedenen Ausgangspositionen einer sogenannten „fairen Diskussion“. Der Ohnmacht der einzelnen Lehrlinge steht die organisierte Macht der Ausbilder und Vorgesetzten gegenüber, wer hier von einer ehrlichen Auseinandersetzung spricht, ist selbst unehrlich. Demokratischen Denk- und Verhaltensweisen ist bekanntlich der Zutritt zum Bereich der Wirtschaft, und insbesondere dem der Großindustrie, radikal verwehrt. Die Firma Siemens bildet hier keine Ausnahme, die folgenden Seiten sind dafür wohl ein eindeutiger Beleg.

H. S.
Maschinenschlosser

F. E.
Physiklaborant

München, den 26. 2. 1970
P. T.
Feinmechaniker

Eine Lehre bei Siemens

Als wir im Herbst 1966 zum erstenmal in die Lehrwerkstatt kamen, hatten wir alle noch keine Ahnung, was wir in den nächsten 3½ Jahren noch alles erleben würden. Wir hatten alle ziemlich verschwommene und idealisierte Vorstellungen von unserer zukünftigen Arbeit; bedingt durch mangelhafte und falsche Informationen von Berufsberatung, Elternhaus und Stellenanzeigen.

Nach der Begrüßung durch den Ausbildungsleiter wurden wir in Gruppen von ca. 30 Lehrlingen eingeteilt. Jeder Gruppe wurde ein Ausbilder zugeteilt und diese führten uns in die Lehrwerkstatt. In der Martinstraße war dies ein einziger Saal, in dem über 300 Lehrlinge arbeiteten. An den dort herrschenden Maschinenlärm, der sehr zermürbend war, gewöhnten sich einige erst nach Wochen, andere nie. Die Lehrlinge in der Tölzer Straße hatten es in diesem Punkt etwas besser, denn dort ist die Lehrwerkstatt auf verschiedene Räume verteilt. Der erste Eindruck war ziemlich bedrückend und, wie sich später herausstellte, auch richtig.

In der nächsten Zeit hörten wir verschiedene Vorträge, die uns in das Berufsleben einführen sollten. Das darin Gehörte unterschied sich schon beträchtlich von dem, was wir an den gleichen Tagen am Arbeitsplatz erlebten. War hier noch von gewissen demokratischen Rechten und natürlich sehr vielen Pflichten die Rede, bekamen wir dort schon die harte Wirklichkeit zu spüren. Es wurde uns gleich von Anfang an von unseren Ausbildern klargemacht, daß es hier nur ein Recht gibt, das Recht des Stärkeren, der Ausbilder.

Wir wurden sehr drastisch an die herrschende Ordnung der Lehrwerkstatt gewöhnt. Wir durften nicht miteinander sprechen, uns während der Arbeitszeit nicht setzen und nicht einmal an die Werkbank anlehnen. „Sowas macht ein Siemens-Lehrling nicht, das stört das Bild des Siemens-Lehrlings in der Öffentlichkeit“, hieß es. Es gab noch vieles, was ein Siemens-Lehrling „nicht macht“. Wir durften vor der Arbeit und in der Pause nicht Zeitung lesen oder, die über 16jährigen ebenso, nicht rauchen. Man durfte nicht so häufig die Toilette besuchen und mußte vorher fragen. Das Benehmen außerhalb der Lehrwerkstatt wurde auch vorgeschrieben (Siemens-Lehrlinge rauchen außerhalb der Lehrwerkstatt nicht usw.). Es war vorgeschrieben, sich unter Aufsicht vor dem Mittagessen die Hände zu waschen. Die gewaschenen Hände wurden kontrolliert. Es gäbe noch viele Beispiele, wie massiv in die persönliche Freiheit eingegriffen wurde. Es wurde starker moralischer Druck auf Lehrlinge mit modischer Kleidung oder mit zu langen Haaren ausgeübt, denen auch mit zwangsweisem Haarschnitt gedroht wurde. („Morgen kommst Du mit kurzen Haaren, sonst geh'n wir zusammen zum Friseur, dann sind sie aber kurz, wie ich will!")

Die Ausbildung begann mit einer einfachen Feilübung, die im Feilen des Würfels fortgesetzt wurde. Hier fiel uns besonders die Überbewertung und Glorifizierung der Blasen an den Händen der Lehrlinge durch die Ausbilder auf. Für viele war es eine böse Qual. Diesen Lehrlingen wurde aber nicht moralisch geholfen, sondern sie wurden als Schädlinge und Muttersöhnchen lächerlich gemacht.

Von Anfang an mußten wir jede Woche einen zweiseitigen Bericht schreiben, der Auskunft über unsere Arbeit geben sollte. Die ersten zwei Berichte mußten wir aus einer Broschüre abschreiben, die „Zum Beginn“ hieß. In diesem Text war nur von Pflicht, Ordnung, Achtung, Unterordnung zu lesen. Nach ein paar Wochen begann auch der Berufsschulunterricht und der werkseigene Firmenunterricht in Technischem Zeichnen und Fachkunde.

Der tägliche Frühsport wurde nicht so durchgeführt, wie er sein sollte. Die angeblich zur Lockerung gedachten Übungen arteten in ein leistungssportliches Training aus.

In der Ausbildung gingen wir nach dem vorliegenden Ausbildungsplan vor. Zuerst machten wir die allgemeine halbjährliche Grundausbildung durch. Hier wurden uns die einfachen manuellen und maschinellen Fertigkeiten beigebracht. In den anschließenden Zusatzlehrgängen sollten diese Fertigkeiten für die einzelnen Berufe differenziert vertieft werden.

Schon nach wenigen Wochen waren wir alle, teilweise mit Gewalt, in die bestehende Ordnung eingefügt. Nach dieser Zeit herrschte unter uns die feste Überzeugung, daß man gegen diese Gemeinheiten der Ausbildung nichts unternehmen kann. Wir fügten uns dann und ließen uns demoralisieren und schlagen. Keiner kam auf die Idee, sich beim Betriebsrat oder Jugendsprecher zu beschweren, da wir wußten, daß uns diese Leute auch nicht grundlegend helfen konnten. Sie konnten vielleicht einen Mißstand beheben, wir aber mußten dann damit rechnen, für das sog. „Verpetzen“ aufs neue und versteckt gestraft zu werden. Nur so ist es zu erklären, daß sich Lehrlinge sogar zusammenschlagen ließen. Lehrlinge, die bei ihren Ausbildern nicht beliebt waren, bekamen auch schlechte Berichtsheftnoten; umgekehrt konnten es sich gut angeschriebene Lehrlinge leisten, schlechte Berichte zu schreiben. Sie waren ihrer guten Note gewiß. Sie durften auch einige Ehrenpöstchen ausführen, die eine gewisse Erleichterung der Arbeit brachten. Zusammenfassend kann man vielleicht sagen, daß nur das getan werden durfte, was die Billigung der einzelnen Ausbilder fand. Alle Abweichungen bis hinein in die kleinsten persönlichen Bereiche wurden unterdrückt.

Lehrlinge, die besonders gut waren und teilweise ihre Lehrgänge früher als die anderen beendeten, mußten in der verbleibenden Zeit Privatarbeiten für die Ausbilder durchführen. So wurden in dieser Zeit, die bis zu drei Monate betragen konnte, Arbeiten wie Kerzenständer, Blumenständer, Privatwerkzeug etc. von einzelnen Lehrlingen angefertigt; für den Saalmeister Meier sogar einmal ein Autodachständer und ein Hundeknochen. Lehrlingen hingegen war es generell verboten, für sich kleinere Arbeiten auszuführen.

Nach den zwei Jahren Lehrwerkstatt kamen die meisten von uns in den Betrieb, in die einzelnen Werkstätten. Wir betrachteten dies als eine Erlösung und Befreiung. An unseren neuen Arbeitsplätzen, die wir ca. alle 4 Wochen wechselten, wurden wir wenigstens nicht mehr moralisch unter Druck gesetzt oder geschlagen. Dafür fiel uns aber die teilweise Willkür in der Notengebung auf. Hatte man

z. B. einmal in der Woche ein kleines Werkstück verpuscht, und die anderen 10 bis 15 Stück gut gemacht, so bekam man trotzdem ein 4 in „Güte“. So war es auch mit den anderen Noten. Während unserer Tätigkeit im Werk wurde uns auch klar, daß es nicht stimmt, wie es uns zu Anfang gesagt wurde, daß unsere Ausbildung viele tausend Mark kosten würde, die für die Firma ein völliger Verlust wären. Wir mußten in diesem einen Jahr im Werk Facharbeiterarbeit durchführen und nach Facharbeiterzeit arbeiten. (75 Prozent eines normalen Facharbeiters.) Wenn man bedenkt, daß wir DM 0,80 Stundenlohn bekamen und die Facharbeiterstunde vielfach höher verrechnet wird, kann man sich den Gewinn dabei ausrechnen.

Für die Physiklaboranten gilt diese Rechnung nicht. Wir waren zwei Jahre produktiv beschäftigt und unsere Arbeit wurden von den Labors teilweise als Ingenieurarbeit verrechnet.

Wir möchten besonders stark kritisieren, daß die Ausbilder und die Betreuer in den Lehrwerkstätten und am Arbeitsplatz über keine pädagogischen Fähigkeiten und Ausbildung verfügten. Sie verwendeten eine willkürliche, ihnen genehme „Erziehungsform“ gegen uns. Wir finden das besonders schlimm, weil wir uns damals in einem Alter befanden, in dem wir zwar in unserer Unsicherheit und unserem Bedürfnis nach einer vernünftigen Autorität noch halbe Kinder waren, wir aber körperlich und geistig schon nach Freiheit und einem eigenen Leben strebten. Viele von uns gehen gebrochen und ohne Form aus dieser Ausbildung raus, was natürlich von dieser Firma nur begrüßt und, wie wir glauben, mit dieser Ausbildung auch angestrebt und beabsichtigt wird.

Darum kann die Schuld auch nicht allein bei den einzelnen Ausbildern liegen, die geprügelt und geschlagen haben, sondern ist hauptsächlich bei jenen Leuten zu suchen, die eine derartige Ausbildung planen und durchführen lassen.

Siemens-Lehrlinge geben zu Protokoll

In der Lehrwerksatt Tölzer Straße besteht ein Putzdienst, der Toiletten- und Waschräume und den Boden von Papier und Schmutz zu reinigen hatte. Der Lehrling M. D. stellte fest, daß eine der Toiletten durch Papier und Exkremente verstopft war. Durch Ziehen der Spülung war nicht Abhilfe zu schaffen. Er benachrichtigte den Ausbilder Sperling. Dieser befahl dem Lehrling, die Toilette mit der Hand zu reinigen. („Zieh's halt raus!“ — „Mit was?“ — „Lang nur rein!“) Der Lehrling weigerte sich, dies auszuführen. (Es sei unhygienisch und wäre Sache der Putzfrau.) Er wies daraufhin, daß er Maschinenbauer und kein Toilettenputzer sei. Darauf versuchte der Ausbilder Sperling, den Lehrling zu zwingen und drohte ihm bei weiterer Weigerung mit Strafen. Der Lehrling gab nicht nach und wurde daraufhin zu weiteren 4 Wochen Toilettendienst verurteilt.

2 Zeugen

Der Lehrling K. M., einer der jüngsten und kleinsten (damals 14 Jahre alt), wurde von seinem Ausbilder Tresenreiter bei jeder Gelegenheit, wie schlechte Berichtsheftnoten, falsche Arbeitsausführung, am rechten Ohr gezogen, bis dieses einmal einriß und blutete. Der Lehrling traute sich nicht, dies dem Ausbilder zu sagen. Daraufhin ging der Lehrling F. E. als Ältester zu dem Ausbilder und sagte es ihm. Darauf antwortete der Ausbilder, wenn das so sei, müßte er ihn halt am anderen Ohr ziehen, was er in der folgenden Zeit auch tat.

Ort: Werkstatt Martinstraße

4 Zeugen

Der Lehrling R. S. hatte nach Ansicht des Ausbilders Rehm zu lange Fingernägel. Der Ausbilder sprach den Lehrling an, ob er spinne, warum er so lange Fingernägel habe. Dies sei unmöglich und das ginge nicht. Er zog dann ein Taschenmesser heraus, packte die Hand des Lehrlings und schnitt ihm mit dem Messer die Fingernägel kurz.

Ort: Tölzer Straße

2 Zeugen

Der Lehrling F. E. ließ am Dreibackenfutter einer Drehbank einen Schlüssel stecken. Der Ausbilder Strasser sah dies, packte die rechte Hand des Lehrlings und drückte sie in den scharfen Drehstahl, bis die Druckstelle blutete. Er fragte den Lehrling, ob er an seiner Drehbank nichts besonderes sähe.

Ort: Martinstraße

1 Zeuge

Alle Lehrlinge sind gezwungen, ihre Hände zu waschen und diese dann dem Ausbilder zu zeigen.

Der Lehrling G. L. wusch sich einmal nicht die Hände. Nach der Mittagspause wurde er zum Ausbilder Mittelmeier zitiert („Du hast Dir die Hände nicht gewaschen, komm her, daß ich Dich packen kann“). Der Lehrling H. S. sagte darauf spaßhaft zu dem Lehrling G. L.: „Das tät ich nicht machen“. Der Lehrling ging aber doch zum Ausbilder. Dieser zog ihn an den Koteletten und beutelte ihn. Dann wandte er sich dem Lehrling H. S. zu, der die „vorlaute“ Bemerkung fallen ließ. Er brüllte ihn an, was ihm eigentlich einfiel. Darauf entschuldigte sich der Lehrling in höflicher Form. Dann rief ihn der Ausbilder wieder zu sich her. Der Lehrling weigerte sich: „Nein, ich geh doch nicht zu Ihnen, damit Sie mich an den Haaren ziehen können“. „Dann komm ich zu Dir!“ antwortete der Ausbilder erregt. Er ging zu dem Lehrling und packte ihn an den Haaren. Der Lehrling forderte den Ausbilder zweimal auf, ihn loszulassen. Dann nahm der Lehrling die Hand des Ausbilders und tat sie weg. Darauf packte der Ausbilder ihn am Arbeitskittel und schüttelte ihn. Der Lehrling forderte den Ausbilder wieder auf, loszulassen. Als der Ausbilder sah, daß er nicht weiterkam, holte er die übrigen Ausbilder und diese zogen über den Lehrling her. Der Vater des Lehrlings wurde anschließend zu einer Aussprache gebeten und der Lehrling der Aufsässigkeit bezichtigt.

Ort: Tölzer Straße

4 Zeugen

Wir mußten jeden Tag von 10.00 bis 10.15 Uhr am Frühsport teilnehmen. Dieser Frühsport, der der Auflockerung und Erholung vom Stehen am Arbeitsplatz als Ausgleich dienen sollte, wurde folgendermaßen durchgeführt:

Wir mußten in Zweierreihen schweigend auf den angrenzenden Fußballplatz marschieren und dann zuerst zweimal um den Platz laufen. Lehrlinge, die körperlich nicht in der Lage waren, das vorgeschlagene Tempo zu halten, mußten eine Sonderrunde laufen. Dann mußten wir uns im Kreis auf dem Platz aufstellen und folgende Übungen turnen: Circa 50 Arm- und Rumpfbeugungen, bis 15 Liegestützen, bis zu 47 (gezählt) Kniebeugen, etwa 50 mal in die Höhe springen, laufen auf der Stelle, Schattenboxen und so weiter. Zum Schluß mußten wir von der Mitte des Platzes in der Kniebeuge vom Platz laufen („Entengang“). Lehrlinge, die irgendwie auffielen (zu schwach waren o. ä.), wurden in die Mitte zum Ausbilder geholt und mußten so lange turnen, wie es der Ausbilder wollte. Oft halfen die anderen Ausbilder bei Übungen nach, zogen z. B. die Arme nach hinten oder drückten beim Kniebeugen ins Kreuz. Wenn wir an den Arbeitsplatz zurückkehrten, war es uns oft zum Erbrechen schlecht, wir zitterten, waren total durchgeschwitzt, sollten aber genauso gründlich weiterarbeiten wie vorher und durften uns nicht hinsetzen und ausruhen. Der Frühsport fand bei jedem Wetter, auch bei starkem Regen, statt.

Ort: Martinstraße

5 Zeugen

Wurden Lehrlinge beim Reden, Lachen oder Spaßmachen erwischt, mußten sie mehrseitige Aufsätze in Normschrift schreiben, die ihren Eltern zur Unterschrift vorgelegt werden mußten.

Ort: Martinstraße

5 Zeugen

Der Lehrling K. M., Brillenträger, wurde des öfteren bei sog. Verfehlungen von seinem Ausbilder Tresenreiter aufgefordert, seine Brille abzunehmen. Alle wußten dann, daß er im nächsten Moment eine Ohrfeige bekommen würde.

Ort: Martinstraße

5 Zeugen

Einige Lehrlinge bemerkten, daß der Ausbilder Georg Rehm nach Alkohol roch. Sie machten unter anderem den Lehrling M. U. darauf aufmerksam, der dem Ausbilder daraufhin zweifelnd ins Gesicht sah. Der Ausbilder bemerkte, daß ihn der Lehrling anschaute. Er forderte ihn auf, seine Brille abzunehmen und schlug ihm ins Gesicht. Der Schlag war so heftig, daß der Lehrling mit dem Hinterkopf an den eisernen Spindel schlug. Daraufhin ging der Ausbilder ohne Erklärung weg.

Ort: Martinstraße

2 Zeugen

Der Lehrling M. U., damals 17 Jahre alt, stand in lässiger Haltung an der Drehbank im Maschinensaal und drehte an der Spindel des Supports, um eine Arbeit durchzuführen. Der Ausbilder Vogel sah ihn dabei und nannte ihn darauf einen

„stinkigen, faulen Hund“, der nicht wisse, wie man eine Arbeit auszuführen habe. Den Lehrling traf diese Beleidigung ziemlich und er beschwerte sich beim Meister. Dieser wies nicht nur die Beschwerde zurück, sondern kanzelte den Lehrling weiter ab, bis dieser an seine Drehbank zurückging und zu weinen begann. Der Lehrling war allgemein bei Ausbildern und Lehrlingen als sehr sensibel bekannt. Er weinte zwei Stunden. Einige Ausbilder gingen noch zu dem Lehrling, unter anderem die Ausbilder Vogel, Langkopf und bearbeiteten ihn weiter mit Fragen wie: „Bist Du denn ein Weib, wieso flennst Du“ usw.

Ort: Tölzer Straße

2 Zeugen

Beim feierabendlichen Werkstattkehren erlaubte sich ein Lehrling, den Besen zu schieben statt zu ziehen, wie vorgeschrieben. Darauf trat der Ausbilder Dörfler hinter den Lehrling und versetzte ihm (seine üblichen) 2 bis 3 Handkantenschläge ins Genick. Dann fragte er den Lehrling, ob er nicht wisse, wie man zu kehren habe.

Ort: Martinstraße

1 Zeuge

Der Ausbilder Strasser schliff dem Lehrling F. S. einen Drehstahl. Dann gab er ihn dem Lehrling zurück und drückte ihm das heiße, geschliffene Ende in die Hand und grinste dabei. Der Lehrling konnte sich nicht erlauben, den heißen Stahl fallen zu lassen, da er sonst mit einer Strafe zu rechnen hatte.

Ort: Martinstraße

3 Zeugen

Der Ausbilder Hermann fühlte sich durch einige Lehrlinge der Gruppe Tresenreiter verunsichert. Er rief den Lehrling R. V. zu sich und stellte ihn zur Rede, ob er über ihn lache. Dann schickte er den Lehrling wieder auf seinen Platz mit der Bemerkung, daß er ihm eine runterhaue, wenn er nochmals grinse. Der Lehrling mußte aber trotzdem grinsen. Da setzte ihm der Ausbilder Hermann nach und schlug ihm von hinten auf den Kopf.

Ort: Martinstraße

4 Zeugen

Der Lehrling F. S. wollte den Bohrtisch einer Säulenbohrmaschine verstellen. Als er den Arretierungshebel löste, rutschte der Tisch um etwa 1 mm nach unten und schlug hörbar auf. Der Ausbilder Hefeke trat zu dem Lehrling, gab ihm einen Schlag auf den Kopf und fragte ihn, warum es gekracht habe. Er ließ den Lehrling den Vorgang öfters wiederholen, wobei es immer wieder krachte und der Lehrling wieder einen Schlag bekam. Auf die wiederholten Fragen des Lehrlings, warum es krache, wenn er den Hebel löse, bekam er zur Antwort, er solle nachdenken. Zum Schluß kam der Lehrling darauf, daß beim Lösen des Hebels die Flanken der Gewindemutter des Bohrtisches auf die Flanken der Zahnstange mit einem hörbaren Schlag aufsetzten. Eine Erklärung von seiten des Ausbilders unterblieb.

Ort: Martinstraße

1 Zeuge

Der Lehrling R. V., damals 16 Jahre, kam eines Tages mit verbundener linker Hand zur Arbeit. Er wurde zum Saalmeister Meier gerufen, der ihm das Pflaster abriß. Es waren Verbrennungen zu sehen, die von ausgedrückten Zigaretten stammten. Der Lehrling gab auf Befragen keine Auskunft über die Ursache. Er wurde zuerst zum Werksarzt geschickt, der ihn verband. Als er zurückkam, wurde er nochmals verhört, und als er wieder keine Auskunft gab, vom Saalmeister Meier mehrmals stark geohrfeigt, bis er in eine der nebenstehenden Spindelpressen stolperte.

Ort: Martinstraße

5 Zeugen

Der Lehrling Y. O. wurde von dem Ausbilder Altstiel wegen seines müden Aussehens verdächtigt, rauschgiftsüchtig zu sein. Er wurde zum Werksarzt geschickt und gezwungen, sich einer Blutprobe zu unterziehen. Das Untersuchungsergebnis war negativ.

Ort: Tölzer Straße

1 Zeuge

Die Arbeitsmöglichkeit von Jugendvertretern bei der Fa. Siemens: Wir sind von unseren gesamten Mitlehrlingen gewählt worden, um ihre Interessen gegenüber der Ausbildungsleitung zu vertreten. Wir wurden jedoch nur gewählt, um das Bild der Mitbestimmung nach außen zu wahren, konnten aber bis jetzt noch fast keinen Erfolg verzeichnen. Wie wir glauben, liegt dieser Mißerfolg zum geringsten Teil an uns, sondern an den Schwierigkeiten, die uns von den Ausbildern und der Ausbildungsleitung gemacht werden.

Nachdem wir nach einer gewissen Zeit sahen, daß wir keinen persönlichen Kontakt zu unseren Mitlehrlingen fanden, wollten wir im Dezember 1969 eine Jugendversammlung einberufen, um ihnen unsere Vorstellungen, Pflichten und Möglichkeiten der Hilfe klarzulegen. Als wir den Wunsch nach dieser Jugendversammlung dem Betriebsrat darlegten, wurden wir anfangs unterstützt. Auf unsere wiederholten Anfragen bekamen wir die fadenscheinige Antwort, es sei für uns kein Saal vorhanden, bzw. dies müsse von der Firmenleitung erst genehmigt werden und diese sei gerade verreist. Ein weiterer Rückschlag war für unsere Arbeit, daß uns z. B. von dem Meister Meier die Hilfe für einen Lehrling verweigert wurde. Der Lehrling L. Y. wurde nach einem Disput mit dem Ausbilder Vogel von diesem rücksichtslos buchstäblich ins Meisterpodium geschleift. Dann bearbeiteten ihn die anderen Ausbilder. Als das einer von uns sah, wollte er in seiner Eigenschaft als Jugendsprecher vermitteln und den Fall klären helfen. Als er die Türe zum Meisterpodium öffnete und höflich fragte, ob er zuhören dürfe, wurde er sehr barsch des Raumes verwiesen.

In dieser und ähnlicher Art wird uns die Arbeit schwer gemacht oder ganz verweigert. Wir fragen uns, wozu wir eigentlich gewählt worden sind.

gez. 3 Siemens-Jugendsprecher

Resolution

Wir protestieren gegen eine Ausbildung, in welcher Jugendliche mit unpädagogischen Mitteln genötigt werden, sich in eine Betriebshierarchie einzufügen, die nicht geeignet ist, einen jungen Menschen zu demokratischer Haltung zu erziehen. Jeder Gedanke an Kritik wird autoritär niedergedrückt.

Während der Zeit unserer Ausbildung wurde uns immer klarer, daß in der Lehrwerkstatt einzig und allein das Recht des Stärkeren maßgebend ist. Jeder von uns mußte im Laufe seiner Lehrzeit erfahren, daß er keine Möglichkeit hatte, sich gegen dieses Ausbildungssystem zur Wehr zu setzen.

Wir protestieren gegen eine Ausbildung, in der durch körperliche Züchtigung Angst, Minderwertigkeitskomplexe und seelische Hemmungen hervorgerufen werden, die das Selbstbewußtsein der Lehrlinge in starkem Maße mindern.

Wir haben Beispiele und Belege für unsere Behauptung gesammelt; es ist an der Zeit, den Betriebsfrieden des Hauses Siemens zu stören, ein Friede, der durch die Macht Weniger auf dem Rücken der Mehrheit der Arbeiter, Angestellten und Lehrlinge hergestellt wird. Es ist nicht das „Interesse der Gesamtheit“, wie es uns die Betriebsordnung vorgaukelt, sondern das Profitinteresse der Minderheit, das uns zu nützlichen Fachidioten ausbilden ließ.

Wir wenden uns nicht in erster Linie gegen unsere Ausbilder, sondern gegen eine bestimmte Ausbildung, die mit Wissen der Firmenleitung gebilligt wird und der in der Freisprechungsfeier gehuldigt werden soll.

Wir wünschen, daß unsere Unterschriften zu dieser Resolution der Firma Siemens nicht bekanntgegeben werden, weil sich die Schwierigkeiten, die wir ohnehin schon haben, dadurch noch vergrößern würden.

Wir solidarisieren uns mit allen, die in der Ausbildung stehen, die in ähnlicher Weise wie wir unterdrückt werden.

Wir wollen den Kampf gegen diese Ausbildung aufnehmen.

Diese Resolution wurde bis zur Freisprechungsfeier im Februar 1970 von 103 auslernenden (darunter 3 Jugendsprecher) und 30 noch in Ausbildung befindlichen Lehrlingen der Firma Siemens unterzeichnet und auf der Veranstaltung im Werk an der Hofmannstraße vor den versammelten Direktoren, Eltern, Lehrlingen und Pressevertretern verlesen. Die Betriebsleitung reagierte mit dem Abschalten der Mikrofone und der Drohung, den Werkschutz einzusetzen. Die Freisprechungsfeier platzte.

Und was geschah danach?

Auf einer Pressekonferenz hat Siemens inzwischen offiziell die Mißstände in der Lehrlingsausbildung zugeben müssen: „Es ist geschlagen worden“, berichtete die Münchner Presse am 24. März 1970. Und: „Siemens kündigt Konsequenzen an“.

Doch nichts ist geschehen. Der Leiter der sozialpolitischen Abteilung, Lüders, hat nichts anderes zu tun, als von einer Belegschaftsversammlung zur anderen zu eilen, um durch falsche Darstellungen, Einschüchterungsversuche und abgestandene Witzchen die Interessen seiner Brötchengeber wahrzunehmen.

Der Arbeitskreis „Siemens Lehrlinge & Facharbeiter“, der sich nach der geplatzten Freisprechungsfeier gebildet hat, wird nicht locker lassen. Der Kampf gegen Mißstände in der Ausbildung, gegen Ausbeutung durch produktive Arbeit muß fortgesetzt werden.

Was Siemens mit seinen Kritikern macht, ist inzwischen nur allzusehr bekannt geworden. Auf die Süddeutsche Zeitung und die Abendzeitung ist massiver Druck auf die Berichterstattung ausgeübt worden (die Deutsche Journalisten-Union, Ortsverein München, hat dagegen scharfen Protest eingelegt). Der Chefredakteur der tz, Franz Schönhuber, ist entlassen worden. Die tz hatte als einzige Zeitung die Vorfälle auf der Freisprechungsfeier in der Schlagzeile gebracht. Daß hier Zusammenhänge zu sehen sind, ist nicht nur bloße Vermutung. Der SPD-Landesvorsitzende, Gabert, hat inzwischen den Deutschen Presserat angerufen. „Nach Gerüchten“, so schreibt er an den Presserat, habe sich der Verleger in redaktionelle Fragen eingeschaltet, als ein Großunternehmen mit dem Entzug von Inseraten-Aufträgen drohte, wenn ein von der Redaktion geplanter kritischer Beitrag über dieses Unternehmen erscheine. Es ist ein offenes Geheimnis, daß hiermit die Firma Siemens gemeint ist.

Doch nicht zuletzt im „eigenen“ Haus räumt Siemens mit unbequemen Kritikern auf: in der Hofmannstraße wurde der Arbeiter Alois P. fristlos entlassen, nachdem er sich auf einer Belegschaftsversammlung gegen die geplante Abschaffung des arbeitsfreien Pfingst-Diensttages ausgesprochen hatte.

Was sagen Sie zu solchen Methoden?

Offensichtlich heißt Siemens: Wenige Siemens-Großaktionäre bestimmen über die Arbeit der vielen, das heißt, sie bestimmen, was den vielen an Lohn ihrer tatsächlichen Arbeitsleistungen vorenthalten wird, damit es den wenigen zu Profit wird, und das nennt nicht nur Karl M. Kapitalismus.

Meinen Sie nicht, Widerstand sei vergeblich!

Er muß organisiert werden. Beginnen wir gleich! Die Zeit und die Zustände zwingen uns dazu, wenn unsere Arbeitskraft von wenigen verschachert werden soll. Siemens ist nur ein Beispiel!

Über Verträge zwischen Imperialismus und Sozialismus

I.

Genua 1922

(...)

In den reichlich vier Jahren des Bestehens der Sowjetmacht haben wir selbstverständlich genug praktische Erfahrung erworben (abgesehen davon, daß wir das auch theoretisch gut genug gewußt haben), um dieses diplomatische Spiel, das die Herren Vertreter der bürgerlichen Staaten nach allen Regeln der veralteten bürgerlichen diplomatischen Kunst treiben, gebührend einschätzen zu können. Wir verstehen ausgezeichnet, was diesem Spiel zugrunde liegt: Wir wissen, daß sein Kern der Handel ist. *Die bürgerlichen Länder müssen mit Rußland Handel treiben.*

(...)

Drohungen haben wir zur Genüge gehört, und zwar ernsthaftere als die Drohungen eines Händlers, der Anstalten macht, die Tür zuzuschlagen, wenn er seinen allerallerletzten Preis bietet. Wir haben von den alliierten Mächten, in deren Händen sich fast die ganze Welt befindet, Drohungen mit Kanonen gehört. *Wir haben uns durch diese Drohungen nicht erschrecken lassen. Vergeßt das bitte nicht, ihr Herren europäischen Diplomaten! (...)*

In der Frage der Genueser Konferenz muß man den Kern der Sache streng unterscheiden von den Zeitungsenten, die die Bourgeoisie losläßt, der Bourgeoisie scheinen sie schreckliche Bomben zu sein, uns aber schüchtern sie nicht ein, weil wir ihrer schon viele erlebt haben und sie nicht immer verdienen, daß man sie auch nur mit einem Lächeln beantwortet. Alle Versuche, uns Bedingungen wie Besiegten aufzuzwingen, sind leerer Wahn, auf den es nicht lohnt zu antworten. Wir knüpfen als Kaufleute Beziehungen an und wissen, was man uns schuldet und was wir den andern schulden und wie hoch ihr rechtmäßiger und sogar erhöhter Profit sein kann. Wir erhalten viele Angebote, die Zahl unserer Verträge nimmt zu und wird weiter zunehmen, was sich die drei, vier Siegermächte auch in den Kopf setzen mögen; durch diesen Konferenzaufschub werdet ihr verlieren, weil ihr euren eigenen Leuten beweisen werdet, daß ihr selber nicht wißt, was ihr wollt, und daß ihr an der sogenannten Willenskrankheit leidet. Diese Krankheit besteht darin, daß ihr euch in der Wirtschaft und in der Politik nicht zurechtfindet, die wir tiefergründiger als ihr eingeschätzt haben. Bald werden zehn Jahre vergangen sein, seitdem wir das getan haben, aber diese ganze nachfolgende Zerrüttung und der Verfall sind den bürgerlichen Staaten immer noch nicht klar. (Aus: Lenin, *Über die internationale und die innere Lage der Sowjetrepublik*, Bd. 33, S. 197 ff.)

(...)

Und es versteht sich von selbst, daß hier die Frage, ich möchte nicht sagen des Krieges, weil dieses Wort eine Mißdeutung hervorrufen könnte, aber jedenfalls des Wettkampfes steht. Im bürgerlichen Lager gibt es eine außerordentlich starke Strömung, die viel mächtiger als die anderen Strömungen ist und dazu neigt, die Genueser Konferenz zu vereiteln. Es gibt andere Strömungen, die sie um jeden Preis durchsetzen wollen, die erreichen wollen, daß sie zusammentritt. Diese letztgenannten Strömungen haben jetzt die Oberhand gewonnen. Es gibt schließlich im Lager aller bürgerlichen Länder eine Strömung, die man als pazifistisch bezeichnen könnte und zu der auch die ganze II. und die zweieinhalbte Internationale gerechnet werden müssen. Das ist dasjenige Lager der Bourgeoisie, das eine Reihe pazifistischer Vorschläge durchzusetzen und so etwas wie eine pazifistische Politik zu umreißen versucht. Wir haben als Kommunisten über diesen Pazifismus bestimmte Anschauungen, deren Darlegung hier völlig überflüssig ist. Es ist klar, daß wir nicht als Kommunisten, sondern als Kaufleute nach Genua gehen. Wir müssen Handel treiben, und sie müssen Handel treiben. Wir möchten, daß dieser Handel zu unserem Vorteil ausschlage, und sie möchten, daß er ihnen Vorteil bringe. Wie sich der Kampf entwickeln wird, das wird, wenigstens zu einem kleinen Teil, von der Kunst unserer Diplomaten abhängen.

Wenn wir als Kaufleute nach Genua gehen, so ist es uns begreiflicherweise nicht gleichgültig, ob wir es mit jenen Vertretern des bürgerlichen Lagers zu tun haben, die zur kriegerischen Lösung der Frage neigen, oder mit jenen Vertretern des bürgerlichen Lagers, die zum Pazifismus neigen, mag er auch noch so unzulänglich sein und — vom Standpunkt des Kommunismus — keinerlei Kritik standhalten. Das wäre wahrhaftig ein schlechter Kaufmann, der es nicht verstünde, diesen Unterschied zu erfassen und ihm zur Erreichung praktischer Ziele seine Taktik anzupassen.

Wir gehen nach Genua mit dem praktischen Ziel, den Handel auszudehnen und Bedingungen zu schaffen, unter denen er sich am weitesten und erfolgreichsten entwickeln könnte. Aber wir bürgen keineswegs für einen Erfolg der Genueser Konferenz. Dafür bürgen zu wollen wäre lächerlich und sinnlos. Ich muß sagen, daß bei einer ganz nüchternen und vorsichtigen Einschätzung der Möglichkeiten, die Genua zur Zeit bietet, es dennoch, glaube ich, nicht übertrieben sein dürfte zu sagen, daß wir dieses unser Ziel erreichen werden. (...)

(Aus: Lenin, Politischer Bericht des ZK der KPR (b) beim XI. Parteitag der KPR (b), Bd. 33, S. 249—50.)

Rapallo 1922

(...)

6. Eine wirkliche Gleichberechtigung der beiden Eigentumssysteme, wenigstens als vorläufiger Zustand, solange nicht die ganze Welt vom Privateigentum und

dem ökonomischen Chaos und den Kriegen, die es erzeugt, zur höheren Form des Eigentums übergegangen ist, findet sich nur im Vertrag von Rapallo. Deshalb begrüßt das Gesamtrussische ZEK den Rapallovertrag als den einzigen richtigen Ausweg aus den Schwierigkeiten, dem Chaos und der Kriegsgefahr (solange zwei Eigentumssysteme, darunter ein so veraltetes wie das kapitalistische Eigentum, bestehen);

erkennt es als normal für die Beziehungen der RSFSR zu kapitalistischen Staaten nur einen solchen Typus von Verträgen an;

— beauftragt es den Rat der Volkskommissare und das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten, die Politik in diesem Geiste durchzuführen;

— beauftragt es das Präsidium des Gesamtrussischen ZEK, dies durch ein Abkommen mit allen Republiken zu bestätigen, die mit der RSFSR eine Föderation bilden;

— weist es das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten und den Rat der Volkskommissare an, nur in äußersten Fällen, die den werktätigen Massen der RSFSR ganz besondere Vorteile bringen u. dgl. m., davon eine Ausnahme zu machen, d. h. vom Typus des Rapallovertrags abzugehen.

(Aus: Lenin, Resolutionsentwurf nach Manuskript, Bd. 33, S. 342—43.)

II.

Moskau 1939

Im Endergebnis erreichte die UdSSR durch den Pakt mit Deutschland folgendes: Erstens wurde die Möglichkeit einer kapitalistischen Einheitsfront gegen das Sowjetland ausgeschaltet; mehr noch, es wurden die Voraussetzungen für die spätere Entstehung einer Antihitlerkoalition geschaffen, an die die Westmächte in jenem Augenblick überhaupt nicht dachten.

Chamberlain und Daladier hatten damals nur eins im Sinne, nämlich Hitlerdeutschland um jeden Preis in einen Krieg gegen die Sowjetunion zu drängen. Der Nichtangriffspakt machte es unmöglich, den zweiten Weltkrieg mit einem Überfall auf die Sowjetunion zu entfesseln.

Der Abschluß dieses Paktes bedeutete das völlige Fiasko der schändlichen Münchner Strategie der englisch-französischen Befürworter der „Befriedung“.

Diese Tatsache hat zweifellos für das Schicksal der Sowjetunion und sogar für das Geschick der ganzen Menschheit eine große Rolle gespielt.

Zweitens bannte dieser Vertrag die Gefahr, daß die UdSSR von Japan, dem Verbündeten Hitlers im antisowjetischen Block, überfallen würde. Ohne den Nichtangriffspakt mit Deutschland hätte die Sowjetunion in eine schwierige Lage geraten können und einen Zweifrontenkrieg führen müssen, denn in jenem Augenblick hätte ein Überfall Deutschlands auf die UdSSR von Westen her den Überfall Japans von Osten her bedeutet. Gerade im August 1939 hatten die Kämpfe am Chaldin-Gol ihren Höhepunkt erreicht, und die Regierung Hira-

numa lehnte eine friedliche Beilegung des Konfliktes hartnäckig ab. Sie zog vielmehr Truppen an der sowjetischen Grenze zusammen, denn sie setzte voraus, Deutschland werde die Kriegshandlungen bald eröffnen. Kaum war jedoch der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt unterzeichnet (23. August), als die Regierung Hiranuma gestürzt (28. August) und von der Regierung Abe abgelöst wurde, die sich sofort mit einer friedlichen Regelung des militärischen Konfliktes einverstanden erklärte. Es war also eine unmittelbare Folge der Vertrages mit Deutschland, daß er an den fernöstlichen Grenzen der UdSSR aufflackernde Kriegsbrand gelöscht werden konnte.

Natürlich mußte die Sowjetregierung darauf gefaßt sein, daß man ihr Abkommen mit Deutschland ausnutzte (was auch tatsächlich geschah), um der anti-sowjetischen Hysterie in den „demokratischen“ Ländern neuen Nährstoff zu geben. Sie mußte darauf gefaßt sein, daß sich im Ausland Leute finden würden, die, ohne der UdSSR feindlich gesinnt zu sein, ihr Vorgehen nicht begriffen (und so verhielt es sich in der Tat). Nichtsdestoweniger kam die Sowjetregierung, nachdem sie das Für und Wider bedacht hatte, zu dem Schluß, daß die positiven Momente zweifellos überwogen. Deshalb wurde das Abkommen mit Deutschland geschlossen. Das war der einzige Ausweg, er war uns durch die sture, verbrecherische Politik Chamberlains und Daladiers aufgezwungen worden.

Noch eine weitere verleumderische Beschuldigung wird von den ausländischen Widersachern der UdSSR gern ins Feld geführt: Durch das Abkommen mit Deutschland, behaupten sie, habt ihr den zweiten Weltkrieg entfesselt. Aus allen bisherigen Darlegungen geht jedoch einwandfrei hervor, daß die tatsächliche Schuld für den zweiten Weltkrieg einerseits Hitler, andererseits aber Chamberlain und Daladier trifft (diese Namen sind symbolisch genommen). Eine schwerwiegende Verantwortung für alles Unheil, das der zweite Weltkrieg angerichtet hat, tragen jene politischen Gruppen, die in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre in England und Frankreich am Ruder waren; jene Gruppen, die, durch Klassenhaß verblindet, eine kurzsichtige Politik zur „Befriedung“ der Aggressoren betrieben und damit rechneten, daß sich Deutschland und die UdSSR in einem Krieg gegenseitig vernichten würden. Gerade diese Gruppen waren es, die dem Sowjetland eine Falle stellten, in die sie allerdings selbst gerieten, denn der erste Schlag der hitlerischen Aggression richtete sich im zweiten Weltkrieg nicht gegen Moskau, sondern gegen London und Paris. Das geschah, weil die sowjetische Diplomatie klüger als die englisch-französische gewesen war. Und wir haben keinen Anlaß, uns deswegen zu entschuldigen.

Um meinen Bericht abzurunden, muß ich noch auf das klägliche Ende zu sprechen kommen, das die unglückseligen Dreierbesprechungen 1939 nahmen.

Am 22. August, einen Tag, nachdem die Sowjetregierung endgültig beschlossen hatte, ein Abkommen mit Deutschland einzugehen, erhielt General Doumenc aus Paris die dringliche Mitteilung, daß den sowjetischen Truppen nach Ansicht der französischen Regierung bei Ausbruch eines Krieges zwischen Polen und Deutsch-

land sofort das Recht zugestanden werden müsse, durch polnisches Gebiet zu marschieren. Nach Ansicht der französischen Regierung . . . Und welcher Ansicht war die polnische Regierung? In dieser wichtigen Frage wahrte Paris tiefstes Schweigen. Aus Warschau dagegen trafen nach wie vor denkbar schlechte Nachrichten ein.

Heute wissen wir aus den von der englischen Regierung veröffentlichten Dokumenten, daß Seeds, unter bezug auf die Weisung, die General Doumenc am 22. August erhalten hatte, in London fragte: „Sind Sie einverstanden?“ London ließ aber die Frage seines Moskauer Botschafters unbeantwortet. Auf Seeds' Telegramm lesen wir jedoch einer Vermerk Strangs (der Anfang August nach England zurückgekehrt war): „Dieses Telegramm mußte unbeantwortet bleiben, da keinerlei Beschluß gefaßt worden war.“ So weit ging die Sabotage der britischen Regierung!

Damals kannten wir noch nicht alle Einzelheiten, waren aber über die ausschlaggebende Tatsache im Bilde, daß London auf die Kardinalfrage der militärischen Besprechungen nicht antworten wollte. Das war von großer Bedeutung. In dieser Situation beraumte der Leiter der sowjetischen Delegation am 21. August eine Zusammenkunft aller drei Militärmissionen an und schlug ihnen, wie bereits erwähnt, vor, die Sitzungen zu unterbrechen. Das war eine diplomatische Umschreibung und bedeutete einfach: Die Dreierverhandlungen sind gescheitert!

Den Militärmissionen Englands und Frankreichs wie auch Seeds und Naggiar war der Sinn dieser Erklärung der sowjetischen Delegation völlig klar. Zwar trafen in den nächsten drei, vier Tagen die Missionsleiter und die Botschafter Englands und Frankreichs noch mit dem sowjetischen Volkskommissar für Verteidigung und dem Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten zusammen und sprachen mit ihnen, aber das konnte an der Lage nichts mehr ändern. Den Missionen blieb nichts anderes übrig, als den Heimweg anzutreten.

In einem von der Sowjetregierung am 27. August 1939 veröffentlichten Interview sagte der Leiter der sowjetischen Delegation über die Ursachen des Scheiterns der militärischen Besprechungen:

„Die sowjetische Militärmission war der Meinung, daß die UdSSR, die keine gemeinsamen Grenzen mit dem Aggressor hat, Frankreich, England und Polen nur dann helfen kann, wenn die sowjetischen Truppen durch polnisches Territorium marschieren dürfen, denn auf anderen Wegen können die sowjetischen Truppen nicht mit den Truppen des Gegners in Berührung kommen . . .

Trotz der augenscheinlichen Richtigkeit dieser Einstellung teilten die französische und die englische Militärmission diesen Standpunkt der sowjetischen Mission nicht, und die polnische Regierung hat offen erklärt, daß sie eine militärische Hilfe der UdSSR nicht brauche und nicht annehme . . .

Das ist der Grund der Meinungsverschiedenheiten. Hieran sind die Verhandlungen auch gescheitert.“

Der Leiter der sowjetischen Delegation beantwortete danach die Frage eines Journalisten, ob die Reuter-Meldung stimme, daß die Sowjetregierung die Dreierbesprechungen wegen eines mit Deutschland getroffenen Abkommens abgebrochen habe. Er sagte:

„Die militärischen Besprechungen mit England und Frankreich wurden nicht abgebrochen, weil die UdSSR einen Nichtangriffspakt mit Deutschland geschlossen hat, sondern die UdSSR hat unter anderem auch deshalb einen Nichtangriffspakt mit Deutschland unterzeichnet, weil die militärischen Besprechungen mit Frankreich und England infolge unüberwindlicher Meinungsverschiedenheiten in eine Sackgasse geraten sind.“

Und damit wurde der Punkt aufgesetzt.

Als Schlußwort möchte ich hier zwei Äußerungen aus völlig entgegengesetzten Lagern zitieren.

Am 27. November 1958 richtete die Sowjetregierung an den damaligen Präsidenten der USA, Dwight D. Eisenhower, eine ausführliche Note, in der unter anderem die internationale Lage am Vorabend des zweiten Weltkrieges berührt wurde.

„Bekanntlich sind die USA, ebenso wie Großbritannien und Frankreich“, hieß es in dieser Note, „durchaus nicht sofort zu dem Schluß gekommen, daß eine Zusammenarbeit mit der Sowjetunion angebahnt werden müsse, um der hitle-
rischen Aggression entgegenzutreten, obwohl die Sowjetregierung sich immer wieder dazu bereit erklärt hatte. In den Hauptstädten der westlichen Staaten hatten lange Zeit entgegengesetzte Bestrebungen die Oberhand ...“

Erst als das faschistische Deutschland die kurzsichtigen Spekulationen der „München-Politiker“ über den Haufen geworfen und sich gegen die Westmächte gewandt hatte, als die Hitlerarmee sich nach dem Westen in Marsch setzte, wobei sie Dänemark, Norwegen, Belgien und Holland zermalmte und Frankreich zu Fall brachte, blieb den Regierungen der USA und Großbritanniens nichts anderes übrig, als zuzugeben, daß sie sich verkalkuliert hatten, und gemeinsam mit der Sowjetunion dem faschistischen Deutschland, Italien und Japan die Stirn zu bieten. Bei einer weitsichtigeren Politik der Westmächte hätte eine derartige Zusammenarbeit der Sowjetunion, der USA, Großbritanniens und Frankreichs viel früher, gleich in den ersten Jahren nach Hitlers Machtantritt in Deutschland, angebahnt werden können, und dann hätte es weder die Okkupation Frankreichs, noch Dinkirchen oder Pearl Harbor gegeben.“ (Hervorgehoben von mir — I. M.) Dann wäre es möglich gewesen, Millionen Menschenleben zu retten, die von den Völkern der Sowjetunion, Polens, Jugoslawiens, Frankreichs, Englands, der Tschechoslowakei, der USA, Griechenlands, Norwegens und anderer Länder geopfert wurden, um die Aggressoren zu bändigen.

Winston Churchill schreibt in seinen Kriegserinnerungen über die Dreierverhandlungen von 1939:

„... Dennoch kann selbst im Rückblick kein Zweifel darüber bestehen, daß es

von Großbritannien und Frankreich richtig gewesen wäre, das russische Angebot anzunehmen ... Chamberlain und das Foreign Office aber standen ratlos vor diesem Rätsel der Sphinx. Wenn die Ereignisse so rasch voranschreiten und so überwältigend sind wie im damaligen Augenblick, ist es klug, einen Schritt nach dem andern zu tun. Das Bündnis von England, Frankreich und Rußland hätte Deutschland im Jahre 1939 mit größter Beunruhigung erfüllt, und niemand vermag zu beweisen, daß sich der Krieg nicht sogar damals noch hätte verhüten lassen (vor mir hervorgehoben — I. M.). Der nächste Schritt hätte mit überlegener Macht auf seiten der Alliierten unternommen werden können. Auf dem Weg der Diplomatie hätten sie die Führung wiedergewonnen. Hitler konnte es sich weder leisten, einen Zweifrontenkrieg, den er selbst so scharf verurteilt hatte, zu führen, noch hätte er es zulassen können, in seiner Aggressionspolitik zum Stillstand gebracht zu werden. Es war bedauerlich, daß er nicht in diese Enge getrieben wurde, die ihn leicht das Leben hätte kosten können ...

... Wenn Chamberlain zum Beispiel bei Empfang des russischen Angebots geantwortet hätte: „Ja, wir drei wollen uns zusammentun und Hitler das Genick brechen“, oder mit anderen Worten diesen Inhalts, so hätte das Parlament zugestimmt; Stalin wäre zufrieden gewesen, und die Geschichte hätte vielleicht einen anderen Lauf genommen. Wenigstens hätte sie keinen schlimmeren nehmen können. Statt dessen folgte (als Antwort auf den russischen Vorschlag — I. M.) langes Schweigen, während halbe Maßnahmen und wohlabgewogene Kompromisse vorbereitet wurden.“

Trotz aller Unterschiede zwischen den angeführten Zitaten (es bedarf wohl keines Beweises, daß sie sehr groß sind), stimmen beide darin überein, daß es möglich gewesen wäre, den zweiten Weltkrieg zu vermeiden, wenn die UdSSR, England, Frankreich und die USA (oder zumindest die UdSSR, England und Frankreich) der Aggression der faschistischen Mächte schnell, fest und entschlossen eine Schranke gesetzt hätten.

Wer hat die Errichtung einer solchen Schranke verhindert? Die Sowjetunion? Die Sowjetunion trifft keine Schuld. Sie hat im Gegenteil alles nur Menschenmögliche getan, um eine solche Schranke gegen die Aggression zustande zu bringen. Daran lassen diese Darlegungen nicht den geringsten Zweifel. Diese Dreierbarriere wurde in Wirklichkeit von der „Cliveden-Clique“ in England und von den „200 Familien“ in Frankreich verhindert. Wenn man aber nach den Personen fragt, die Hitler geholfen, die diese reaktionären Kräfte am markantesten verkörpert und die ihnen genehme Politik am aktivsten betrieben haben, so sind in erster Linie Neville Chamberlain und Daladier zu nennen, insbesondere Chamberlain, denn im Lager der Befürworter der „Befriedung“ war er es, der zweifellos die führende Rolle spielte.

In der jüngsten Zeit bemühen sich englische Historiker und Politiker, die unheilvolle Gestalt des Helden der „Münchener Politik“ — und sei es nur ein wenig — rein zu waschen; sie schreiben von der „Tragödie eines Mannes mit guten Ab-

sichten“. So wird Chamberlain zum Beispiel von dem namhaften Konservativen J. Macleod in der 1961 veröffentlichten Biographie des letzten Vorkriegspremiers dargestellt. Alle derartigen Versuche sind nichts anderes als eine heuchlerische Geschichtsfälschung. Für Menschen, die die Leitung eines Staates übernehmen, sind „gute Absichten“ zu wenig — von ihnen wird die Fähigkeit gefordert, richtige Methoden zur Verwirklichung dieser Absichten zu finden. Offenbar besaß Neville Chamberlain diese Fähigkeit nicht, und deshalb führten seine „guten Absichten“ nur zu einer furchtbaren Katastrophe. Hatte er denn überhaupt „gute Absichten“? Chamberlains Apologeten reden gern davon, daß er den Frieden angestrebt habe. Schon möglich — aber welchen Frieden denn? Alles, was uns von Chamberlain bekannt ist, zeugt davon, daß er den Frieden für England und möglicherweise für Frankreich anstrebte, jedoch um dieses Friedens willen bereit war, die UdSSR, Polen, die Tschechoslowakei und viele andere Länder mit Blut zu überschwemmen. Kann man derartige Absichten als „gut“ bezeichnen?

Chamberlain und Daladier und die hinter ihnen stehenden aggressiven imperialistischen Kräfte verdienen vor dem großen Gericht der Geschichte keine Nachsicht. Die ganze Größe ihrer geschichtlichen Verantwortung für die Entfesselung des zweiten Weltkrieges, für die unzähligen Opfer, Verluste und Leiden, die er der Menschheit gebracht hat, ist kaum zu ermessen.

(J. M. Maiski, *Memoiren eines sowjetischen Botschafters*, Berlin 1968, S. 498—503.)

III.

Potsdam 1945

Die Potsdamer Konferenz war nicht nur eine weitere Zusammenkunft der Regierungschefs der drei Großmächte, sondern auch ein Triumph der Politik, die in der vollständigen Zerschlagung des faschistischen Deutschlands und der bedingungslosen Kapitulation ihre Krönung gefunden hatte.

Die sowjetische Delegation war nach Potsdam gekommen, um eine gemeinsam abgestimmte Politik zu erreichen, die Nachkriegsprobleme im Interesse des Friedens und der Sicherheit der Völker zu regeln und Voraussetzungen zu schaffen, die eine Wiedergeburt des deutschen Militarismus und dessen nochmalige Aggression unmöglich machen würden.

Bei der Behandlung dieser wichtigsten Probleme waren die Konferenzteilnehmer an Beschlüsse gebunden, die die Krimkonferenz gefaßt hatte. Es gelang der sowjetischen Delegation erneut, die Absichten reaktionärer Kräfte zu durchkreuzen und durchzusetzen, daß die Pläne zur Demokratisierung und Entmilitarisierung Deutschlands als wichtigste Bedingung des Friedens weiter konkretisiert wurden. Andererseits trat in Potsdam viel stärker als auf den vorher-

gehenden Konferenzen die Tendenz der Regierungen der USA und Großbritanniens zutage, die Niederlage Deutschlands auszunutzen, um ihre Positionen im Kampf um die Weltherrschaft zu verstärken ...

Die amerikanische und die britische Seiten zogen diese Verhandlungen mit allen Mitteln in die Länge. Stalin mußte bei den Gesprächen am runden Tisch mit Truman und Churchill mehrmals in ziemlich scharfen Worten daran erinnern, welche Verluste die Länder im Krieg erlitten hatten, und an das Recht unseres Landes auf angemessenen Schadenersatz mahnen.

Anfangs verlief die Konferenz sehr gespannt. Die sowjetische Delegation sah sich einer geschlossenen Front und einer im voraus abgesprochenen Politik der USA und Großbritanniens gegenüber.

Der Hauptpunkt auf der Konferenz war die Nachkriegsgestaltung der Länder Europas und in erster Linie die Umgestaltung Deutschlands auf demokratischer Grundlage ...

Nach der Konferenz erhielten wir einen Auszug aus den Beschlüssen, in dem es unter anderem hieß: „Der deutsche Militarismus und Nazismus werden ausgerottet, und die Alliierten treffen nach gegenseitiger Vereinbarung in der Gegenwart und in der Zukunft auch andere Maßnahmen, die notwendig sind, damit Deutschland niemals mehr seine Nachbarn oder die Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt bedrohen kann.“

Das Abkommen, von dem sich die sowjetische Seite im Kontrollrat für Deutschland leiten ließ, hatte folgenden Wortlaut:

„A) Politische Grundsätze

1. Entsprechend der Übereinkunft über das Kontrollsystem in Deutschland wird die höchste Regierungsgewalt in Deutschland durch die Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika, des Vereinigten Königreichs, der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken und der Französischen Republik nach den Weisungen ihrer entsprechenden Regierungen ausgeübt, und zwar von jedem in seiner Besatzungszone sowie gemeinsam in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Kontrollrats in den Deutschland als Ganzes betreffenden Fragen.
2. Soweit dieses praktisch durchführbar ist, muß die Behandlung der deutschen Bevölkerung in ganz Deutschland gleich sein.
3. Die Ziele der Besetzung Deutschlands, durch welche der Kontrollrat sich leiten lassen soll, sind:

(I) Völlige Abrüstung und Entmilitarisierung Deutschlands und die Ausschaltung der gesamten deutschen Industrie, welche für eine Kriegsproduktion benutzt werden kann, oder deren Überwachung ...

(III) Die Nationalsozialistische Partei mit ihren angeschlossenen Gliederungen und Unterorganisationen ist zu vernichten; alle nationalsozialistischen Ämter sind aufzulösen; es sind Sicherheiten dafür zu schaffen, daß sie in keiner Form wieder auferstehen können; jeder nazistischen und militaristischen Betätigung und Propaganda ist vorzubeugen.

(IV) Die endgültige Umgestaltung des deutschen politischen Lebens auf demokratischer Grundlage und eine eventuelle friedliche Mitarbeit Deutschlands am internationalen Leben sind vorzubereiten ...

5. Kriegsverbrecher und alle diejenigen, die an der Planung oder Verwirklichung nazistischer Maßnahmen, die Greuel oder Kriegsverbrechen nach sich zogen oder als Ergebnis hatten, teilgenommen haben, sind zu verhaften und dem Gericht zu übergeben. Nazistische Parteiführer, einflußreiche Nazianhänger und die Leiter der nazistischen Ämter und Organisationen und alle anderen Personen, die für die Besetzung und ihre Ziele gefährlich sind, zu verhaften und zu internieren.

6. Alle Mitglieder der nazistischen Partei, welche mehr als nominell an ihrer Tätigkeit teilgenommen haben, und alle anderen Personen, die den alliierten Zielen feindlich gegenüberstehen, sind aus den öffentlichen oder halböffentlichen Ämtern und von den verantwortlichen Posten in wichtigen Privatunternehmungen zu entfernen. Diese Personen müssen durch Personen ersetzt werden, welche nach ihren politischen und moralischen Eigenschaften fähig erscheinen, an der Entwicklung wahrhaft demokratischer Einrichtungen in Deutschland mitzuwirken.

7. Das Erziehungswesen in Deutschland muß so überwacht werden, daß die nazistischen und militaristischen Lehren völlig entfernt werden und eine erfolgreiche Entwicklung der demokratischen Ideen möglich gemacht wird ...

B) Wirtschaftliche Grundsätze

11. Mit dem Ziele der Vernichtung des deutschen Kriegspotentials ist die Produktion von Waffen, Kriegsausrüstung und Kriegsmitteln, ebenso die Herstellung aller Typen von Flugzeugen und Seeschiffen zu verbieten und zu unterbinden. Die Herstellung von Metallen und Chemikalien, der Maschinenbau und die Herstellung anderer Gegenstände, die unmittelbar für die Kriegswirtschaft notwendig sind, ist streng zu überwachen und zu beschränken, entsprechend dem genehmigten Stand der friedlichen Nachkriegsbedürfnisse Deutschlands ...

12. In praktisch kürzester Frist ist das deutsche Wirtschaftsleben zu dezentralisieren mit dem Ziel der Vernichtung der bestehenden übermäßigen Konzentration der Wirtschaftskraft, dargestellt insbesondere durch Kartelle, Syndikate, Trusts und andere Monopolvereinigungen ...

14. Während der Besetzungszeit ist Deutschland als eine wirtschaftliche Einheit zu betrachten. Zu diesem Ziel sind gemeinsame Richtlinien aufzustellen hinsichtlich:

- a) der Erzeugung und der Verteilung der Produkte der Bergbau- und der verarbeitenden Industrie;
- b) der Landwirtschaft, der Forstwirtschaft und der Fischerei;
- c) der Löhne, der Preise und der Rationierung;
- d) des Import- und Exportprogramms für Deutschland als Ganzes;
- e) der Währung und des Bankwesens, der zentralen Besteuerung und der Zölle;

- f) der Reparationen und der Beseitigung des militärischen Industriepotentials;
- g) des Transport- und Verkehrswesens.

Bei der Durchführung dieser Richtlinien sind gegebenenfalls die verschiedenen örtlichen Bedingungen zu berücksichtigen.“

Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtfertigkeit diese grundsätzlichen Beschlüsse, von den Großmächten in Potsdam einstimmig angenommen, bald darauf von den führenden Staatsmännern der USA und Großbritanniens zunichte gemacht wurden. Die Folge ist, daß in der westdeutschen Bundesrepublik der Militarismus wieder auflebte, der Westdeutschland, gestützt auf den Beistand der imperialistischen Kreise der USA und Großbritanniens, erneut zu Aggressionshandlungen vorbereitet. Für die Ausführung revanchistischer Ziele ist eine Aggressionsarmee mit ehemaligen Nazigeneralen an der Spitze aufgestellt worden. Wie soll man sich da nicht an die treffenden Worte des USA-Präsidenten Roosevelt aus dem Jahre 1943 erinnern: „Nach dem Waffenstillstand des Jahres neunzehnhundertachtzehn dachten und hofften wir, den Geist des deutschen Militarismus ausgemerzt zu haben. Unter der Eingebung einer ‚frommen Denkweise‘ verwendeten wir die darauffolgenden fünfzehn Jahre darauf, abzurüsten, während die Deutschen ein so herzerreißendes Geschrei anstimmten, daß die anderen Völker ihnen nicht nur gestatteten aufzurüsten, sondern ihnen diese Aufgabe auch noch erleichterten. Die gutgemeinten, aber unseligen Versuche früherer Jahre erwiesen sich als untauglich. Ich hoffe, daß wir sie nicht wiederholen werden.“

„Nein“, setzte Roosevelt seinen Gedanken fort, „ich muß mich kräftiger ausdrücken. Als Präsident und Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Vereinigten Staaten habe ich die Absicht, alles nur menschenmögliche zu tun, um eine Wiederholung dieses tragischen Fehlers zu vermeiden.“

Der nach dem ersten Weltkrieg begangene tragische Fehler, vor dem Roosevelt warnte, wiederholte sich nach dem zweiten Weltkrieg wieder ...

Und die USA selbst? Vergebens hoffen die Staatsmänner, die militärischen und politischen Hauptverantwortlichen der USA, daß die Völker die Verbrechen in Vietnam vergessen werden.

(G. K. Shukow, *Erinnerungen und Gedanken*, Berlin 1970, S. 365—369.)

IV.

Moskau 1970

Das Präsidium der DKP begrüßt den erfolgreichen Abschluß des Vertrages über Gewaltverzicht und Zusammenarbeit zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion. Er ist ein Schritt vorwärts in der Entwicklung unserer Beziehungen zur Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern, und damit ein Schritt vorwärts zu einer gesamteuropäischen Friedensordnung.

Die beabsichtigte Unterzeichnung des Moskauer Vertrages durch Bundeskanzler Brandt und Ministerpräsident Kosygin unterstreicht diese Bedeutung.

Kernstück des paraphierten Vertrages ist die Garantie der Unantastbarkeit der heute bestehenden europäischen Grenzen und Realitäten, die Anerkennung des Status quo.

Über 20 Jahre war unter Führung der CDU/CSU die Außenpolitik der Bundesrepublik auf Spannung und Feindschaft gegen die Sowjetunion, gegen das ganze sozialistische Weltsystem gerichtet. Entgegen dem Potsdamer Abkommen zielte diese Politik darauf ab, die europäischen Grenzen, also die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges, zugunsten des deutschen Imperialismus zu verändern.

Das ist am wachsenden Widerstand derer gescheitert, die in der Bundesrepublik auf Entspannung und Zusammenarbeit mit unseren östlichen Nachbarn dringen, sowie an der Friedenspolitik der sozialistischen Staaten.

So wurde die CDU/CSU bei den Bundestagswahlen aus der Regierung abgewählt. Die Brandt/Scheel-Regierung begann eine realistischere Haltung in der Ostpolitik einzunehmen. So wurde der Weg zu den Moskauer Verhandlungen frei.

Der jetzt vereinbarte Vertrag kann die von vielen erhoffte Wende der Außenpolitik einleiten, wenn er zum Schlußstrich unter die bisherige entspannungsfeindliche und aggressive Ostpolitik wird, zum Auftakt für eine vorbehaltlose Politik der Anerkennung aller bestehenden Grenzen zwischen der Bundesrepublik und der DDR.

Deshalb hat auch dieser außenpolitische Schritt der Bundesregierung eine solch positive Aufnahme in der Bevölkerung gefunden. In der Tat hat die Bundesrepublik durch eine Wende zu Sicherheit und Zusammenarbeit nichts zu verlieren. Im Gegenteil: Dadurch könnte über die Abrüstungsvereinbarungen hinaus der Weg frei werden zur Lösung von Fragen der ökonomischen und wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit in ganz Europa — und nicht in einem unter USA-Vormundschaft stehenden Kleineuropa. So könnte der Beweis erbracht werden, daß friedliche Koexistenz zwischen Staaten von so unterschiedlicher Gesellschaftsordnung wie in Europa möglich, für die arbeitenden Menschen nützlich und im nationalen Interesse der Bundesrepublik ist.

Noch aber ist der Vertrag nicht gesichert. Die gegen ihn Sturm laufenden rechtskonservativen Kräfte mit Strauß und Kiesinger an der Spitze haben alles getan, um einen Erfolg der Moskauer Verhandlungen zu verhindern. Jetzt formieren sie sich zum Widerstand gegen die Unterzeichnung und Ratifizierung des Vertrages. Sie vertreten die Interessen jener Gruppierungen des Finanzkapitals und der Rüstungsmonopole, die sich mit den Ergebnissen des zweiten Weltkrieges nicht abfinden wollen, die aus Spannungen und Kriegsvorbereitung profitiert haben und weiter profitieren möchten.

Diesen Kräften muß eine klare Absage erteilt werden. Ihr Versuch, die Grenzen zu verändern, also dem deutschen Imperialismus verlorenes Gebiet zurück-

zugewinnen, ist nicht nur aussichtslos, sondern bedeutet ständige Kriegsgefahr. Wer diesen Kräften nachgibt, stärkt ihre Positionen. So schadet es den Moskauer Vereinbarungen, wenn Außenminister Scheel nach seiner Rückkehr die Ratifizierung des Vertrages an die West-Berlin-Frage knüpft, an eine Frage, die mit den getroffenen Vereinbarungen nichts zu tun hat. So kann es auch der Sache nicht dienen, wenn Bundeskanzler Brandt erklärt, Verträge seien „Interpretationen“ zugänglich. „Es kommt darauf an, was man daraus macht.“ Die Geschichte hat gezeigt, daß der deutsche Imperialismus mehrfach Verträge, die im Interesse der Bevölkerung lagen, mit der Sowjetunion geschlossen und gebrochen hat. Es darf nicht noch einmal geschehen, daß durch die extremen, aggressiven Kräfte des Großkapitals Gewaltverichtsvereinbarungen mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern in ihr Gegenteil verkehrt werden. Das darf sich nicht wiederholen. Das wird sich nicht wiederholen, wenn unsere Bevölkerung die Verwirklichung von Gewaltverzicht und Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern zu ihrer eigenen Sache macht.

Den Worten müssen nun Taten folgen: Beendigung des Antikommunismus und vorbehaltlose Ratifizierung des Vertrages — anders kann es keine Fortschritte in unseren Beziehungen zu den sozialistischen Staaten und in Richtung auf europäische Sicherheit und Zusammenarbeit geben.

Bis zur Ratifizierung darf keine Zeit vertan werden. Jedes Zögern nützt Strauß und Kiesinger. Ihnen darf man keine Zeit lassen, eine neue Welle des Nationalismus und der antisowjetischen Hetze zu entfachen.

Der Wunsch unserer Bevölkerung nach Verständigung und Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten muß jetzt in vielfältigen Formen und Aktionen so deutlich gemacht werden, so zum Tragen kommen, daß der Bundestag nicht umhin kann, die Moskauer Vereinbarungen unverzüglich und vorbehaltlos zu ratifizieren und die Unterstützung einer europäischen Sicherheitskonferenz unter gleichberechtigter Teilnahme der Bundesrepublik und der DDR zu beschließen.

(Erklärung des Präsidiums der DKP vom 9. 8. 1970.)

Beilagenhinweis:

Wir bitten um freundliche Beachtung: Buchschecks der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und Prospekte des Klaus Wagenbach Verlages.

ANMERKUNGEN

GERD KAUL, Jahrgang 1948: „krankenhaus, elternhaus, kindergarten, kirche, schule, kaserne, krankenhaus, universität. ein jahr mitarbeit bei bazon brocks seminar an der hochschule für bildende künste in hamburg; philosophie- und soziologiestudium in hamburg und frankfurt. arbeitet an einer grammatik des spätkapitalismus: UND FRANKENSTEIN SCHUF DAS ENTSETZEN (die grammatik des schreckens).“

YUSUF IDRIS, geboren 1927, gehört zu den bedeutenden Vertretern der modernen arabischen Literatur. 1951 Abschluß des Medizinstudiums in Kairo, Assistent der Chirurgie, später Bezirksarzt. Heute lebt er in Kairo als Schriftsteller. Veröffentlichungen: „Die billigsten Nächte“ (Erzählungen), 1954, „Das Verbotene“ (Roman), 1959. Bekannte Stücke des Autors: „Die kleinen Vögel“, 1966, „Die Gestreiften“, 1969. DER STUHLTRÄGER erschien in der Kairoer Literaturzeitschrift „Al-Magalla“, Februar 1969. Übersetzung aus dem Arabischen von Nagi Naguib.

HEINER DORROCH, Jahrgang 1950; gelernter Maschinenschlosser, studiert Philosophie und Literatur auf einer Abendschule in Essen: „Mein Vater ist Kaufmann, meine Mutter eine Freiherrin aus einem österreichischen Adelsgeschlecht. Durch Karl Mays Werke und späterhin durch Dostojewskijs Buch „Die Brüder Karamasoff“ stieß ich zur Literatur, beeinflusst wurde ich vor allem von Bakunin, Trotzki und Che Guevara.“

ARTUR TROPFMANN (siehe KÜRBISKERN 2/69); GERD WOLTER, geboren 1942 in Braunschweig, Mitarbeiter von Pop Sunday (Bayer. Rundfunk), lebt als Schreiber in München; UWE TIMM (siehe KÜRBISKERN 1/69); BIRGID RAUEN, geboren 1943 in Cesena (Italien), Studium an der philosophischen Fakultät in Mailand, Dissertation über Informationsästhetik, Zusammenarbeit mit der Casa Editrice Mazzotta an der Anthologie „Kunst und Wissenschaft“ (im Druck), Übersetzung des Kitschbuches von Gillo Dorfles, Beschäftigung mit Computer-Graphik in Canada; GABBO MATEEN, Jahrgang 1948, studiert Geschichte und Germanistik („gottseisgeklagt!“); THEODOR WEISSENBORN, geboren 1933, Studium der Kunstpädagogik, Philosophie, Germanistik und Romanistik, lebt als Schriftsteller in Hof Raskop (Kreis Wittlich); OSWALD ANDRAE, Jahrgang 1926, hauptberuflich Augenoptiker, wohnt in Jever; PETER SCHÜTT (siehe KÜRBISKERN 2/69).

MANFRED BOSCH, geboren 1947 in Bad Dürkheim. „In Radolfzell aufgewachsen und gymnasialisiert worden, Ersatzdienst in München, ebda Studium der Soziologie und Völkerkunde.“

MISCHA GALLE (siehe KÜRBISKERN 1/69).

MICLOS TOTH, 1938 in Ungarn geboren, emigrierte nach 1956 und lebt als Schriftsteller in West-Berlin.

CONRAD SCHUHLER (siehe KÜRBISKERN 3/70).

WILFRIED VON BREDOW (siehe KÜRBISKERN 1/70).

HORST HOLZER, geboren 1935 in Wiesbaden, Studium der Soziologie, Dissertation: „Illustrierte und Gesellschaft“ (Rombach-Verlag, Freiburg 1967); Habilitationsschrift: „Massenkommunikation und Demokratie“ (erscheint demnächst bei Piper). Veröffentlichte Beiträge zur Soziologie der Massenkommunikation und politischen Soziologie; Universitätsdozent für Soziologie an der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München.

HERMANN KORTE veröffentlichte bisher „in der frankfurter Versuchszeitschrift ‚risico‘ und wird in der Anthologie junger Autoren beim Peter-Hammer Verlag (Herausgeber: Frank Brunner) mit einigen Sachen vertreten sein.“

BARBARA SCHILLING, KARL UNGER studieren Soziologie und Politik in Marburg; sie sind Herausgeber des antiimperialistischen Informationsbulletins, Marburg.

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitzer. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 13, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83, Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Kunigundenstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Hilde Domin Ich will Dich

Gedichte. 48 Seiten. Kartonierte mit Schutzumschlag DM 9,80

Der vierte Gedichtband von Hilde Domin: „Öffentliche“ Gedichte, die anrufen und bekennen, eingreifen wollen in Gegenwärtiges und Kommendes.

„Eine Lyrikerin, deren Werk zu den gültigen der gegenwärtigen deutschen Literatur gehört.“ Käte Hamburger, Poetica 1970

Angelika Mechtel - Kaputte Spiele

Roman. 272 Seiten. Kartonierte DM 18,—. Eine Generation verweigert sich: Träume und Tragödien der Outsider-Welt.

Martin Roda Becher - Saison für Helden

Roman. 311 Seiten. Kartonierte DM 16,—
Eine gelungene Satire und spannende Lektüre zugleich!

Heilwig Eulenburg - Zu nah

Texte über mich. Reihe Roter Schnitt. 144 Seiten. Kartonierte DM 8,—
Ungewöhnliche Texte, die mit Klarheit Beobachtungen, Erinnerungen und Assoziationen benennen.

Rolf Haufs

Der Linkshänder oder Schicksal ist ein hartes Wort

Roman. Reihe Roter Schnitt. 124 Seiten. Kartonierte DM 8,—
Ein ironisch-witziger Bericht von einem, der sich nicht anpassen will.

Michael Schulte

Die Dame, die Schweinsohren nur im Liegen ab

Geschichten. Reihe Roter Schnitt. 80 Seiten. Kartonierte DM 5,—
Hier werden auf bestürzende Weise Stereotypen und Denkklišees entlarvt, die mehr als nur literarischen Flurschaden anrichten können.

Eckart Kroneberg

Reise durch ein Land der Dritten Welt. 257 Seiten mit 2 Vorsatzkarten. Leinen DM 22,—

Dieser Bericht informiert über sämtliche Aspekte des Marokko von heute und reflektiert die Verantwortung der jungen europäischen Generation für die Dritte Welt.

Zum Beispiel Marokko

Piper

Neuerscheinungen

Frank Deppe

Verschörung, Aufstand und Revolution

Auguste Blanqui und das Problem der sozialen Revolution
308 Seiten, kartoniert 17 DM
Arbeiterbewegung, Theorie und Geschichte

Christian Riechers

Antonio Gramsci

Marxismus in Italien

256 Seiten, kartoniert 15 DM

Arbeiterbewegung, Theorie und Geschichte

Hans-Dieter Bahr

Kritik der „Politischen Technologie“

Eine Auseinandersetzung mit Marcuse und Habermas

112 Seiten, kartoniert 7 DM

Studien zur Philosophie

Claus Offe

Leistungsprinzip und industrielle Arbeit

Mechanismen der Statusverteilung in Arbeitsorganisationen der industriellen »Leistungsgesellschaft«

184 Seiten, Snolin-Broschur 15 DM, Leinen 22 DM

Kritische Studien zur Politikwissenschaft

Horst Kern · Michael Schumann

Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein

Eine empirische Untersuchung über den Einfluß der aktuellen technischen Entwicklung auf die industrielle Arbeit und das Arbeiterbewußtsein

Bd. I 288 Seiten mit zahlreichen Schaubildern

Bd. II 248 Seiten mit Tabellen und Anmerkungen zu Bd. I

Beide Bände zusammen kartoniert 42 DM

Forschungsprojekt des RKW Band 8

Europäische Verlagsanstalt

Neu bei „pläne“

Ernst Busch 1

Lieder der Arbeiterklasse
1917–1933

30-cm-LP, stereo, DM 19,—

u. a. mit: Linker Marsch —
Vorwärts, — Bolschewik, — Lenin —
Der heimliche Aufmarsch —
Seifenlied — Spartacus — Stempel-
lied — Der rote Wedding

Ernst Busch 2

Lieder des spanischen
Bürgerkrieges

30-cm-LP, stereo, DM 19,—

u. a. mit: Mamita mia — Vorwärts,
Internationale Brigade — Die
Thälmann-Kolonnen — Riego-Hymne
— Halt stand, rotes Madrid —
Hans Beimler, Kamerad

Hören Sie mal rot!

Arbeiterlieder-Festival '70
live

Arbeiterlieder gesungen u. a.
von Dieter Süverkrüp, Franz-Josef
Degenhardt, Hanns Ernst Jäger,
Hanns Dieter Hüsch, Hannes Stütz,
Die Conrads, Fasia, Münchener
Songgruppe,

Verlag „pläne“ GmbH

46 Dortmund,
Humboldtstraße 12

Marxismus — Digest

Theoretische Beiträge aus marxistischen
und anti-imperialistischen Zeitschriften

herausgegeben vom Institut für
Marxistische Studien und Forschungen,
Frankfurt/Main

2/70 „Neokolonialismus“

Enthält u. a. folgende Beiträge:

**Einige Aspekte des staatsmonopolisti-
schen Charakters des Neokolonialismus
und seines ökonomischen Funktions-
mechanismus**

**Ideologische Grundlagen des Neo-
kolonialismus**

**Ökonomische Aspekte des US-Imperia-
lismus**

**Zur neokolonialistischen Expansion des
westdeutschen Imperialismus in der
Gegenwart**

3/70 „Ökonomische Reformen in den
sozialistischen Staaten“

Enthält u. a. folgende Beiträge:

**Die optimale Leitung der Wirtschaft und
die Effektivität der materiellen
Stimulierung**

**Zu Grundfragen des sozialistischen
Eigentums an den Produktionsmitteln
und seiner Entwicklung in der DDR**

Der Markt im Sozialismus

**Die Wirtschaftsreform und einige
Probleme der optimalen Leitung der
sozialistischen Wirtschaft.**

**Ausgewählte Literatur zur Wirtschafts-
reform in den europäischen sozialisti-
schen Ländern**

Studentenpreis pro Nummer: DM 5,—

Bestellungen an

Institut für Marxistische Studien und
Forschungen

6 Frankfurt/Main, Liebigstr. 6

Aus Anlaß des 150. Geburtstages des Mitbegründers des wissenschaftlichen Sozialismus, Friedrich Engels, lädt der Parteivorstand der Deutschen Kommunistischen Partei ein zu einer internationalen theoretischen Konferenz zum Thema:

Friedrich Engels und die Arbeiterbewegung heute

Termin: 28. und 29. 11. 1970, Stadthalle Wuppertal-Eilberfeld

Einleitende Referate von:

- | | |
|-----------------------------------|---|
| Prof. Fedosejew | Direktor des Instituts für Marxismus-Leninismus der KPDSU, Moskau |
| Prof. Dr. H. Gemko | Stellvertretender Direktor des Instituts für Marxismus-Leninismus der SED, Berlin (DDR) |
| Prof. Dr. J. Schiefelstein | Direktor des Instituts für marxistische Studien und Forschungen, Frankfurt am Main |
| Willi Gern | Mitglied des Präsidiums des Parteivorstandes der DKP, Bremen |

Beginn: 28. 11. 70, 10.00 Uhr **Danach: Diskussion in Arbeitsgruppen**

Teilnahmegebühr 10,— DM, für Studenten, Schüler und Lehrlinge 5,— DM

Anmeldungen zur Teilnahme bitte bis spätestens 1. 11. 1970 einsenden an den Parteivorstand der DKP, Düsseldorf, Prinz-Georg-Straße 79

..... ✂
Ich möchte an der theoretischen Konferenz des Parteivorstandes der DKP zum Thema

„Friedrich Engels und die Arbeiterbewegung heute“ teilnehmen.

Name: _____

Beruf: _____

Adresse: _____